This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

1. Frankfurt am Main — Hist.

Frankfurter

Sagen- und Geschichten-Buch

herausgegeben von

Carl Bertling.

Karl Scheller, Frankfurt a. M.
1907.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
894431A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
M 1937 L

Vorwort.

Es ist eigentlich kein neuer Gedanke, der mich veranlaßte ein Sagen- und Geschichtenbuch der alten Kaiserstadt herauszugeben. Bereits früher hatten Georg Listmann und Karl Enslin die Sagen der freien Reichsstadt Frankfurt gesammelt; beide Werke sind gänzlich vergriffen und aus dem Buchhandel verschwunden. Listmann gab sagenhafte Stoffe in Form von Gedichten heraus, Enslins Sagenbuch ist im Kern gut, befaßt sich aber zu viel mit Anekdoten und sonstigem überflüssigen Beiwerk.

In vorliegender Sammlung habe ich versucht, die Sagen möglichst in Zusammenhang mit ihren Stätten zu bringen. Kurze historische Einleitungen werden den manchmal spröden Stoff gefälliger erscheinen lassen und sollen zu gleicher Zeit zur Belehrung und zu besserem Verständnis beitragen. Aeltere Begebenheiten wurden als Geschichten, die Drangsale Frankfurts am Ende des 18. Jahrhunderts als Geschichtsbilder eingereiht. Als Quelle wurde bei den Karolingersagen die Annalisten angeführt, im allgemeinen sind der treffliche Lersner, sodann Kirchner und andere als reiche Fundgruben benutzt worden, wobei zu bemerken ist, daß die Sagen des Frankfurter Waldes hier zum erstenmale veröffentlicht werden. Zu den geschichtlichen Einleitungen boten die „Baudenkmäler von Frankfurt" und die „Mitteilungen des Ver-

WOR 7 MAY'37

eins für Geschichte und Altertumskunde" wertvolle Unterlagen. Die Geschichtsbilder durften sich bereits in den hiesigen Tageszeitungen, wie General-Anzeiger, Frankfurter Nachrichten und Kleine Presse, des Beifalls vieler Liebhaber unserer Lokalgeschichte erfreuen. Für die Veröffentlichung sei den geehrten Redaktionen an dieser Stelle nochmals mein Dank ausgesprochen. Ich bin zwar überzeugt, daß man es bei Veröffentlichung solcher Sammlungen nicht jedem recht machen kann, doch darf ich zufrieden sein, wenn sich das Frankfurter Sagen- und Geschichtenbuch die Mehrzahl meiner Mitbürger zu Freunden erwirbt. Das wird der schönste Lohn für die Mühen sein, an denen es Herausgeber und Verleger nicht fehlen ließen.

Frankfurt a. M., im Oktober 1907.

Carl Bertling.

Inhaltsverzeichnis.

Das älteste Frankfurt und seine Sagen . . . 1
Die Gründung Frankfurts 6
Eginhard und Emma 8
Der Ring der Fastrada 12
Ludwig III. Tod zu Frankfurt 882 . . . 15
Sachsenhausen und seine Sagen 18
Die Söhne der Wittwe 27
Der Hund mit dem Kind 29
Der Heiligenstock an der Gerbermühle . . 31
Der Kaiserdom und seine Sagen 33
Die Salvator-Kapelle 40
Karl der Dicke zu Frankfurt 873 42
Das Weihnachtsfest 942 46
Der heilige Bernhard von Clairfaux zu Frankfurt 1142 47
Sankta Hildegardis 50
Günther von Schwarzburg 50
Günthers Tod 55
Das Grabmal Günthers 57
Die Wahl Maximilians 1486 60
Die alte Mainbrücke und ihre Sagen . . . 63
Der goldene Hahn auf der alten Brücke . 66
Wegewart 72
Das Kreuz auf der Mainbrücke 74
Der Eschenheimer Turm und die Sage vom Neuner in der Wetterfahne. . . . 79
Der Neuner in der Wetterfahne 81

Die Geschlechter 86
Der Schelm von Bergen. I. 86
II. 87
III. 88
Bechtram von Vilbel 91
Die Glauburger 94
Die beiden Herren von der Glauburg . . 96
Der Lump zum Paradies 98
Der Goldstein 100
Das Mailehen 103
Der Cleſernhof 104
Steffan von Cronstetten 106
Die Hynsperg 112
Der Frankfurter Wald und seine Sagen . . 114
Der Frankfurter Wald 114
Die beiden Grafenkinder 123
Der Königsbrunnen 126
Der Teufel im Forst 129
Wie der Teufel die Frösche singen lehrte 135
Das Mörderbrünnchen 137
Stadtsagen 141
Der kluge Reucker 141
Der große Durst von Villmar 144
Der Frankfurter Messerschmiede Wappen . 145
Der Erbsenhandel 147
Der bucklige Geiger 149
Ein Alt-Frankfurter Stadtgespenst . . . 154
Der Rabe im Gerichtssaal des Rathauses . 159
Der vorwitzige Schneider 161
Der Schuster im Backofen 162
Der letzte Krönungsbeutel 164
Der Türkenschuß 165

Die Turmkrone 168
Geschichten 170
Die Kronberger Schlacht 170
Die Fettmilchsäule 173
Die goldene Bulle 182
Die Aemter der Kurfürsten 186
Die Krönung Franz des Zweiten am 14. Juli 1792 190
Die letzte Kaiserniſche 201
Geschichtsbilder aus Frankfurts Vergangenheit 203
Die oberrheiniſchen Kreistruppen auf dem Fiſcherfelde zu Frankfurt am Main am 24. Juni 1757 203
Das Krönungslager bei Bergen vom 23. Sept. bis 17. Okt. 1790 217
Die Einnahme Frankfurts durch Cuſtine 22. Okt. 1792 228
Die Erſtürmung des Friedberger Tores durch die Heſſen am 2. Dezember 1792 . . 251
Die Cuſtinsmeſſer 270
Die Bedrängniſſe Frankfurts durch die Franzoſen vom 12. Juli bis 8. Sept. 1796 276
Die Errettung Frankfurts am 22. April 1797 294
Die Einverleibung Frankfurts in den Primatialſtaat 1806 300
Die Huldigung Frankfurts vor Dalberg . . 308

Das älteste Frankfurt und seine Sagen.

Die älteste Ansiedlung Frankfurts befand sich auf einer größeren Insel, die vom Main und einem seiner zahlreichen Nebenarme „der Braubach" oder „Bruchbach" gebildet wurde, letztere hat man als Fortsetzung des ziemlich breiten Niederbruchs und Metzgerbruchs zu denken. Dank ihrer hügeligen Lage bot diese Insel vor den zahlreichen Ueberschwemmungen einigen Schutz, erhöht wurde aber die Wichtigkeit des Platzes, durch eine vom Fahrtor schräg mainaufwärts laufende Felsenbank, die als sicherer und bequemer Uebergang den Verkehr zwischen beiden Ufern vermittelte. Zwar zeigte der Fluß zwischen Röder- und Sachsenhäuserberg noch einige seichte Stellen, welche aber durch ungünstige Uferverhältnisse beeinflußt wurden. Hier lag das sumpfige Fischerfeld, von einem Nebenarm der Braubach durchzogen, dem sich das Niederfeld anschloß. Wie schon der Name deutet, haben wir es hier mit dumpfen, sumpfigen Wiesen und hohem Ried, durchzogen von den zahlreichen Nebenarmen des Niederbruchs zu tun, die eine Ansiedlung in dieser Gegend ausschlossen. Auch im Nordwesten der Insel zeigt sich das gleiche Bild. Hier zog von der Braubach ein breiter Sumpf nach dem Rüsterse, einer großen, langgestreckten Wasserfläche, welche wiederum durch zahlreiche Wasserlachen mit den ausgedehnten Sümpfen der Nidda in Ver-

bindung stand. Erst im Norden begann eine hügelige, von der Niddaniederung durchbrochene Landschaft, die nach den blauen Höhen des Taunus führte. So sah ungefähr die Gegend aus, als die ersten Ansiedler, arme Fischer und Jäger, ihre ersten Hütten aufschlugen. Zahlreiche Hügelgräber im Stadtwald und den benachbarten Waldungen deuten auf diese Siedelungen vor dem Eindringen der römischen Legionen hin, doch konnte auf unserer Maininsel eine solche sehr wahrscheinliche Urbarmachung nicht bewiesen werden. Die Römer waren die ersten, die dem Platze Spuren ihrer Tätigkeit aufdrückten. Zwischen der jetzt abgerissenen Höllgasse und dem Weckmarkt fand man bei Erdarbeiten die Mauern eines römischen Kastells, das den Mainübergang beherrschte. Im Westen schloß sich eine römische Niederlassung an, denn der Verkehr an der Furt, dürfte damals schon zahlreichen Handwerkern und Handelsleuten lohnenden Verdienst gegeben haben. Weitere Funde machte man beim Abbruch des Freiheitsbrunnens auf dem Hühnermarkt. Hier legte man die Grundmauern einer römischen Villa bloß und stieß auf altes Steinpflaster, die Ueberreste einer römischen Verkehrsstraße nach Norden (Steingasse?). So mögen im Boden der Altstadt noch manche stummen Zeugen jener Zeit schlummern, die uns über Anlage und Ausdehnung dieser Römerstadt genaue Auskunft geben könnten. Das Kastell ist im dritten Jahrhundert bei dem Einbruch der Alemannen in das römische Dekumatland für immer zerstört worden, nicht aber die Ansiedelung auf deren Trümmern sich die deutschen Eroberer anbauten. Wie sich diese römische Niederlassung

nannte und welchen Namen die germanische führte, sind zwei offene Fragen, die vielleicht eine künftige Zeit beantwortet. Anfangs des sechsten Jahrhunderts nehmen nach der Entscheidungsschlacht bei Zülpich die Franken das Land in Besitz und erklären die Gegend als Krongut ihrer Könige. Die Errichtung größerer Meierhöfe bei zunehmender Urbarmachung des Landes folgte. Die Bevölkerung scheint eine ziemlich zahlreiche geworden zu sein, denn man deckte am Gallustor, an der Stelle der ehemaligen Main-Neckar- und Taunus-Bahnhöfe, sowie an der Markthalle alte fränkische Begräbnisstätten auf, die aus dem Zeitalter der Merovinger stammten. Zum erstenmale taucht im Jahre 794 die Ansiedlung mit Namen aus dem Dunkel der Zeiten. Eine Schenkungs-Urkunde Karls des Großen vom 22. Februar 794 meldet: „Actum super fluvium Moin in loco nuncupaute Franconofurt". Der Name leitet sich also von der strategisch wichtigen Furt der Franken her, die Karl bei seinem ersten Feldzug gegen die Sachsen zwei Jahre früher zum Uebergang seines Heeres schon benutzte. Im Sommer desselben Jahres tagt hier unter des Kaisers Vorsitz das dritte Konzil der germanischen, gallischen und italienischen Bischöfe, dem zwei Abgesandte des Papstes Hadrians I., Theophilus und Stephanus beiwohnten, um die Ketzereien der spanischen Bischöfe Felix am Urgel und Elipandus von Toledo zu verdammen. Diese hatten im Widerspruch mit der Dreieinigkeitslehre der Kirche, Christus als den Adoptivsohn Gottes erklärt. Im weiteren beschäftigte sich diese Synode mit dem Verbot der Bilderverehrung, geistlichen Disziplinarvor-

schriften und namentlich mit der Durchführung des gesetzlichen, geistlichen Zehnten vom Eigentum. Auch Herzog Tasilo von Bayern stand als reuiger Sünder in der Versammlung, um für seinen Treubruch Verzeihung zu erflehen. Tasilo mußte unter Verzicht auf alle Rechte für sich und seine Nachkommen ins Kloster gehen. Ein gleichzeitiges Schreiben des Patriarchen Paulinus spricht von „in loco celebri Franconofurt". Dieser Wortlaut bestätigt, daß man es mit mit einem bebauten größeren Platze zu tun hatte, denn das öftere Verweilen des Kaisers deutet darauf hin, daß bereits vor der ersten urkundlichen Erwähnung sich hier eine königliche Pfalz befand. Als „Frankenfurt" wird die Stätte zum ersten Male am 25. März 799 urkundlich erwähnt.

Karls Nachfolger, Ludwig der Fromme, baute sich am Mainufer, jedenfalls an Stelle dieser Pfalz 822 einen neuen Palast, der Sal, auch später Saala geheißen, an den der jetzige Saalhof erinnert. Bei dem Abbruch des ältesten Teiles dieses Gebäudekomplexes im Jahre 1844 traten die Fundamente nebst den karolingischen Befestigungen klar zu Tage. In diesem Palatium wurde dem Kaiser von seiner zweiten Gemahlin Judith, einer Tochter des bayerischen Grafen Welf, zum Unglück des Reiches ein Sohn geboren, Karl der Kahle. Nach dem Tode Ludwigs des Frommen kam es vor Frankfurt im August 840 beinahe zu einem Kampf um des Reiches Krone zwischen seinen Söhnen Ludwig und Lothar. Der erstere schlug zu Frankfurt sein Lager auf, Lothar zog sich bei der Kriegsbereitschaft des Bruders nach dem unteren Maine zurück und wandte sich dann

weiter, um seinen Bruder Karl zu bekriegen. Dieser Vorfall mag Ludwig mit dem Beinamen „der Deutsche“ veranlaßt haben, seinen späteren Lieblingsaufenthalt Frankfurt mit festen Mauern zu umgeben unter Einbehaltung der natürlichen Grenzen. Der Umfang dieses alten karolingischen Frankfurts auf der Maininsel ist durch den Lauf der Braubach bestimmt, die später bei der zweiten Stadterweiterung zum großen Antauche überwölbt wurde. Die Grundmauern dieser ältesten Stadtbefestigung ziehen sich in der Gegend des Hauses „Schöne Aussicht“ 16 an einer Verbindung zwischen Braubach und dem Maine nach Norden zum Frohnhofe hin, erreichen hier den Hauptarm und gehen an diesem zwischen dem Kompostellhofe und der ehemaligen Dominikanerkirche über die Fahrgasse, wo sich ein Stadttor befand, nach dem goldnen Löwen, dem jetzigen Württemberger Hof, zu der jetzt abgetragenen Borngasse. Dort läuft die alte Stadtgrenze unter dem ehemaligen „Alten Wolf“, dem „Rebstock“, dem „Nürnbergerhof“, hinter dem „Steinernen Haus“ zur Neuen Kräme, wo ein weiteres Stadttor den Verkehr vermittelte. Die jetzige Braubachstraße hält von der Domstraße ab deutlich diese alte Grenze ein. Dann schreitet die Stadtmauer an der Paulskirche vorbei, unter der Stadthauptkasse hin zum „Bunten Löwen“, großer Kornmarkt 7; zum „Alten Speicher“, Rotekreuzgasse 1; zur „Goldenen Birne“ in der Schüppengasse, jetzt Bethmannstraße 36 und zur ehemaligen Weißfrauenschule, wendet sich von hier nach Süden, um in der Gegend des ehemaligen Schneidwalls den Main zu erreichen. Dieses Frankfurt wurde bald der Lieblingsaufenthalt

der karolingischen Herrscher, sein Palast wurde als „Hauptsitz des ganzen östlichen Reiches“ und die Stadt als weltliche Hauptstadt (metropolis civilis) des ostfränkischen Reiches gerühmt. Ludwig der Deutsche und seine Gemahlin Emma starben in diesem Palatium, auch deren Sohn Ludwig der Ostfranke.

Wie bewiesen, war eine Ansiedlung schon in den Römerzeiten vorhanden, Karl der Große aber darf als der zweite Gründer der Stadt gelten. Er legte den Grundstein zu Frankfurts Macht und Größe, das seine Nachfolger verschönten und ausbauten. Im Volke, das seinen großen Kaiser, wie alle seine Lieblingshelden gern in das Reich der Sage zog, geht über die Gründung Frankfurts folgende Mär:

Die Gründung Frankfurts.

Bei einem Feldzug gegen die wilden Sachsen kam Karl, der große Kriegsheld, in arge Bedrängnis. Das Schlachtenglück hatte sich auf die Seite seiner Gegner geneigt, die unaufhaltsam vordrangen, um das geschlagene Frankenheer zu vernichten. Schon waren ihm die Verfolger auf den Fersen, schon hörte man ihr wildes Schlachtgeschrei, als das Heer plötzlich vor einem breiten Flusse stand, über dessen ungastlichen Ufern schwere Nebel lagerten und jedes Entrinnen unmöglich machten.

An dem Glück der Waffen zweifelnd, das ihn betrogen hatte, bat der Kaiser als Schirmherr der

Christenheit den großen Schlachtenlenker im Himmel um Beistand und Errettung aus Feindeshand. Sein Gebet wurde erhört, denn plötzlich teilte sich der Nebel und eine weiße Hirschkuh watete mit ihrem Jungen durch eine seichte Furt dem anderen Ufer zu. Der Kaiser verstand dieses Zeichen und führte das ganze Heer ohne Verlust über den Main ans jenseitige Land. Jetzt hatten auch die Feinde den Fluß erreicht, fanden aber statt der Frankenkrieger nur reißendes Wasser, bedeckt mit dichtem Nebel vor. Wutschnaubend riefen sie: „Franke fort!", so daß man ihr Geschrei am anderen Ufer deutlich hören konnte. Froh wegen seiner Rettung rief der dankbare Kaiser: „Laßt uns zum Schutze dieser Furt eine Stadt bauen. Sie soll Frankenfurt heißen, da drüben aber laßt die Sachsen hausen!"

Bald überschritt Karl mit einem großen Heere die Furt, um die Sachsen in ihrem Lande aufs Haupt zu schlagen. Bei seiner Rückkehr gründete er eine blühende, fränkische Niederlassung, baute dem Erlöser als Retter aus Gefahr eine Kirche und für sich eine prächtige Pfalz. Getreu seines Gelübdes nannte er die Stätte wegen der Furt, die ihn und seine Franken gerettet und zur Erinnerung an das Geschrei der Sachsen „Frankfurt", drüben aber siedelte er kriegsgefangene Sachsen an und nannte den Ort „Sachsenhausen."

Zur Erinnerung an das tausendjährige Bestehen des Reichs ließ die Administration des Städel'schen Kunstinstituts dem sagenhaften Gründer der Stadt durch den Bildhauer K. E. Wendelstadt ein Standbild anfertigen, welches nach dessen frühzeitigem Tod

von Zwerger fertiggestellt und dem Senate der freien Stadt Frankfurt zum Geschenk gemacht wurde. Dieser errichtete 1843 dieses Monument auf der alten Brücke, als dem geeignetsten Platz, wo es heute noch steht.

Ernst und sinnend blickt der große Kaiser auf sein geliebtes Frankfurt, das sich in ungeahnter Größe in den Wellen des Stroms spiegelt. Karl wurde unter Kaiser Friedrich I. vom Papste Paschalis heilig gesprochen und gilt als Schutzpatron von Frankfurt. An seinem Namenstag, dem achtundzwanzigsten Januar, läutet ihm zu Ehren vom hohen Dome die große nach ihm benannte Karolusglocke.

Eginhard und Emma.

Eginhard, der Geheimschreiber Karls des Großen, dem wir eine treffliche Lebensgeschichte des Kaisers verdanken, war in Emma, einer Lieblingstochter Karls in heftiger Liebe entbrannt. Seine Liebe fand Erwiderung, und Emma wußte es so einzurichten, daß Eginhard unbemerkt des Abends in ihre Kemenate schleichen konnte.

Dort schmiedete man Pläne für die Zukunft, deren wichtigster war, bei Gelegenheit dem Hofe zu entfliehen, sich heimlich trauen zu lassen und dann erst die Gnade des Vaters anzugehen. Eines Abends hatte Eginhard wiederum bei Emma geweilt. Zärtlich nahm er von der Geliebten Abschied aber — o Schrecken — draußen im Hof war hoher Schnee

gefallen, der seiner Fußspur zum Verräter werden mußte. Aber Emma wußte Rat. Entschlossen nahm die starke Kaiserstochter Eginhard auf die Schultern und trug ihn durch den Schnee über den Hof, wo seine Gemächer waren. Beim Rückweg suchte das mutige Mädchen die Spuren zu verwischen und glaubte vor Entdeckung sicher zu sein. Aber der Zufall ließ seine Würfel rollen. Der Kaiser hatte eine schlaflose Nacht und beobachtete von seinem Fenster, wie das sonderbare Paar durch den Schnee über den Hof schritt. Nun hatte er alles erraten, nahm sich aber vor, kein Aufsehen über die Fehle der Tochter zu erregen, sondern die Angelegenheit am anderen Morgen seinen Räten zur Entscheidung vorzulegen.

Am nächsten Tage unterbreitete Karl seine Wahrnehmung den versammelten Räten und fragte, was mit dem geschehen solle, der sich erdreiste, eine Kaiserstochter anzutasten und zu entführen. Diese ahnten, daß nur ein Höfling gemeint sein konnte und empfahlen den Verbrecher der Gnade des Kaisers, der allein in solcher Sache urteilen könne. Nur Eginhard, der andere in Verdacht hatte, bestimmte, daß solch Unwürdiger den Tod empfangen sollte. „Dann hast Du Dein Urteil selbst gesprochen", meinte Karl, „denn der Unwürdige, der meine Wohltaten mit solchem Undank lohnte, bist Du!"

Eginhard warf sich dem Kaiser zu Füßen, dieser aber wandte sich von ihm und konnte sich nur auf die Fürsprache seiner Räte dazu verstehen, die Todesstrafe in lebenslängliche Verbannung umzuwandeln. Am folgenden Tage verließ Eginhard im Büßerkleide die Frankenfurt, aber in kurzer Zeit war

auch Emma verschwunden um dem Geliebten in die Verbannung zu folgen.

Mehrere Jahre waren verflossen, ohne daß die Nachforschungen Karls nach seiner Tochter mit Erfolg gekrönt waren. Da griff der Zufall zum zweitenmale als Verräter ein.

Einst hatte sich der Kaiser bei der Jagd im Dreieich in der Gegend von Obermühlheim verirrt. Hungrig und durstig kam er endlich an den Main und sah zwei rotwangige Kinder im Sande spielen. Karl trat hin, nahm die beiden an der Hand und bat sie, ihn nach der Hütte ihrer Eltern zu führen. Erstaunt sahen die Kleinen den fremden Mann an, faßten aber Zutrauen und führten ihn nach ihrem Heim, einer ärmlichen Fischerhütte, die versteckt hinter Weiden am Wasser lag. Freundlich bat er dort eine junge Frau, die gerade Netze flickte um Speise und Trank. Diese schien über den unerwarteten Besuch des Jägermannes erschrocken, holte den Fremden einen kühlen Trunk und begann dann an dem Herde eine Mahlzeit Fische herzurichten. Der Kaiser schaukelte die Kinder auf dem Schoße, die jetzt zutraulicher wurden und konnte sich an den Kleinen nicht satt sehen, denn diese Züge glichen denen Emmas und ihn überkam eine unüberwindbare Sehnsucht nach seinem Kind. Mittlerweile hatte die Frau abgewandten Blickes das Essen aufgetragen. Aber kaum hatte Karl versucht, so war das Rätsel gelöst, denn auf diese Art konnte nur Emma sein Lieblingsgericht bereiten. Er sprang auf, nahm das zitternde Weib bei der Hand und zog es ins Helle. Er hatte sich nicht getäuscht, es war Emma, die hier mit ihrem Ge-

mahl Eginhard in der niederen Fischerhütte wohnte. Uebermannt vor Freude und Rührung zog Karl die wiedergefundene Tochter an sich, schloß sie in seine Arme und rief: „Selig sei die Stätte, wo ich mein Kind wiedergefunden". Mittlerweile war auch Eginhard, der Verbannte, als armer Fischer eingetreten und bat um Gnade. Karl verzieh ihm und herzte und küßte seine zwei pausbackigen Enkel. Seit dieser Begebenheit hieß der Ort nicht mehr Obermühlheim, sondern nach des Kaisers Ausruf Seligenstadt, weil er selig über das Wiederfinden seines scheinbar verlorenen Kindes war. Das Paar wurde später vom Kaiser mit Gütern zu Obermühlheim, Mühlheim und Michelstadt belohnt und oft und gern weilte Karl hier bei seinen Kindern. Eginhard baute später an der Stelle, wo seine arme Hütte stand, eine große prächtige Kirche, auf deren Grundmauern sich die herrliche Abtei erhebt und sich stolz im Spiegel des Maines malt. Dort ruht auch in einem herrlichen Marmorsarkophage die Asche Eginhards und Emmas, die angeblichen Stammeltern der Grafen von Erbach.

Soweit die Sage. In gleichzeitigen Urkunden wird öfters eine Emma als Gattin Eginhards erwähnt, aber erst im Jahre 1095 ist von ihrer Herkunft als Kaisertochter die Rede. Für die Angabe spricht der Umstand, daß Ludwig der Fromme ein Jahr nach dem Tode seines Vaters an Eginhard und Emma die Orte Obermühlheim, Untermühlheim und Michelstadt im Odenwald schenkt. Die Beifügung des Namens der Gattin muß bei den Verdiensten Eginhards auf besondere Umstände schließen lassen. Wir wissen, daß Eginhard zu Ehren der hei-

ligen Peter und Marcellinus eine neue Kirche baute und mit Reliquien ausstattete, die erste Grundlage zur jetzigen Abteikirche. Nach dem Tode seiner Gattin Emma um 840 verwandelte er das Stift in ein Benediktinerkloster und trat in dasselbe als erster Abt ein, überlebte aber seine Gattin nur um acht Jahre. Durch die Reliquienverehrung ward diese Stätte der Seeligen bald ein berühmter Wallfahrtsort und dürfte daran seinen Namen Seligenstadt herleiten. Ludwig der Deutsche hielt hier 875 eine Fürstenversammlung ab. Der kostbare Marmorsarkophag, welcher den Staub Eginhards und Emmas birgt, soll 1722 angefertigt worden sein. Früher barg ein gothischer Steinsarg die Ueberreste der beiden, dieser befindet sich als Geschenk des Großherzogs Ludwig I. von Hessen in der Eginhardskapelle des Erbacher Schlosses. Wie schon erwähnt, versuchen die Grafen von Erbach ihren Stammbaum auf Eginhard und Emma zurückzuführen, wie viele Familien des alten deutschen Schwertadels, z. B. die Riedesel, die Ysenburger, die Nordeck zur Rabenau und andere, welche ihre Herkunft in das Dunkel der Sage verlegen.

Der Ring der Fastrada.

Karls des Großen vierte Gemahlin, Fastrada, Tochter eines thüringischen Grafen, war verhaßt wegen ihrer Grausamkeit. Man sagte, daß sie den gütigen und gerechten Herrscher mit Zauberkräften so

im Bann halte, daß er ihre Taten nicht sehe und bei ihrem Unrecht schweige.

Im Jahre 794 starb die schlimme Fastrada zu Frankfurt eines plötzlichen Todes. Alles atmete erleichtert auf, als das stolze Weib verschieden, das auf den Kaiser einen unheilvollen Einfluß ausgeübt hatte; nur Karl war untröstlich und glaubte nicht, daß Fastrada tot sei. Er hielt den Leichnam liebkosend in den Armen und wollte ihn nicht hergeben, sodaß man ernstlich um des Kaisers Verstand fürchtete; er meinte sein Weib schlafe nur, denn so lange er lebe, könne ihn Fastrada nicht verlassen.

Da betete eines Nachts Erzbischof Turpin inbrünstig um einen Fingerzeig des Himmels, um den Kaiser aus dem Bann zu erlösen, der den Tod der Kaiserin zu überdauern schien. Im Traume erschien ihm ein Engel und befahl ihm von der Hand der Leiche einen Ring zu ziehen, der übernatürliche Kräfte besitze. Fastrada hatte dieses Kleinod nie ausgezogen und wollte es auch im Tode behalten. Einst soll sie diesen Ring am Hörselberge, dem Wohnsitze böser Geister, von einer unbekannten Frau geschenkt bekommen haben, jene Unbekannte soll aber Frau Holle gewesen sein, die in dem Berge ihr Wesen trieb und durch Geschenke an Menschenkinder Unheil anrichtete. Der Bischof machte sich auf, schlich sich zu der Leiche und zog ihr unbemerkt den Ring von dem kalten Finger. Da erwachte der Kaiser plötzlich aus dem Bann, betrachtete erschrocken das blasse, tote Weib und konnte nicht begreifen, was ihn so lange an die Bahre fesseln konnte. Mit großen Ehren wurde der Leichnam Fastradas nach Mainz gebracht

und dort zu Sankt Alban beigesetzt. Aber der Ring sollte seinem neuen Besitzer kein Glück bringen, denn jetzt verfolgte der Kaiser den Erzbischof, so daß dieser vor seinen Liebkosungen sich kaum zu retten wußte, denn des Ringes Zauberkraft hatte sich übertragen. Da beschloß Turpin sich des Kleinods da zu entledigen, wo es keines Menschen Auge mehr erblicken sollte. Bei einem Aufenthalte auf des Kaisers Jagdschloß zu Aachen, schleuderte er den Ring bei stürmischer Nacht in einen Teich und meinte damit den Zauber gebrochen zu haben. Aber den Kaiser überkam von jetzt ab stets eine geheime Sehnsucht nach den stillen Gewässern. Stundenlang saß er oft am Ufer und dachte an Fastrada und das Trugglück, mit dem sie ihn umgab. Dann kam es ihm vor als tauche aus dem Teiche ihr geliebtes Antlitz und lächele ihn verführerisch an. Glückselig verließ dann der Kaiser diese Stätte, denn er glaubte Fastrada lebe unsichtbar um ihn her. Auch seine Heirat mit der schönen Luitgard von Schwaben im folgenden Jahre konnte daran nichts ändern, er konnte Fastrada nicht vergessen.

Später baute der Kaiser in der Nähe des Teiches ein herrliches Münster, in dem viele seiner Nachfolger gekrönt wurden. Dort wurde auch Karl am 28. Januar auf einem Marmorsessel sitzend beigesetzt. Otto III. und Friedrich Barbarossa ließen die Gruft öffnen, bis Friedrich II. die Ueberreste des heilig gesprochenen Karl in einen kostbaren mit Edelsteinen besetzten Schrein legen ließ, der sich heute noch im Aachener Domschatz befindet.

Auf die Gruft Fastradas zu Sankt Alban ließ der Kaiser einen kostbaren Grabstein errichten. Stift und Kirche wurden am 23. August 1552 bei dem Raubzuge des Markgrafen Achilles von Brandenburg eingeäschert, der Stein wurde später in den Dom gebracht. Ueber den Schutzpatron des Stiftes noch einige Worte. Sankt Alban wurde auf dem Gartenfelde von den Arianern hingerichtet, einer von dem Bischof Arius von Alexandria gegründeten Sekte, die auch Theodorich den Großen zu ihren Anhängern zählte. Alban soll nun sein abgeschlagenes Haupt aufgehoben und bis zu jener Stelle gewandert sein, wo man dem Wunder zu Ehren, Stift und Kirche baute und nach ihm nannte.

Ludwig III. Tod zu Frankfurt 882.

Ludwig, der Deutsche, hatte am 28. August 876, einundsiebzig Jahre alt, zu Frankfurt in der Saala das Zeitliche gesegnet. Als seinen Nachfolger bestimmte er seinen zweitältesten Sohn Ludwig, der als Ludwig der Dritte, mit dem Beinamen „Der Ostfranke" die deutsche Krone trug. Leider sollte dieser treffliche Herrscher seinen Vater nur um sechs Jahre überleben.

Es war im Anfang des Jahres 882, als der junge König in banger Sorge um des Reiches Schicksal auf seinem Sterbelager in der Saala ruhte. Im Norden des Reiches waren wilde Normanen eingefallen und waren bereits den Rhein herauf bis Cob-

lenz vorgedrungen. Trier und Aachen, mit seiner Kaiserpfalz waren in Flammen aufgegangen und die nordischen Recken verwüsteten mit Feuer und Schwert das unglückliche Land zu einer trostlosen Wildnis. Der König versuchte zu Frankfurt ein Reichsheer zu sammeln, da machte die tötliche Krankheit sein Werk zu nichte.

Man hatte dem Kranken auf seinen Wunsch die Fenster geöffnet, denn er verlangte nach frischer Luft und wollte das geliebte Landschaftsbild des Mains noch einmal sehen. Hier hatte er seine Jugend verbracht. Wie oft hatte er drüben im Reichsforst Elen und Auer gejagt. Düster und schweigend wie in finsterer Trauer zog sich jetzt der Wald vom Sachsenhäuser Berge zu den winterlichen Ufern des Flusses. Wenn der Feind bis hierher dringen sollte, um sein geliebtes Frankfurt zu verheeren? Wenn der Sieger diese Hallen zerstören würde, um des Königs Grab zu schänden? Ludwig faltete die bleichen Hände zum Gebet und flehte zu dem Herrn der himmlischen Heerscharen, in dessen starker Hand Sieg und Vernichtung lag. „Herr erhöre das Gebet des Geringsten deiner Knechte und laß mein Werk nicht zu Schanden gehen. Behüte und beschütze es, um deines Namens willen!“ Da überkam den sterbenden König ein wunderbar Gesicht. Er sah vor sich das Heer der Normannen, unzählbar wie der Sand am Meere, hinter Werken und uneinnehmbaren Verschanzungen. Die Sonne spiegelte sich auf ihren Waffen wie auf einem endlosen eisernen Meer. Da kam unverzagt ein Häuflein deutscher Ritter, kenntlich an den rot-weißen Frankenwimpeln. Sie stiegen von ihren Pferden und rückten

wie eine lebende, waffenstarre Mauer gegen die Feinde vor. Die Lanzen splitterten, Schwerter klirrten und Panzer krachten in dem wilden Mordgewühle. Schon kam das deutsche Häuflein ins Wanken, da geschah das Unerwartete. Aus den Wolken sprengte auf leuchtendem Rosse ein strahlender Ritter, herrlich wie die Sonne und führte die Deutschen in die Feinde. Diese wandten sich entsetzt zur Flucht und die Ritter mähten die Normannen wie reifes Korn im Erntemond. Allen voran aber sprengte Sankt Michael, der Erzengel und Schirmherr des deutschen Banners.

Der König wachte auf und erzählte das wunderbare Ereignis, das er mit den Augen seiner Seele gesehen, dann nahm er von allen Abschied und starb in den Armen seiner Gemahlin Luitgard. Wie die Chronisten melden, stand zu jener Zeit über dem Palast zu Frankfurt ein feuriger Stern. Auch soll an das Sterbebett des Königs plötzlich ein unbekannter Ritter getreten sein. Dieser sah dem Sterbenden ins Gesicht. Ueber das Antlitz des Königs ging es wie Sonnenschein. Glückselig lächelte er den Fremden an und verschied. Niemand sah den fremden Ritter kommen und niemand sah ihn fortgehen. Es soll Sankt Michael gewesen sein, der den König in letzter Stunde tröstete und keinen Deutschen untergehen läßt, denn einige Zeit später erfüllte sich des Königs Traum. Arnulph erkämpfte mit der deutschen Ritterschaft bei Löwen an der Dyle einen glänzenden Sieg gegen die Uebermacht der Normannen, die sich dort verschanzt hatten. Was nicht unter dem Schwerte fiel, kam in den Sümpfen um. Das hatte Ludwig im voraus gesehen als Trost in letzter Stunde.

Sachsenhausen und seine Sagen.

„Frankfurt liegt ein Ding über heißt Sachsenhausen?“ läßt Goethe in seinem Götz von Berlichingen Liebtraut den hochgelahrten Frankfurter Juristen Olearius fragen. Sachsenhausen war allerdings noch bis 1866 ein merkwürdig Ding. Zur Stadt Frankfurt gehörig, bildete dieser linksmainische Stadtteil mit seinem ländlichen Gepräge und seinen engen, winkeligen Gassen ein ganz besonderes Bild. Scharf unterschieden sich Bewohner durch Sitten und Gebräuche, namentlich aber durch ihre rauhe, breite Sprache von ihren fränkischen Nachbarn, von denen sie durch den Main getrennt, aber durch eine Brücke verbunden waren. Erst die letzten Jahre ließen durch Zuzug und Erweiterungen die alten Eigentümlichkeiten schwinden. Es schien früher, als ob hier ein anderer Volksstamm wohne, so daß die Sage von der Gründung des Ortes an Wahrscheinlichkeit gewinnt. Karl der Große soll bei seinen Feldzügen gegen die Sachsen in den Jahren 783, 794 und 804 Kriegsgefangene dieses Stammes ins Frankenland gebracht und zur Ansiedelung gezwungen haben. Bereits 794 ist davon die Rede, daß die Sachsen bei ihrer Uebergabe bei Sinotfeld Geiseln stellten und jeder dritte Mann nach Franken abgeführt wurde. Weiter wird berichtet, daß Karl im Sommer 804 alle Sachsen mit Frauen und Kindern, welche im Gau Wihmuodi, zwischen Weser und Elbe wohnten, nach Franken geführt und ihren Gau den Abotriten überlassen habe. Ortsnamen, wie Sachsenheim, Sachsenflur, Groß-

sachsen u. s. w. lassen diese alten sächsischen Zwangsniederlassungen unschwer erkennen. Die bequeme Annahme den Ortsnamen von einem Ansiedler herzuleiten, ist hier wohl nicht zutreffend. Es käme hier der Name Sasso in Betracht, ein in den weitesten Kreisen unbekannter Herr, dessen Existenz mehr wie zweifelhaft erscheint. Im Gegensatz zum fränkischen Dialekt zeigt hier die Sprache ihre gewissen unbeugsamen Eigentümlichkeiten. Drüben in Frankfurt sprach man das richtige „Frankforterisch" mit seinem versalen â, einem Mittellaut zwischen breitem a und ä. Die Bewohner der Bockenheimergasse redeten durch den Verkehr ins Kurmainzische schon mit Anklängen an die rheinische Mundart, während Bilbeler- und Altgässer sich durch breite, wetterauische Aussprache einiger Worte unterschieden. Nur der Sachsenhäuser Dialekt weist keine Anklänge an die benachbarten Dialekte auf. Er ähnelt mehr dem altsächsischen in der Dehnung der Vokale. Anbei ein kleiner Vergleich mit einem Satze des altsächsischen Taufgelöbnisses (779): „ec gelôbo in hâlogan gâst". Der alte Sachsenhäuser sprach: „Aich glaab an haalige Gaast", während die Stelle auf fränkisch lautet: „ih gilaubu in hailagan geist". Der Dialektunterschied zwischen sächsisch und fränkisch ist in diesem einen Satze klar zu beobachten. Das Jahr 1394 brachte für den kleinen Stadtteil eine weitere Ausdehnung seiner Ländereien, nachdem Siegfried zum Paradies zwei Jahre zuvor, den letzten königlichen Rest der Dreieich für die Stadt erworben hatte. Man begann am alten Berge zu roden, um weiter Land für die feldbauende Bevölkerung Sachsen-

hausens zu schaffen, (der „Alte Bergwog" erinnert noch an diese Zeiten), zwei Jahre später erfolgten solche Urbarmachungen am neuen Berge, also dem Mühlberg. Bei diesen Rodungen wurde die jedenfalls sehr unbedeutende Siedelung „Hohenrode" abgebrochen, welche diesen Namen von ihrer Lage im Gegensatz zu der Oberrode und Niederrode führte. Diese neue Ausdehnung des Gebiets erforderte nun auch den nötigen Schutz der auf dem Felde arbeitenden Bürger. Die erste Warte wird 1396 erwähnt, aber bereits 1425 abgebrochen, nachdem sie 1416 von dem letzten Falkensteiner, welcher sich das Recht des Wildbannherren anmaßte, zerstört worden war. Am 12. Juni 1470 wurde, geschützt durch ein Machtgebot Friedrichs III. der Bau der Sachsenhäuserwarte begonnen und im Herbst 1471 vollendet.

Wenn auch nicht zum Bereich der Sage gehörend, so sei doch unsrem alten Sachsenhausen, das immer mehr Durchbrüchen und Verbreiterungen zum Opfer fällt, an dieser Stelle eine kurze gedrängte Darstellung geweiht, die gewiß auch den Neufrankfurtern, die öfters zu ihren linksmainischen Nachbarn pilgern, willkommen sein dürfte.

Im Gegensatz zu dem mauerumgürteten Frankfurt war dieser Stadtteil nur mit Zaun, Graben und Gebüsch gegen den Angriff der zahlreichen Feinde geschützt, noch 1373 zahlt der Rat zehn Pfund Heller zu dem Zaun und acht Pfund zu dem Dorn in Sachsenhausen. Drei Tore, das Affentor, die Oppenheimerpforte und das Tor am Ulrichstein dienten dem Verkehr. Letzteres wird 1470 erweitert, daß zwei Pferde mit einem Wagen durchkönnen, es schien

also als Fußgängerpforte zuvor benutzt worden zu sein. Erst 1490 beginnt man Werke zu errichten und Sachsenhausen in den Bereich der Stadtbefestigung einzuziehen. Als ältester Teil dürfte die südlich von der nach Oberrad zu errichteten Pforte abzweigende Landmauer mit ihren drei Türmen gelten, welche über das alte Auslager zog und nur eine stark befestigte Futtermauer des hohen Werkes darstellte. Sie mag vor der allgemeinen Befestigung entstanden sein, da dieser Teil am meisten gefährdet schien. Dieses ehemalige Auslager diente bei streitigen Wahlen als Lagerplatz des Gegners, so 1313, als Friedrich der Schöne von Oesterreich gegen Ludwig den Bayer Sachsenhausen belagerte. Vom Affentor bis zum Ulrichstein zog die mit 14 Türmen bewehrte Stadtmauer, darunter die mit zwei Rundtürmen flankierte, später zugemauerte Oppenheimerpforte. Vom Ulrichstein bis zur Alten Brücke mit ihrem prächtigen Turme schließen die Häuser der alten Sachsenhäuser Fischergasse, später Löhergasse genannt, nach dem Main zu ab und zeigen vier Durchgänge, das Bleich-, Mittel-, Mühl- und Neupförtchen. Von der Brücke aus beginnt wieder die Stadtmauer mit dem Kuhhirtenturm und vier kleineren Mauertürmen, Weißes Roß, Pulverturm, Rehkalb und Tiergarten genannt, die mit Ausnahme des ersteren bei der Errichtung des Kais niedergelegt wurden. An der Südseite der Landbefestigung lagen zwei Vorstädte. Eine kleine Häuserreihe vor der Oppenheimerpforte, die andere größere vor dem Affentor auf dem Steinweg mit der alten Quirins- oder Kuhrainspforte. Beide wurden vor Beginn der großen Be-

lagerung 1552 niedergelegt. Die Quirinspforte wurde zwar wieder aufgebaut, mußte aber 1645 bei der Umwandlung der Befestigung in Bastionen wieder abgerissen werden. An ihrer Stelle wurde ein Schlag errichtet, wo das Nürnberger Geleit von Kurmainz an Frankfurt abgegeben wurde. Betreffs des Geleitsrecht, wobei ein Unterschied zwischen dem hohen oder Insignieengeleit und Meßgeleit gemacht wurde, kam es öfters mit Kurmainz zu Streitigkeiten. So wurde 1658 das Insignieengeleit in Oberrad am Schlage des Meßgeleits in Empfang genommen, weil an der abgerissenen Pforte kein Geleitsstein sich vorfinde, der zwar später am Schlage gesetzt wurde, aber langsam wieder einsank. Bei einer solchen Geleitsstreitigkeit mit diesem Staat bei der Wahl und Krönung Leopolds II. 1790, wobei Kurmainz sein Geleitrecht bis zum Affentore ausdehnen wollte, da der Geleitsstein fehle und dieses somit als Quirinspforte anzusehen sei, ließ der Rat eine Säule errichten mit der Inschrift „Quirinspforte" und einem Medaillon mit den Worten „Fürsten und Insignieen Geleits Stein". Karl von Dalberg, Frankfurts neuer Herr, ließ das Medaillon abmeißeln und die Säule 1810 bei der Kassierung des Steinwegs entfernen. Nach mehrjährigem beschaulichen Dasein in einem Privatgarten wurde sie bei Wiederherstellung der Reichsstadtherrlichkeit wieder aufgerichtet und als Brunnensäule benutzt. In ihrer Nähe befindet sich der alte Bettelbrunnen, wo die St. Wendelinskapelle stand. Er führt seinen Namen von den zahlreichen Bettlern, die sich bei der stark besuchten und früher als Wallfahrtsort benutzten Kapelle einfanden. Nach

und nach zerfiel das alte Gotteshaus, nur der Wendelsweg erinnert an die Stelle, wo man zu dem Schutzpatron der Landwirtschaft Sankt Wendelin betete.

Die im 17. Jahrhundert ausgeführte Neubefestigung des Stadtteils zeigt im Osten eine starke Bastion. Von dieser zieht südwärts eine Kurtine mit einem starken Werke als Schnabelpunkt und wendet sich nach Westen, zu dem mit zwei Rundellen und Ravelin geschützten Affentor. Eine weitere Bastion schützte die Oppenheimerpforte und endigte mit ihrer Kurtine am Hornwerk des Schaumaintors. Als inneren Befestigungsgürtel ließ man die alten Stadtmauern mit ihren Türmen stehen. Nach Demolierung der Werke im Anfang des 19. Jahrhunderts wurde von 1810—1811 das Affentor, als „Aschaffenburgertor" wieder aufgebaut, ein Name, der wie alle primatischen Erinnerungen durch Senatsbeschluß vom 24. Mai 1814 wieder in das alte „Affentor" umgeändert wurde. Das 1812 erbaute Schaumaintor wurde 1866 niedergelegt, während das Affentor als Zeuge der Napoleonszeiten erhalten blieb. Der vor dem Tor liegende Platz, der früher bedeutend größer war und wegen seiner schattigen Baumreihen den Namen „Allee" führte, diente zu Zeiten des Bürgermilitärs als Rendezvous der Bataillone zu Felddienstübungen im linksmainischen Gelände. Im wachstuchenen Kommandoschako, die Patronentasche im Ueberzug, sammelten sich hier die grimmen Krieger der Stadtwehr mit qualmenden Pfeifen, um ihre Märsche anzutreten, die später mit der Einnahme von Wirtschaften endeten. Auch die Bundesgarnison

bekam militärische Begriffe dort beigebracht. „Hellblau wie e unreif Quetsch“ exerzierten auf dem östlichen Teile die Babbsäck, die Bayern, während auf dem westlichen die Zwockel-Oesterreicher in weißen Waffenröcken und hellblauen Hosen ihre Uebungen abhielten.

Treten wir nun in das alte Sachsenhausen ein. Während man in Altfrankfurt überall drei bis vier Stockwerke enthaltende mittelalterliche Giebelhäuser findet, fallen hier die glatten, schmucklosen Fassaden auf. Die originellen Kragsteine mit Wappen, Akanthus, Fratzen oder sonst figürlichen Schmuck, wie man sie in Saalgasse und Alte Mainzergasse bewundern kann, fehlen hier vollständig. Breit und schmucklos schieben sich die Ueberhänge nach der Straße vor, nur hier und da bemerkt man an Grenzsteinen oder dem Schlußstein der Eingänge die Embleme der Gärtner oder Fischer, welche die Hauptbevölkerung ausmachten. Dreikönigs-, Elisabethen- und Brückenstraße, als die Hauptverkehrsadern, an denen sich Handwerker und Geschäftstreibende ansiedelten, zeigen einige größere, ältere Gebäude, während die Nebengassen ihr ausgesprochenes ländliches Gepräge beibehielten. Man betrachte die alten Häuser der beiden Rittergassen und namentlich der Bäcker-, Happel- und Schellgasse mit ihren alten Gebäuden, teilweise noch in Lehmfachwerk, das man kaum auf dem Lande aufführen würde.

Eingeteilt war der Stadtteil in zwei Quartiere, das Oberquartier Litera N und das Unterquartier Litera O, die Ober- und Unterhäuser. Die Fischer wandelten diese Benennungen in Oberreuser und

Unterreuſer um nach ihren Reuſen, welche die Oberreuſer oberhalb der Brücke, die Unterreuſer unterhalb der Brücke bis zum Gutleuthof legen durften. Wie ſchon erwähnt, waren es meiſtens Gärtner und Fiſcher, andere Gerechtigkeiten ſind ſpärlich vertreten. Feuergerechtigkeiten zeigt jedes Quartier nur zwei auf, neben drei Farbgerechtſamen und je einer Braugerechtigkeit. Auch mit Gaſthäuſern und Fußherbergen ſchien es ſchlecht beſtellt. Während Frankfurt deren 108 aufwies, beſaß Sachſenhauſen nur 6 im Ober- und 7 im Unterquartier. Dort ſtritten ſich „Storch“ und „Drei Rinder“ um die Ehre, Schiller beherbergt zu haben, der „Storch“ iſt abgeriſſen und den „Drei Rindern“ bleibt die Ehre übrig. Weniger zu empfehlen war der „Affe“ am Affentor, eine Fußherberge. Dieſe war nämlich eine Kochemer Penne und allen Kochemer Brüdern (Landſtreicher) in Melachs moccum (Frankfurt) als „duft“ bekannt Zum Bürgermilitär hatte bis 1811 jedes Quartier eine Kompagnie zu ſtellen, die letzten Bürgerkapitäne hießen Chriſtian Roth und Balthaſar Dörr. Dann wurden die Kompagnien in das dritte Bataillon der großherzoglich-frankfurtiſchen Nationalgarde umgewandelt zu einer Grenadier-. einer Chauſſeur- und vier Füſilier-Kompagnien unter dem Befehl des Major J. M. Fuchs. Bei Errichtung der Bürgerwehr dienten die Sachſenhäuſer am liebſten bei den Freiwilligenkorps der Jäger und Scharfſchützen, denn es „waren Krakehler drunner“. Bekanntlich eilten 1848 die Weißbüſche zum Schutze des Römers zu den ungeladenen Gewehren, die Scharfſchützen und Jäger hielten es mit den Freiheitsmännern und ſpotteten

die „Drageesoldaten“ aus. Nun zu Sachsenhausens größter Berühmtheit, dem Apfelwein. Mancher Geschworene wird enttäuscht sein, zu hören, daß der Hohenastheimer erst seit 150 Jahren bekannt ist. Als Getränk galt früher für den Bürger der Wein, wobei zu bemerken ist, daß Röder- und Sachsenhäuser Berg größtenteils als Weingärten angelegt waren, namentlich letzterer lieferte einen guten Tropfen, der größtenteils als eigenes Gewächs verzapft wurde. Bier galt als das Getränk der ärmeren Klassen und wurde damals schon gefälscht, denn es wird geklagt, daß die Brauer Hausenblase zusetzten um es „pappig“ zu machen. Der Trinker hielt nämlich das Bier für besonders gut, wenn das Glas am Tisch anklebte. Da kam bei einem schlechten Weinjahr ein Gärtner auf den Gedanken, den seither als Haustrunk verpönten Aepfelwein öffentlich zu zapfen. Das neue Getränk wurde vom Rechneiamt probiert, und der Mann bekam die Erlaubnis den Aepfelwein über die Straße zu verkaufen. Vor allem waren es die ärmeren Volksklassen, welche zu ihm liefen, um für zwei Albus ihr Maß Aepfelwein zu holen, der Zudrang soll so stark geworden sein, daß ein Konstabler die Ordnung aufrecht halten mußte. Bald fingen auch die anderen Gärtner an und steckten beim Anstich einen Fichtenkranz als Zeichen aus. Erst 1758 bequemten sich auch die Schildwirte, das verpönte Getränk zu zapfen, das sich immer mehr Freunde erwarb, denn die Weinberge wurden zu Gemüsefeldern umgewandelt und der Wein teuerer. Die spätere Handhabung des Weinumgelds, welche zu einem Auflauf führte, trieb dem „Göttertrank von

Aeppelbääm" neue Anhänger zu und bald sah man mehr Fichtenkränze aushängen als Tannenbäumchen. Ohne Reklame, ohne Anpreisung hatte der Aepfelwein seinen Siegeszug angetreten, um alle Welt von dem Lob unserer Gegend zu erfüllen. Sachsenhausen ohne Aepfelwein ist heutzutage nicht mehr denkbar, er ist zum Nationalgetränk geworden nicht nur für Einheimische, sondern auch für Fremde, sogenannte „Mahlzeiter", nur mit dem Unterschied, daß letzteren „det jute Jedränke" manchmal weniger gut bekommt. Rastloser Fleiß, Ehrenhaftigkeit, derber Biedersinn, verbunden mit frohem Lebensgenuß, sind die Merkmale des alten Sachsenhäusers, dem unter rauher Hülle ein goldenes Herz schlägt. Die Familien heirateten stets unter sich und selten führte ein Frankfurter eine Sachsenhäuserin zum Altar. Nun schwindet nicht nur das alte Sachsenhausen, sondern auch die alten Sitten, Gebräuche und namentlich der breite Dialekt der Einwohner, und bald gehört „Alt-Sachsenhausen" in das Reich der Vergangenheit.

Von der Herzensgüte der Sachsenhäuser erzählt uns Karl Enslin folgende Geschichte, die sich im Jahre 1831 ereignete.

Die Söhne der Wittwe.

Die Mehrzahl der eigentlichen Sachsenhäuser lebt vom Feld- und Gartenbau, dem sie mit einem Fleiß obliegen, der seines Gleichen sucht. Ihr Acker ist ihnen heiliger Boden, ihrem Acker danken sie ihre Existenz.

Nun war eine arme Sachſenhäuſer Witwe, deren kräftiger Sohn ihr Ernährer war. Dieſer Sohn ſtarb und die Witwe ſtand allein und verlaſſen in der Welt.

Der Winter verging unter Hunger und Kummer; der Frühling kam und die jungen Sachſenhäuſer zogen ins Feld und beſtellten ihre Aecker, mit freudigem Blick in die Zukunft ſchauend, auf die zu hoffende Ernte.

Da ſahen ſie auf den Acker jener Witwe, wie er wüſt und öde lag und Niemand war, der ihn beſtellte. Das drang ihnen durchs Herz. Sie gingen ins Haus der armen Frau und ſagten: „Dein Sohn, der unſer Freund war, iſt tot. Aber laß nur die Tränen! Wir, wir ſind jetzt Deine Söhne und wollen Deinen Acker beſorgen ſo gut, als unſern eigenen. Wir verlangen keinen Lohn! Und nun tröſte Dich!“

Die Witwe dankte ihnen und dem lieben Gott, der ihr die neuen Söhne geſchenkt. Die wackeren Burſchen aber gingen hin, pflügten, eggten, ſäeten — und der Acker der Witwe ſtand bald voll ſchönſter Blüt' und Frucht.

Der Sommer neigte ſich zu Ende; die Erntewagen fuhren in Sachſenhauſen ein, es war ein reicher Ernteſegen. Die Witwe ſaß in ſtiller Kammer, dachte an ihren verſtorbenen Sohn, der ſonſt auch den ſchwerbeladenen Erntewagen heimfuhr und weinte, als ſie draußen den Erntejubel vernahm.

Da hallten feierlich die Abendglocken und vor dem Hauſe der Frau hielt ein hochaufgetürmter Fruchtwagen.

Es waren ihre neuen Söhne, die ihn abluden und ihr die Frucht ihres Ackers ins Haus brachten. Und sie weinte wieder — aber Freudetränen der Dankbarkeit.

Das nennen die Sachsenhäuser „Gottesdienst".

Der Hund mit dem Kind.

Auf einem Brandmauervorsprung eines alten, jetzt abgerissenen Eckhauses der Brücken- und Elisabethenstraße war ein roh behauenes Bildwerk aus Sandstein eingemauert, das einen Hund darstellt, der ein Menschenhaupt in seinen Pfoten hält. Eine alte Sage berichtet hierüber folgende:

Einem Sachsenhäuser Gärtner war als einziges Vermächtnis seiner verstorbenen Frau ein kleiner Knabe verblieben, der wie man zu sagen pflegt, seines Vaters Augapfel war. Nach kurzer Zeit heiratete der Mann wieder, aber mit dem Einzug der neuen Mutter fing für das Kind eine schwere Leidenszeit an. Die Stiefmutter war ein böses, zänkisches Weib, das den Knaben am liebsten draußen auf dem Kirchhof bei seiner Mutter gesehen hätte, er wurde in Abwesenheit seines Vaters geschlagen und dann bei diesen verleumdet; mit seinen Altersgenossen durfte er nicht mehr spielen, damit die Nachbarn an dem Treiben der Stiefmutter nichts merken sollten. Sein einziger Freund war ein großer Hund, der zur Bewachung des Hauses diente und die Liebe, welche den Menschen abging, durch Treue ersetzte.

Einst hatte die Stiefmutter das Kind auf den Kopf geschlagen, daß es mit einer klaffenden Wunde regungslos liegen blieb. Aus Furcht vor Strafe packte das schlimme Weib den Körper in einen großen Korb, legte einige Tücher darüber, als wenn sie Wäsche drin hätte, und ging nach dem Main, um sich dort ihrer Bürde zu entledigen. Sie war den Knaben in die Flut, ließ den Korb stehen und rannte dann wie besessen nach Haus. Aber unbemerkt war ihr der treue Hund nachgeschlichen um Retter seines kleinen Freundes zu werden. Das Tier sprang nach in die Fluten, ergriff den Knaben bei den Kleidern und erreichte schwimmend mit ihm das Ufer, wo sich schon einige Nachbarn angesammelt hatten, die Zeugen der grausigen Tat waren. Diese nahmen den Knaben, der noch Lebenszeichen von sich gab, in ihre Obhut und zeigten die Sache an.

Mittlerweile war auch der Vater nach Hause gekommen und fragte nach dem Kinde; die Stiefmutter gab ausweichende Antworten, es wäre auf der Straße und spiele wohl noch, sie wisse nicht wo es sei. Aber wie groß war sein Erstaunen, als der Oberstrichter mit seinen Knechten eintrat, gefolgt von einer Menge Volks, die dem Henker die Arbeit sparen wollte. Das Weib wurde verhaftet und auf den Brückenturm in sicheren Gewahrsam gesetzt. Als sich das Kind soweit erholt hatte, daß es den Vorgang erzählen konnte, wurde der Stiefmutter der Prozeß gemacht und sie zum Tod durch Ertränken verurteilt. Festgebunden an ihren Korb, der mit Steinen beschwert, wurde sie Nachts bei Fakelschein von der alten Brücke in den Strom geworfen, in den sie den

Knaben ertränken wollte. Sie verschwand auf Nimmerwiedersehen in der schwarzen Flut.

Der dankbare Vater ließ die Rettungstat des treuen Hundes in Stein verewigen und an seinem Hause anbringen. Beim Abbruch desselben kam das Steinbildnis in die städtische Altertumssammlung im Archivgebäude, wo es sich heute noch befindet.

Der Heiligenstock an der Gerbermühle.

An der Gerbermühle steht ein alter Heiligenstock, auf dessen Vorderseite der Name „Dieter Koll" mit dessen Wappen, einer erhobenen Hand mit Ring und zwei Kreuzen, sowie das Jahr der Stiftung 1519 angebracht ist. Gewöhnlich dienten diese Heiligenstöcke als Erinnerung an einen Unglücksfall, oder an ein Verbrechen. Sie hatten den Zweck, den frommen Sinn der Vorübergehenden zu einem Gebete für das Seelenheil des Verstorbenen aufzufordern.

Auf dem einst stark befestigten Wasserhof wohnte ein gewalttätiger Lehensmann mit Namen Henne (Heinrich) Koll, der wie sein Nachbar auf der Fleschenburg sein Geld aus fremder Leute Taschen holte, denn beide lebten vom lustigen Stegreif. Einst ließ Henne einen Geistlichen durch einen seiner Knechte niederwerfen und den Schwerverletzten auf den Wasserhof schleppen, um ein Lösegeld herauszupressen. Aber der sterbende Priester verdammte in letzter Stunde den Ritter, daß er um seiner Untaten willen keine Ruhe im Grabe finden solle.

Bald folgte der Tat die Strafe.

Erzbischof Berthold von Mainz wollte der Schuld des Knechtes keinen rechten Glauben schenken und nahm den Henne am 20. März 1490 gefangen. Der Knecht als Opfer für die Räubereien seines Herrn wurde zu Frankfurt hingerichtet, sein Herr wurde im kurmainzischen Steinheim bei Hanau in den Turm geworfen. Dann brannten die Kurmainzer den festen Turm und das Wohnhaus des Wasserhofs nieder und warfen die Gräben zu. Henne wurde nach einigen Jahren wieder frei gelassen, starb aber dann an den Folgen seiner Gefangenschaft. Sein Sohn Dieter (Dietrich) Koll schien nichts von den schlimmen Eigenschaften des Vaters zu besitzen. Er wurde 1519 in den Frankfurter Rat gewählt und starb kinderlos im Jahre 1525.

Als Sühne für die Sünden des Vaters ließ Dieter im Jahre 1519 an der Stelle des Ueberfalls den Heiligenstock errichten, damit durch Gebet der Fluch des Priesters von der Seele des Verstorbenen abgelenkt werde.

In mondhellen Nächten will man an dieser Stelle schon oft eine gespenstige Gestalt in langem Mantel gesehen haben, es soll der Geist Henne Kolls, des Raubritters, sein, der im Grabe keine Ruhe finden kann.

Auch auf der benachbarten Felschenburg war es früher nicht geheuer. Diese wurde im Anfang des 19. Jahrhunderts abgerissen und nur in der „Felschenburgstraße“ bleibt die Erinnerung an das alte Raubnest lebendig.

Der Kaiserdom und seine Sagen.

Der Kaiserdom zu Frankfurt, die Wahl- und Krönungskirche der deutschen Kaiser des alten Reichs, ging aus der karolingischen Salvatorkirche Ludwigs des Deutschen hervor, dem zweiten Gotteshause neben der königlichen Palastkapelle im Saalhof. Nach Grotefends verdienstvoller Forschung wurde diese Salvatorkirche am 1. September 852 durch den Mainzer Erzbischof Hrabanus Maurus feierlich eingeweiht. Ludwig bestätigt im Jahr 874, daß die fromme Rovlint mit seiner Erlaubnis der heiligen Maria in seiner Kapelle eine größere Schenkung aus Gelände, Gefällen und Leibeignen zu Hornau im Niedgau gemacht habe. Diese Schenkung wird 880 auf die Salvatorkirche übertragen. Einige Forscher nehmen deshalb an, daß zu Frankfurt noch eine Marienkapelle „an der Mauer" bestanden habe; andere glauben, daß diese Salvatorkirche ursprünglich der Maria geweiht gewesen sei und ihren Namen geändert habe. Am wahrscheinlichsten ist die Ansicht Kriegk's, der diese Schenkung zu Gunsten eines bestehenden oder noch zu errichtenden Marienaltars in dieser Kirche annimmt. In demselben Jahre wird ein Kollegiatstift mit zwölf Chorherrn und einem Abt errichtet unter Hinweis auf die zwölf Apostel mit dem Abte als Vertreter des Heilands und mit Kirchengütern reichlich ausgestattet. Karl der Dicke erweiterte das Stiftsvermögen durch weitere Zuwendungen. Diese königliche Salvatorkirche, ein romanischer Bau mit vier Türmen auf deren Grund-

mauern man im westlichen Langschiff stieß, war im Jahre 1238 so baufällig geworden, daß man von den Türmen die Glocken abnahm, weil man deren Einsturz befürchtete. Auf das Betreiben des Stiftsprobstes Raymaldus de Pugallia sicherte Pabst Gregor IX. am 16. September desselben Jahres allen Gläubigen, welche durch Almosen zur Wiederherstellung des Gotteshauses beitragen, einen zwanzigtägigen Ablaß zu, wodurch der Stiftung reichliche Mittel zuflossen. Der erweiterte Neubau wurde am 24. August 1239 durch Bischof Ludolf von Razzeburg zu Ehren des Erlösers und des heiligen Bartholomäus eingeweiht. Das Fest der Kirchweihe setzte man auf den jedesmaligen Sonntag vor Maria Himmelfahrt und sagte allen, welche dem Feste beiwohnen und Almosen zum Kirchenbau spenden, einen vierzigtägigen Ablaß zu. Das Stiftssiegel zeigt bereits 1215 das Bild des Apostels, aber schon vor diesem Jahre scheint die Reliquie in Frankfurt zu weilen. Sie besteht aus einem Hinterhauptbein des Schädels, das in einer silbernen, vergoldeten Kapsel aufbewahrt wird. Im vierzehnten Jahrhundert wird die Kirche erweitert. Der Grund mag wohl in ihrer Bestimmung als Wahlkapelle der deutschen Könige gelegen haben. Chor, Kapellen und die beiden Osttürme wurden 1315 abgebrochen und der an ihrer Stelle neuerbaute Chor am 14. Mai 1338 fertig gestellt. Bei der Plünderung des südlich gelegenen Judenquatiers durch die Flagellanten 1349 ging das Dach in Flammen auf, auch das an der Westseite gelegene Rathaus brannte bei der allgemeinen Zerstörung des Viertels nieder. Nach einer Sage soll

einer der Verfolgten namens Stork das Unheil mit einem brennenden Pfeile angerichtet haben. Sein Haus wurde dem Erdboden gleich gemacht und an dessen Stelle „Der Storch" erbaut, das jetzige Gebäude stammt aus dem 18. Jahrhundert. Nach einem Jahr war das abgebrannte Dach wieder hergestellt. Nun begann der Ausbau wie wir ihn heute noch vor Augen sehen. In den Jahren 1346—53 wird das nördliche, von 1352—53 das südliche Querschiff vollendet; dann folgen 1410 die drei mittleren Gewölbefelder, wodurch der Hallenbau geschlossen wurde. Der Kreuzgang nahm eine Bauzeit von 1418 bis 1477 in Anspruch. Ueber die Geschichte des Pfarrturmes, des stolzen Wahrzeichens der alten Kaiserstadt, diene ein Abschnitt der Urkunde des Magistrats, welche am 6. Oktober 1877 in den Schlußstein der Kreuzblume eingefügt wurde: „Erst im Anfang des 15. Jahrhunderts nach Erwerbung des alten Rathauses und des Fraßkellers wurde beschlossen, der Kirche einen ihrer jetzigen Größe angemessenen Turm zu bauen. Im Herbste des Jahres 1414 wurde mit dem Abbruch der beiden West-Türme begonnen, deren einer mit einem Teile seines Mauerwerks dem neuen Turm einverleibt ist. Am 6. Juni 1415 wurde der Grundstein zum neuen Turm von den geistlichen und staedtischen Behörden gelegt. Baumeister am Turme war damals Madern Gärtener, nach dessen Plänen der Bau bis zum Fuße des Achtecks fortgeführt wurde. Der weitere Fortbau geschah nach den Plänen des Hans von Ingelnheim durch diesen und seine Nachfolger, Nikolaus Quake von Mainz und Jakob von Ettlingen. Nachdem Letzterer

im Jahre 1509 den Bau soweit gefördert hatte, daß man das Gewölbe über dem Achtecke schließen und mit Platten belegen können, trat eine entscheidungsvolle Stockung im Bau ein. Die Fortsetzung des Baues unterblieb, nachdem auf Kosten der Stadt die Kuppel als Wachthaus auf dem geplatteten Gewölbe fertig gestellt war. Geldmangel hatte die Vollendung dieser Arbeit bis in das Jahr 1514 verzögert, erst in diesem Jahre, also dem hundertsten seit dem Beginn des Baues, wurde am 27. Mai das Gerüst an dem vollendeten Wachthaus entfernt."

Von den einzelnen erfolgten Anbauten wie Scheid-, Mariaschlaf- und Heiliggeistkapelle ist die südlich vom Chor gelegene Wahlkapelle die berühmteste. Sie verdankt ihre Entstehung dem Reichsgrundgesetz Karls des Vierten, der goldenen Bulle, welche in § 21 Frankfurt nicht als herkömmliche, sondern als gesetzliche Wahlstadt bestimmt. Herkömmlich wurden seit 1152 Friedrich I., Friedrich II und sein Sohn Heinrich, König Richard, Rudolf von Habsburg und Albrecht I. gewählt. Die Wahl Adolfs von Nassau, des Lützelburgers Heinrich VII. und Günthers von Schwarzburg fand im Predigerkloster statt. Gesetzlich werden seit 1356 sechzehn von den zweiundzwanzig deutschen Königin im Dome gewählt. Maximilian II. wird 1562 zum Kaiser gekrönt und mit Ausnahme dreier Herrscher erhalten die Gewählten im Dome zu Frankfurt „als Kaiser des Römischen Reiches teutscher Nation" die Krone Karls aufgesetzt. Ueberall weht uns der Hauch deutscher Vergangenheit entgegen, das Reich von seiner Blüte bis zu seinem Untergang wandelt durch diese Hallen.

Dann kam des Reiches Zerfall. Das Stift wurde laut § 27 des Reichsdeputationsrezesses von 1803 säkularisirt. Frankfurt erwarb bei dieser Gelegenheit den zur Präsenz des Probstes gehörigen Frohnhof, viele zerstreut liegende Ländereien, darunter die Hochheimer Weinberge, eine Menge Zehnten, Grundzinsen und Gefälle, 91,000 Gulden an Kapitalien, 51 in der Stadt gelegene Häuser und 12 Läden auf dem Pfarreisen, einem zwischen dem Dome und der alten 1288 erwähnten aber 1830 niedergelegten Michaelskapelle befindlichen Platze, also dem jetzigen Domplatze.

Am zweiten Januar 1807 huldigte die ehemalige Kaiserstadt ihrem neuen Herrn, dem Fürstprimas Karl von Dalberg, späteren Großherzog von Frankfurt. Bald riefen die alten Kaiserglocken zu feierlichen Hochämtern, die Frankfurts Herrscher zu Ehren der Siege Napoleons gegen die deutschen Waffen anordnete. Aber des Corsen Macht zersplitterte an dem Widerstand des verbündeten Europa. Nach einiger Zeit klangen sie zur ersten Erinnerungsfeier der Befreiungsschlacht von Leipzig; auf den Anhöhen flammten Holzstöße auf und drunten klang es tausendfach: „Dem höchsten Gott sei Preis und Ehr.“ Mächtig brauste noch einmal ihr Ruf durch die Lande als man Friedrich Wilhelm IV. die Kaiserkrone angeboten, aber der letzte Versuch zur Wiederherstellung der deutschen Einheit brachte eine herbe Enttäuschung. Große Taten brauchen Blut und Eisen, denn der Völker Schicksal ruht auf dem Schlachtfeld.

Dann nahte die verhängnisvolle Nacht vom 14. auf 15. August 1867. In einem Eckhaus der Fahr-

gasse „zum Stolzenberg" war ein großer Brand ausgebrochen. Gegen zwei Uhr nachts hatte der Wind sogenanntes Flugfeuer nach dem hohen Domdach getrieben. Dieses zündete über dem zweiten Fenster des nördlichen Querschiffs die hölzernen Schneefänger. Zahlreiche Dohlen- und Spatzennester ließen die Flammen rasend weiter laufen und ehe man richtig die Gefahr erkannte, brannte das ganze Dach. Die Sturmglocken wimmerten, die Spritzen rasselten, haushoch schlug die feurige Lohe aus dem dürren Gebälk des Dachstuhls. Ein heftiger Wind treibt das Feuermeer nach dem Turm. „Es brennt im Turm!" klang der Schrei des Türmers J. M. Schecker, der bis zum letzten Augenblicke auf seinem Posten aushielt und mit dem Türmer Albert sich durch Rauch und Flammen einen Weg suchte. Ein Knecht des Türmers und ein junger Mann Namens Albert verbrannten auf dem Turm, der wie eine Riesenfackel in die nächtigen Lande leuchtete. Um zwei Uhr holte zum letztenmale das Schlagwerk der Uhr aus, um seine letzte Stunde zu verkünden. Gegen drei Uhr stürzten die schmelzenden Glocken unter donnerndem Krach durch die Gewölbe. Der Wind trieb das Feuer über die Stadt und verursachte kleine Brände, die schnell gelöscht wurden. Am nächsten Morgen lag der deutschen Kaiser Wahl- und Krönungskirche als rauchgeschwärzte Ruine mit ausgebranntem Turme da. An diesem Tage betrat König Wilhelm zum erstenmale das eroberte Frankfurt. Fatalisten zogen aus diesem merkwürdigen Zusammentreffen phantastische Schlüsse, die zum Glück nicht eintrafen. „Der Parrtorm hat net preußisch

bleiwe wolle!“ höhnte der Volksmund, der eine Veränderung der Verhältnisse hoffte. Der König besichtigte die Ruinen, wobei man ihn, sei es durch Zufall oder mit Absicht, naß spritzte. In demselben Jahre gründete sich der Dombau-Verein, der mit reichen Mitteln und einer großen Unterstützung aus der königlichen Privatschatulle seine Tätigkeit entfaltete. Die Wiederherstellung erfolgte durch den Dombaumeister Denzinger aus Regensburg in den Jahren 1871—77.

Bald trat wieder ein deutscher Kaiser über die Schwelle des Domes. Aber er war nicht nach den mittelalterlichen Bestimmungen der goldenen Bulle gewählt, sondern ausgerufen unter dem Siegeslorbeer in Feindesland als Schöpfer deutscher Einheit und Gründer eines neuen deutschen Reiches in Kraft und Macht, das Gott für alle Zeiten erhalten möge.

Treten wir nun in das Reich der Sage. Bereits Ludwig sollen, als er Steine zum Kirchenbau und der Stadtmauer brach, große Schätze „aus den Gewölben der Toten“ in die Hände gefallen sein.

Den Namen Salvatorkirche will man von der Errettung Karls des Dicken aus den Händen des Teufels herleiten.

Dr. B. J. Römer-Büchner sucht durch eine wortgetreue Wiedergabe der „Fulder Annalen“ die Patronisierung auf andere Gründe zurückzuführen. Dieselbe ist teilweise mit dem Original ergänzt.

Die Salvator-Kapelle.

Im Laufe des Jahres 874 hatten in ganz Gallien und Germanien Hungersnot und Pest so furchtbar gewütet, daß der dritte Teil der Bewohner gestorben war. Der folgende Winter war von furchtbarer Strenge, der Schnee war von Anfang November bis zum Frühlingsäquinoktium faßt ununterbrochen und so hoch gefallen, daß man große Mühe hatte in den Wäldern Holz zu lesen. Hierdurch erfroren viele Menschen und Tiere.

In der Fastenzeit, als Ludwig der Zweite mit dem Beinamen „der Deutsche" seine weltlichen Geschäfte beendigt und noch nicht gebetet hatte, sah er nachts seinen Vater, den Kaiser Ludwig in großer Pein. Die Erscheinung flehte ihn an: „Ich beschwöre dich bei unsrem Herrn Jesus Christus und der heiligen Dreifaltigkeit, daß du mich aus dieser Qual, welche ich leide, erlösest, damit ich endlich das ewige Leben erlange!" Durch dieses Gesicht erschreckt, ließ Ludwig schriftlich alle Klöster seines Reiches zum Gebet für die gequälte Seele seines Vaters auffordern.

Das folgende Jahr 875 war durch ein anderes schreckliches Unglück ausgezeichnet. Am sechsten Juni um ein Uhr nachts erscheint am nördlichen Himmel ein Komet. Das Unglück, welches der Stern angezeigt, läßt nicht lange auf sich warten. In der Nacht des dritten Juli wird Tidenheim oder Titinchheim bei Eschborn (die Annalen reden von Eschborn As gabrunno) durch die Ueberschwemmungen eins Hoch-

gewitters beinahe gänzlich zerstört. Achtundachtzig Menschen, die ganze Bevölkerung des kleinen Ortes kamen ums Leben. Die Annalen berichten: „Es war ein erbarmungswürdiger Anblick; denn während die Frauen den Kindern, die Männer den Frauen die Hände zur Hülfe reichten, wurden sie von den Fluten weggerissen und kamen mit denen um, denen sie Hülfe leisten wollten. Die Kirche dieses Orts mit dem Altar wurde so zertrümmert, daß man selbst ihre Bauart nicht wieder erkennen konnte.“ Alle Bäume und Weinberge der Gemarkungen wurden entwurzelt. Alle Gebäude zerstört, das Vieh und alles. was in den Wohnungen war, ertrank. Lange schon beerdigte Leichname wurden durch die Gießbäche aus ihren Gräbern gerissen, mit den Särgen hinweggeschwemmt und in den Gemarkungen anderer Orte gefunden.

König Ludwig war außerdem noch in seiner Familie heimgesucht worden. Sein Sohn Karl zeigte 873 Spuren von Besessenheit und die Königin Emma war zur Zeit dieser Unglücksfälle vom Schlage gerührt worden und hatte die Sprache verloren.

Der quälende Traum von des Vaters Qualen im Fegfeuer und die anderen Mißgeschicke müssen die bewegenden Ursachen gewesen sein, die des Königs frommen Sinn rührten, daß er zu Christus, als dem Befreier von allen Uebeln als den Erheber zu einem besseren Zustand anrief, daß er zu ihm seine Zuflucht nahm und ihm zu Ehren das Kirchlein Capella salvatoris Jesu Christi nannte.

Karl der Dicke zu Frankfurt 873.

Ludwig der Deutsche und seine Brüder hatten ihrem Vater durch Verrat und Empörungen ein hartes und unwürdiges Los bereitet; jetzt schien das Schicksal der Söhne Untat mit gleichen Waffen an Ludwig rächen zu wollen. Sein Sohn Karlmann verweigerte ihm als Herzog von Kärnthen den Gehorsam und Ludwig und Karl traten in offener Empörung dem Vater entgegen.

Aber der tatkräftige König verstand durch Klugheit und Entschlossenheit die Gluten des Aufruhrs zu ersticken und lud die Schuldigen im Jahre 873 auf einen Reichstag nach Frankfurt zur Verantwortung.

Hier mußte namentlich sein Lieblingssohn Karl harte und gerechte Vorwürfe aus dem Munde des Vaters vernehmen und sich manche drückende Demütigung gefallen lassen. Während der Verhandlung überkam den Königssohn plötzlich eine furchtbare Wut, er riß sich die Kleider vom Leibe, fing an irre zu reden und wollte sich ein Leids antun. Man brachte ihn in die königliche Kapelle. Dort legten ihm die Bischöfe, namentlich Erzbischof Lutbert von Mainz und der heilige Rembert von Metz die Hände auf und versuchten durch Beschwörungen den bösen Dämon auszutreiben. Aber der Kranke gebärdete sich immer wütender. Sechs starke Männer vermochten ihn kaum zu halten und mit furchtbaren Verwünschungen drohte er seine Bändiger zu zerreißen. Jetzt trat der tiefgebeugte Vater zu ihm und meinte:

„Siehst du nun, mein Sohn, mit welchem Herrn du dich verbunden hast, boshafte Anschläge gegen deinen Vater zu schmieden? Du siehst, daß nichts so fein gesponnen wird, ohne daß es nicht endlich an den Tag kommt. Bekenne dein Verbrechen, so wird Gott dir vergeben, wie ich dir verzeihe!"

Das gute Zureden des Vaters wirkte Wunder. Karl erholte sich und legte in Gegenwart des Volkes und der Reichsversammlung ein furchtbares Geständnis ab. Der Teufel habe ihn verführt und zum Ungehorsam gegen Gott und seinen Vater aufgefordert. Um seine Reue zu verhindern, sei der böse Feind in ihn gefahren und erst die wundertätige Kraft des Gebets und die Milde des Vaters hätten ihn ausgetrieben. Er bitte nun um Gnade und Verzeihung.

Ludwig schloß gerührt den reuigen Sünder in seine Arme und pries sich glücklich einen verlorenen Sohn wiedergefunden zu haben. Dann dankte er den Bischöfen, deren Macht den Teufel auf diesem Reichstag bezwungen hatte, draußen aber jubelte das Volk seinem Herrscher zu — es hatte ein neues Wunder gesehen.

Die Bertinianischen Annalen des Hinkmar von Rheims schildern den Vorfall in anderer Fassung. Ludwig hatte 872 zu Frankfurt das Weihnachtsfest gefeiert und auf den 26. Januar des folgenden Jahres einen Reichstag ausgeschrieben, an dem seine Söhne Ludwig und Karl nebst den Großen aus dem ehemaligen Reiche Lothars teilnehmen sollten.

Da kam der Teufel in Gestalt eines Engels des Lichts zu Karl und sagte ihm, sein Vater habe Gott

beleidigt, weil er ihn, Karl, zu Gunsten seines ältesten Bruders Karlmann verderben wolle. Ludwig werde deshalb das Reich, welches von Gott für Karl bestimmt sei, in Kürze verlieren.

Karl floh erschrocken in die an seine Wohnung anstoßende Kirche. Aber der Teufel folgte ihm nach und sprach: „Weshalb fürchtest du dich und fliehst vor mir? Wenn ich nicht von Gott gesandt wäre, um dir die nächste Zukunft zu verkünden, so würde ich dir in dieses Haus des Herrn nicht nachfolgen dürfen!"

Der Böse versuchte nun Karl zu bestimmen, daß er das von Gott gesandte Abendmahl aus seiner Hand empfange. Der schwache Königssohn ließ sich überreden und der Teufel fuhr ihm mit dem Genuß der Hostie in den Körper.

Ludwig saß gerade mit den Großen des Reichs den Bischöfen und Laien in der Versammlung, als Karl besessen hereinstürzte und schrie, er wolle der Welt entsagen und mit seiner Gemahlin in keiner Gemeinschaft mehr leben. Er löste sein Wehrgehenk mit dem Schwerte los, schleuderte es zu Boden, zerriß seinen Gürtel und warf seine Kleider weg. Sein Gesicht war entstellt und eine unbekannte Kraft schüttelte ihn hin und her.

Der König und die Seinen wurden von großer Angst befallen, die Bischöfe aber ergriffen den Tobenden und führten ihn in die Kirche.

Der Erzbischof Lutbert bekleidete sich mit seinem priesterlichen Gewand und begann die Messe zu singen. Als er an das Evangelium anlangte, fing Karl in seiner Muttersprache heftig an „Weh" zu

rufen und so schrie er „Weh“ fort bis zur beendigten Messe.

Der Vater überließ ihn den Bischöfen und anderen Getreuen mit dem Befehl, ihn an die geweihten Orte der Märtyrer zu führen, durch deren Verdienste im Gebet würde Karl vom Teufel befreit und geheilt. Erst als man den Teufel in deutscher Sprache bei Namen anrief und beschwor, soll er sichtbar den Körper Karls verlassen haben. Auf diesen Vorgang sollen die reichen Stiftungen, welche Karl der Dicke dem Stifte und der Kirche machte, zurückzuführen sein.

Es ist leicht möglich, daß der feige und arglistige Karl diese Komödie ins Werk setzte, um durch geschickte Verstellungskünste den Vater zu täuschen und zur Gnade zu rühren. Anderseits kann auch angenommen werden, daß der Königssohn tatsächlich einen Tobsuchtsanfall erlitt, für den man den Anschauungen der Zeit gemäß den Teufel verantwortlich machte als Erreger aller Unannehmlichkeiten. Karl der Dicke litt später an Schwachsinn und wurde wegen Unfähigkeit die Krone weiter zu tragen auf einem Reichstag zu Tribur 887 auf das Betreiben Arnulfs von Kärnthen abgesetzt. Einsam und dürftig, von Allen verlassen, starb dieser direkte Nachkomme Karls des Großen auf seinem Gute im Breisgau am 12. Januar 888. Der gleichzeitige Chronist Regino urteilt: „Welch' ein merkwürdiges Bild des Wechsels menschlicher Schicksale. In seinen glücklichen Tagen fiel dem König Karl alles von selbst zu; ohne Schweiß und Arbeit erwarb er so viele Länder des Reichs, daß

nach Karl dem Großen kein König der Franken an Macht und Gütern ihm gleichgekommen ist. Nun raubt ihm das Geschick, welches ihn groß gemacht hat, in diesem Augenblicke schimpflich alles wieder, so daß er einem Bettler gleich von Arnulf sich das tägliche Brot erbetteln muß.

Das Weihnachtsfest 942.

Zum ersten Male seit seiner Regierung gedachte Kaiser Otto der Erste, oder wie er später genannt wurde „der Große" das Weihnachtsfest in der alten Karolingerstadt Frankfurt zu verbringen.

In aller Frühe verkündeten die Glocken den Anbruch des Festes. Otto hüllte sich in kostbare Gewänder, um mit den Seinen in der Salvatorkirche der Christmette beizuwohnen. Begleitet von seinen Gefolgmannen schritt der Kaiser ernst und andächtig aus der Saala durch die engen Gassen der Kirche zu. Es war noch finstre Nacht. Hoher Schnee lag auf der Straße und den niedrigen Schindeldächern, von denen krystallene Eiszapfen glänzten. Hier und da leuchtete rötlich ein Kienspahn auf, zum Zeichen, daß man des Erlösers Geburt festlich begehen wollte.

Da trat plötzlich vor der Kirche aus dem Dunkeln eine hohe Gestalt in Trauerkleidern, warf sich als armer Büßer dem Kaiser zu Füßen und flehte dessen Gnade an.

Otto gebot dem Manne aufzustehen, aber wer beschreibt sein Erstaunen, als er in dem Bußfertigen

seinen jüngsten Bruder Heinrich erkannte, der einst zu Xanten schändlichen Verrat an ihm geübt. Dieser hatte von der Anwesenheit des Kaisers in Frankfurt gehört und war aus der Gefangenschaft des Mainzer Erzbischofs entsprungen, um in der dunklen Mitternacht von Mainz nach Frankfurt durch eisige Kälte und hohen Schnee zu pilgern, um von dem hochherzigen Bruder Verzeihung zu erlangen. Otto war zuerst furchtbar aufgebracht, ließ sich aber bei der Bedeutung des Festes besänftigen und reichte dem Bruder die Hand zur Versöhnung. Im Jahre 950 verweilte Otto wieder längere Zeit in Frankfurt und neun Jahre später feierte er wieder ein glänzendes Weihnachtsfest in unseren Mauern, wobei ein Feldzug gegen die Wenden beschlossen wurde.

Der heilige Bernhard von Clairvaux zu Frankfurt 1142.

Konrad der Dritte, der Hohenstaufe, bekam 1135 nach dem sächsischen Lothar, dem Dänenbezwinger, die deutsche Kaiserkrone. Mit ihm begann die vielbesungene Glanzepoche dieser schwäbischen Kaiser. Konrad hielt 1142 zu Frankfurt einen denkwürdigen Reichstag ab. Die Großen schwelgten bei den köstlichen Banketten eines Beilagers des Markgrafen Heinrich, eines Stiefbruders des Kaisers mit Gertrud, der Witwe Heinrich des Stolzen, vormals Herzog in Sachsen und Bayern. Nach diesen Festlichkeiten traten die Fürsten zusammen und beratschlag-

ten zu einem Feldzug gegen die Wenden, welche das Osten des Reichs bedrohten.

Zu diesem Tage war auch der heilige Bernhard, Abt zu Clairvaux in Frankfurt angelangt um Konrad zu einem Kreuzzug zu überreden. Es sei die Zeit gekommen, verkündete der Abt, wo alle Völker in das Reich Gottes kommen und Israel seelig werden sollte.

Auch in Frankfurt legte der Knecht Gottes, wie ein Zeitgenosse mitteilt, mit seinen Wundern Ehre ein. Weit und breit wurden Sieche und Gebrechliche herbeigetragen, um sie der wunderkräftigen Heilung teilhaftig werden zu lassen. Ungestüm drängte sich das begeisterte Volk zu den Heiligen, um den Saum seines Kleides zu küssen oder ihn zu berühren. Plötzlich sah sich der Abt so eingekeilt, daß er weder vorwärts noch rückwärts konnte. Da warf Konrad den königlichen Mantel ab und bahnte sich einen Weg durch die Menge. Mit starken Armen hob er den Heiligen auf und trug ihn schwebend durch das jubelnde Volk aus der Kirche.

Unter den Kranken war auch ein gichtbrüchiger Greis von edlem Geschlecht und guten Ansehen, den seine Träger mit großer Mühe vor den Abt hinsetzten. Bernhard reichte ihm nach einer kurzen Anrede die Hand hin und stellte ihn so gesund und frisch dahin, daß man glaubte einen neuen Mann zu erblicken. Als die Diener das Bett aufheben wollten, rief Hugo, Archidiakonus von Toul unter Anspielung auf den Gichtbrüchigen im Evangelium: „Nimm Dein Bett und gehe!“ Zum Erstaunen des Volkes nahm der Genesene sein Bett und trug es nach

Haus. Zur gleichen Zeit heilte Bernhard noch einen Taubstummen und ein gliederlahmes Weib.

Am Orte dieser Wundertaten kauften die Mönche des Klosters Haina den Platz, sowie den benachbarten Hof und errichteten darauf zum ewigen Angedenken an diese Ereignisse eine Kapelle, die Bernhardskapelle im Hainerhof.

Nach langen Ueberredungen trat der Kaiser erst 1147 die Fahrt ins gelobte Land an. Um seinem einzigen Sohne Heinrich die Krone zu sichern, beschied er die Fürsten noch einmal nach Frankfurt, wo Heinrich zum Thronfolger gewählt und darauf zu Aachen gekrönt wurde.

Zwei Jahre später kam der Kaiser krank und aller Mittel entblößt von dem namentlich durch griechischen Verrat mißlungenen Feldzug zurück, um bald darauf seine einzige Hoffnung, seinen Sohn Heinrich zu begraben. Bald folgte ihm der Kaiser, ein von Gram und Sorge gebeugter Greis, „ein Opfer der Beredsamkeit und der Wunder des heiligen Bernhard".

Konrad hat durch diese Wahl seines Sohnes der Stadt einen großen Vorteil zugewendet. Sein Nachfolger Friedrich I., der Rotbart, nahm Anlaß sich auch in Frankfurt wählen zu lassen — und unter seinen Nachfolgern wurde es gesetzlicher Brauch. Frankfurt wurde durch Konrad, die Wahlstadt der deutschen Kaiser.

Sankta Hildegardis.

Zu derselben Zeit als Bernhard von Clairvaux zu Frankfurt diese Wunder verrichtete, hatte sich die heilige Hildegardis, die Äbtissin des Klosters Rupertsberg bei Bingen auf den Feldberg begeben, um als Anachoretin durch Buße und Gebet das Werk Bernhards zu unterstützen.

Auf dem harten Granit des Brunhildisfelsens knieend, wurde sie von Müdigkeit übermannt und sank ermattet auf den Fels nieder. Aber die Zeit wollte Wunder sehen. Als sich Hildegard am andern Morgen neu gestärkt erhob, erblickte sie zu ihrem Erstaunen ihr Haupt in dem harten Stein abgedrückt.

Bald strömten Gläubige herbei, um das Gnadenzeichen zu betrachten, und eine Zeit lang galt der Platz als Wallfahrtsort.

Hildegard starb im Jahre 1180 zweiundachtzig Jahre alt in ihrem Kloster und ist dort beigesetzt. Dieser fromme Wunderglaube ist ein charakteristischer Zug jener Epoche, die sich damit begeisterte Streiter zur Eroberung des heiligen Landes warb.

Günther von Schwarzburg.

Kaiser Ludwig V., der Bayer, der Freund und Wohltäter Frankfurts war von Clemens VI. wiederholt mit dem Banne belegt worden, weil er sich standhaft weigerte, zum Nachteil des Reiches auf die

selbstsüchtigen Wünsche Roms einzugehen. Auf päpstliche Ermahnungen traten die geistlichen Kurfürsten am 11. Juli 1346 zu Rhense zusammen, um den römischen Günstling, den Luxemburger Karl, Markgraf von Mähren, einen Sohn des erblindeten Johannes von Böhmen zum deutschen König zu wählen, da die Wahlstädte Aachen und Frankfurt treu zu dem unerschrockenen Ludwig hielten. Schon bei der Wahl ereignete sich ein Vorfall, der zu trüben Deutungen Anlaß gab. Des Reiches Banner fiel in den Rhein und versank. Karl hatte trotz aller päpstlichen Fürbitten kein Glück, einige Gefechte fielen zu seinen Ungunsten aus, Ludwig ließ auf einem Reichstag zu Speyer seinen Gegner als Aufrührer und dessen Wahl für ungiltig erklären. Da segnete am 11. Oktober 1347 der Kaiser unerwartet zu München das Zeitliche. Aber Karls Spiel war damit noch nicht gewonnen. Der Kaiser war tot, aber der Gedanke, die Unabhängigkeit des Reiches zu wahren fand tatkräftige Anhänger in Ludwigs alten Parteigängern, wie dem Kurfürsten Rudolf von der Pfalz, dem Herzog Erich von Sachsen, dem geächteten Markgraf Ludwig zu Brandenburg und vor allem in dem abgesetzten Erzbischof von Mainz, Heinrich von Virneburg, der von dem größten Teile Deutschlands immer noch als Erzbischof anerkannt wurde, obwohl dem Mainzer Episkopat der römischgesinnte zwanzigjährige Gerlach von Nassau vorstand.

Am Neujahrstage 1349 wählte diese „deutsche" Partei im Predigerkloster zu Frankfurt den Grafen Günther von Schwarzburg, einen verdienstvollen,

ehrlichen, unerschrockenen Mitkämpfer Ludwigs zum König. Der Förmlichkeit wegen erschien am 16. Januar Günther mit seinem Anhange vor den Mauern der Stadt und bezog ein Lager, da bei streitiger Wahl das Schwert zu entscheiden hatte. Die Tore wurden geschlossen, die Mauern bewacht, um einen nächtlichen Ueberfall zu verhindern. Nach vierzehn Tagen wurde Günther, da die Gegenpartei nicht auf der Wahlstatt erschien, zum König ausgerufen. Die Kurfürsten versicherten auf Eid, daß sie keinen besseren Mann gefunden hätten, die Reichsfahne wurde enthüllt, und tausendfach jubelte vor den Toren der Stadt der Ruf: Es lebe das Reich! Glück dem König Günther!" Da der harte Winter ein weiteres Lagern auf dem Felde beschwerlich machte, baten die Kurfürsten um Einlaß, da von seiten des Gegners kein Versuch gemacht worden sei, den König zu vertreiben und Frankfurt stets treu zur Sache Ludwigs und der Seinen gehalten habe. Auf wiederholtes Drängen der Fürsten wurden dem neuen König die Tore geöffnet, und Günther hielt am 6. Februar seinen feierlichen Einzug. Vor dem Dome stieg der Erwählte von dem Pferd, trat mit den Kurfürsten in die Kirche und empfing dort die Weihe. Zwei Tage später erteilte er auf dem Samstagsberg an Heinrich von Virneburg das Mainzer Lehen. Dieser überreichte dann dem König das Reichsschwert. Gegen die Sonne gewendet, legte Günther das Zeichen königlicher Macht auf die Brust und schwur dem Reiche den Eid. Dann huldigte ihm Frankfurt als rechtmäßig erwähltem deutschen König.

Mittlerweile war Karl nicht untätig geblieben. Er sammelte zu Mainz ein großes Heer und rückte gegen Frankfurt vor, konnte aber der Feldherrnkunst Günthers nicht standhalten. Sein Heer wurde geschlagen und zersprengt. Karl suchte nun auf diesen Mißerfolg hin durch eine geschickte Politik das Ziel zu erreichen, das ihm das Glück der Waffen versagt hatte. Um seinen Gegner Rudolf von der Pfalz für seine Sache zu gewinnen, warb er um die Hand seiner Tochter Anna. Stolz, einen Kaiser als Schwiegersohn zu erhalten, sagte dieser zu, und anfangs Februar wurde zu Bacharach die Hochzeit gefeiert; die Hilfe des Schwiegervaters war gesichert. Nun begannen durch Vermittlung Rudolfs die Verhandlungen mit dem zweiten mächtigen Gegner, dem geächteten Johann von Brandenburg. Karl garantierte ihm für den ungestörten Besitz der Mark und versprach, sich in Rom wegen Aufhebung des Kirchenbannes für ihn verwenden zu wollen. Ludwig ließ sich bereden und verließ heimlich mit den anderen die Sache Günthers, nur Heinrich von Virneburg blieb seinem Herrn treu bis ans Ende. Nach einigen Tagen brachte Ludwig statt der versprochenen Hilfstruppen dem schwer erkrankten Günther in dessen Lager zu Eltville eine Aufforderung seines Gegners, gegen 20 000 Mark Silber seine Ansprüche auf die Krone abzutreten, da seine Sache als verloren zu betrachten sei. Günther, der seine zweifelhaften Ansprüche nur im Felde behaupten konnte, sah sich nun von seinen Verbündeten verraten und verlassen. Im Gefühl seiner Ohnmacht und unter dem Druck seiner Krankheit unterzeichnete er am 26. Februar

den Vertrag und wurde als todkranker, gebrochener Mann von seinen Getreuen auf einer Tragbahre nach Frankfurt gebracht, um hier seine letzten Tage zu erwarten. Mit königlichen Ehren wurde der Tapfere empfangen, den nicht die Waffen seiner Verräter, sondern ein unerbittliches Schicksal besiegt hatte. Das Reichspanier wurde ihm vorangetragen, die Glocken läuteten, und mit Pauken und Trompeten begrüßte ihn die treue Bürgerschaft. Karl rückte mit den Verrätern nach und bezog vor Sachsenhausen ein Lager. Im Johanniterhofe nahm Günther Wohnung, um noch mehrere Wochen mit seiner Krankheit zu kämpfen. In letzter Stunde leistete er noch einmal auf die Krone verzicht, entband die Bürger am 9. Juni ihres Treueids und söhnte sich mit seinen Gegnern aus. Dann äußerte er in Bezug auf seine ehemaligen Genossen sterbend zu dem getreuen Vieringer: „Ich wollte gern tausendmal sterben, wenn sie alle Judasse heißen müßten in alle Ewigkeit!“

Am 14. Juni 1349 gegen Abend hauchte Günther, auf den das deutsche Volk seine größten Hoffnungen gesetzt hatte, 45 Jahre alt im Johanniterhofe seinen Geist aus.

Feierlich war die Bestattung des edlen Helden. Den Zug eröffnete die Geistlichkeit in großer Prozession. Dann kam zu Pferd ein Unbewaffneter mit der Leibfahne des Verstorbenen. Sein Leibpferd und zwei bewaffnete Reisige ohne Helm folgten. Auf dem fünften Pferde saß ein geharnischter Ritter, das Schwert und den Schild Günthers umgekehrt haltend, eine bei ritterlichen Leichenzügen übliche Sitte.

Zwanzig Reichsgrafen in schwarzer Kleidung trugen den Sarg. Als erster unter den Leidtragenden folgte Karl IV. nebst den Kurfürsten, den Großen des Reiches und eine zahllose Menge Volkes. Am Hochaltar der Bartholomäuskirche wurde Günther beigesetzt und ihm nach einigen Jahren von seinen Freunden das bekannte Denkmal errichtet. Karl vergaß den Frankfurtern ihre Parteinahme, konnte sich jedoch keiner besonderen Sympathien in erster Zeit erfreuen. Im Gegenteil, das Volk, das treu auf Seiten des Schwarzburgers stand, beschuldigte den König, seinem tapferen Gegner Gift beigebracht zu haben, um sich seiner bequemer zu entledigen. Karl IV. war ein feiner Diplomat, aber sonst nicht wählerisch in den Mitteln, sein Ziel zu erreichen. Er wurde ein Freund der Städte und verstand es, das alte Vorurteil gegen ihn zu besiegen. Namentlich Frankfurt hat seinem einstigen Gegner viel zu verdanken. Sein großes staatskluges Reichsgrundgesetz die „Goldene Bulle" bestimmt in Artikel 21 Frankfurt zur gesetzlichen Wahlstadt. Er darf als ein Wohltäter der Stadt gelten.

Günthers Tod.

Lassen wir über Günthers Tod den Volksmund reden.

Von aller Hoffnung getäuscht, lag der edle Günther todkrank im Johanniterhof zu Frankfurt darnieder. Alle Mittel wurden versucht, um dem ritterlichen König Linderung zu verschaffen, aber für

seine Krankheit schien kein Kräutlein gewachsen. Endlich meldete sich, von Karl mit einer großen Summe Geldes bestochen, ein fremder Arzt und verpflichtete sich, den König gesund zu machen. Günther ließ sich bereden, der Arzt mischte in einem silbernen Becher köstlich duftende Essenzen und bot dem Kranken den Wundertrank dar. Aber dem König stiegen bei der zudringlichen Hilfsbereitschaft Zweifel auf. Er reichte dem Wunderarzt den Becher hin und meinte: „Meister, ist euer Trank gut, dann trinket zuerst, ich will dann austrinken!" Entschlossen trank der Arzt vor, dann leerte der König den Becher. Aber zu der Stunde wurde der Wundermann bleich und starb am dritten Tage. Der König aber schwoll an und ahnte, daß der Trank Gift enthielt, denn der silberne Becher war kohlschwarz geworden. Von allen beweint, starb der edle Günther einige Tage später am 14. Juni 1349 als Opfer der Treulosigkeit Karls. Seine Freunde und Gefolgmannen ließen später auf seinem Grabe ein Denkmal mit der Inschrift anbringen, daß Günther durch Untreue vergiftet ward, das heißt sein Mißgeschick ging ihm so zu Herzen, daß er aus Gram starb.

Namentlich stand der berühmte Frankfurter Arzt Freidank von Heringen im Verdacht, dem König solchen Trank beigebracht zu haben. Zu seiner Ehrenrettung sei bemerkt, daß Freidank drei Monate früher starb und im Dome beigesetzt wurde. Es ist allerdings nicht ausgeschlossen, daß er Günther einmal behandelte oder zum mindesten sehr gut kannte. Wahrscheinlicher klingt die Meldung eines gleichzeitigen Chronisten.

Ein Mönch des Predigerklosters mit Namen Jakobus soll dem König einen Heiltrank gemischt haben, der in seiner Zusammensetzung giftig wirkte, ohne daß der Mönch dabei eine böse Absicht hatte. Des Königs Leib schwoll furchtbar von dem Gifte an und unter großen Schmerzen gab Günther seinen Geist auf.

Das Grabmahl Günthers.

Wie bereits erwähnt, hatte Günther auf Zureden der Fürsten und gezwungen durch Verrat und Krankheit auf die Königswürde um 20 000 Mark Silber verzichtet. Es kann somit nur von dem Grabmal eines ehemaligen Königs, nicht aber von dem eines deutschen Kaisers die Rede sein. Günther trat mit dem Verzicht in seine alte Stellung zurück und Karl nennt ihn in einer Urkunde vom 7. Mai 1349, welche die obige Summe zusichert: „Den edlen Grafen Günther von Schwarzburg, Herrn von Arnstadt".

Senator Dr. Usener berichtet:

„Das in der Bartholomäuskirche am 11. Dec. 1352 errichtete Grabmal ist somit nicht das Denkmal eines Römischen Königs, sondern nur das eines Grafen von Schwarzburg. Aus diesem Grund ist das Schild, auf welches sich die linke Hand der Abbildung Günthers stützt, nicht das königliche Wappen, der einfache Reichsadler, sondern nur sein Geschlechtswappen, ein Leopard (Löwe) angedeutet.

Auch umgeben solches nicht Zeichen der königlichen Würde, sondern nur Wappen derjenigen seiner Freunde und Standesgenossen, die es errichten ließen. Die Ansicht, daß der Reichsadler und das Mainzische Rad darunter befindlich seien, ist überhaupt irrig und mangelt jeder Begründung, da es nicht angemessen sein würde, diese mit den Wappen der Standesgenossen des Verstorbenen und des niederen Adels zu vermischen, die sich unzweifelhaft an dem Grabmal befinden."

Es ist bekannt, daß dieses Grabmal in der Mitte des Chors der Bartholomäuskirche errichtet war, daß drei Wappen am Kopfende, drei am Fußende und je sechs Wappen auf jeder Seite den Sockel bildeten, auf dem der Grabstein mit dem ganz geharnischten Bilde Günthers ruhte. Ein hölzerner Deckel schützte dasselbe, auf den vier Ecken eines darüber gebreiteten Teppichs erhoben sich große messingene Kandelaber mit Wachskerzen. Bis zum Jahre 1743 stand es also unverrückt, wo es abgehoben und an der Seite des Chores neben der Wahlkapelle aufgerichtet ward.

Es folgen die Wappen in ihrer jetzigen Reihenfolge und zwar obere Reihe von links nach rechts.

1. Ein Rad: Die Dynasten von Bolanden, welche das kaiserliche Truchsessamt bekleideten. Es lebten damals Otto II. und Truchseß Philipp.
2. Ein Adler: Köth von Wanscheid.
3. Ein zum Grimm geschickter Leopard: Graf Gerhard von Schwarzburg, ein Bruder des Verstorbenen.

4. Ein Adler: Die Dynasten von Leiningen.
5. Ein zum Grimm geschickter Löwe: Weiß von Feuerbach. Damals lebte Eberhard Weiß von Feuerbach, Burggraf von Friedberg, ein Freund Günthers.
6. Ein Rad: Die Dynasten von Hohenfels. Konrad von Hohenfels, Herr zu Reipoldskirchen.

Linke Seite:

1. Ein Schach: Wappen des Grafen von Hohenstein, des Schwagers Günthers, welcher mit deren Schwester Elisabeth vermählt war. Günther hatte solche zu Vormündern seiner minderjährigen Kinder ernannt.
2. Drei und vier Schindel: Dynasten von Limburg.
3. Ein in der Länge geteilter Schild: Rau- und Wildgrafen von Neuen-Baumburg.
4. Zwerchgeteilter Schild: Dynasten von Falkenstein. Philipp I.
5. Zwei senkrechte Pfähle: Dynasten von Wittgenstein.
6. Ein Löwe im Grimm: Wild und Raugrafen von Alten-Baumburg.

Rechte Seite.

1. Zwei Zwerchbalken: Dynasten v. Isenburg.
2. Das bekannte Wappen der Ritter von Sachsenhausen. Im Querschiff befindet sich das Grabmal Ritter Rudolfs von Sachsenhausen. † 1371.
3. Zwei helle und zwei dunkle Zwerchbalken: Dynasten von Breuberg.

4. Löwe im Grimm: Grafen von Gleichen in Thüringen.
5. Zwei gegeneinander gewendete Fische: Dynasten von Wernigerode.
6. Zwei senkrechte Pfähle: Dynasten von Runkel.

Die Inschrift des Grabmals lautet:

falsch undrowe schande czymt
des stede drowe schaden nymt
undrowe nam gewinnes hort
undrowe falsch mit giftes wort.

Nach den Vorgängen, die Günther um seine Krone brachten, ist der Sinn der Worte leicht zu erraten. Es ist eine indirekte Anklage gegen seine Verräter.

Falschheit und Untreu Schande ziemt
Daß stete Treue Schaden nimmt.
Untreue (seiner Genossen) nahm Gewinnes Hort (Krone)
Untreue (gebrochenes Wort) ist falsch wie Giftes Wort.

Günthers kühnste Hoffnung war getreu den Ansichten Ludwigs V. das Reich von Rom unabhängig zu machen und ein nationales deutsches selbständiges Reich zu schaffen. Unter dem Stein ruhte der Besten einer, die das deutsche Volk besaß.

Die Wahl Maximilians 1486.

Am 16. Februar 1486 fand zu Frankfurt die Königswahl Maximilians statt. Kaiser Friedrich war

mit seinem hoffnungsvollen Sohn und mit großem Gefolge am 10. Februar zu Schiff am Fahrtor eingetroffen. Nicht ohne Lebensgefahr hatten die Fürsten von Köln aus diese Reise unternommen. Rhein und Main zeigten starkes Hochwasser, aber ohne Unfall ging die dringliche Fahrt von statten, und die Schiffer wurden mit 100 Gulden belohnt. Am 14. Februar begaben sich die beiden Fürsten von ihrem Quartier im Nürnbergerhof auf den Römerberg. Dort vor dem Hause „Zum Kranich" (auf der Nordseite, wo später das Fuchs'sche Haus Nr. 38 stand) war unter einem prächtigen Baldachin ein Thron mit Schaugerüst aufgeschlagen. Der Kaiser nahm auf dem erhöhten Sessel Platz, zu seiner Rechten stand des Reiches Erztruchseß Pfalzgraf Philipp mit dem Reichsapfel, neben ihm der zu erwählende Maximilian, um sich dem dichtgedrängten Volke zu zeigen. Zu des Kaisers Rechten hatten der Erz-Marschall Kurfürst Ernst von Sachsen mit dem Reichsschwert und der Erzbischof von Köln Aufstellung genommen. Da nahte auf einem Tragsessel ein schwacher Greis mit dem roten, hermelinverbrämten Kurhut auf dem weißen Haar, es war des Reiches Erzkämmerer Markgraf Albrecht Achilles von Brandenburg. Er wollte im Bewußtsein seines hohen Reichsamtes dem neu zu wählenden König seine Ehrfurcht erweisen. Dann empfingen unter freiem Himmel die Kurfürsten feierlich ihre Lehen. Zwei Tage später kündeten vom hohen Dome die Glocken von der glücklichen, einstimmig erfolgten Wahl Maximilians zum König. Albrecht Achilles sollte diese Wahl nur kurze Zeit überleben. Infolge

der Anstrengungen erlag der altersschwache Greis am Samstage vor Judika im Predigerkloster beim Bade einem tödlichen Schlaganfall. Die sterblichen Ueberreste des Markgrafen wurden unter großem Pomp auf ein Schiff gebracht, um auf dem Main in die fränkischen Erblande nach dem Erbbegräbnis der Markgrafen ins Kloster Heilsbrunn geschafft zu werden. Sein Herz wurde einbalsamiert und kam in eine silberne Kapsel, die im Predigerkloster im Chor beigesetzt wurde. Selten hatte wohl das alte Gotteshaus seit den Wahlen Adolfs von Nassau, Heinrichs von Luxemburg und Günthers von Schwarzburg zu Königen, eine solche glänzende Versammlung weltlicher und geistlicher Fürsten in seinen Hallen gesehen als bei den Exequieen für den verstorbenen Albrecht Achilles von Brandenburg. Seine Söhne Friedrich und Siegmund stifteten am 22. April 1494 ein feierliches Begräbnis und schenkten dafür dem Kloster zwei Grundstücke, eines zu Xanten, eines zu Breitenloch. Dafür hatte das Kloster die ewige Verpflichtung, am Sonntage Judika eine Vigilie und am Tage darauf eine Seelenmesse für den Verstorbenen zu halten. Bei der Seelenmesse sollte der Celebrierende mit seinen Dienern über das Grab gehen und dasselbe mit Weihwasser besprengen, wobei eine Misere und De profundis zu singen ist. Das Grab war durch einen Stein bezeichnet mit folgender Inschrift: Anno Dni MCCCCLXXXVI Sabbato ante Gregorii obbiit Albertus Marchio Brandenburgensis Princeps Elector. Bei der 1802 erfolgten Umwandlung der Kirche zu einem Warenlager wurden die Epithaphien zerschlagen und zum

Pflastern benutzt. Die 1875 vorgenommenen Nachforschungen nach der Kapsel blieben leider erfolglos. Der Tod forderte noch als zweites Opfer den Bischof Johannes von Würzburg. Sein Herz wurde gleichfalls balsamiert und im Chore der Carmeliterkirche verwahrt.

Die alte Mainbrücke und ihre Sagen.

Ursprünglich wurde der Verkehr zwischen den beiden Ufern durch Fähren vermittelt. Die untere befand sich, wie es sich aus dem Namen ergibt am „Fahrtor", wo bis in die Neuzeit die Sachsenhäuser Schiffer diese Gerechtsame ausübten; von der oberen leitet die Fahrgasse ihren Namen ab. Um den Anforderungen des stärkeren Verkehrs zu genügen, baute man, nach einer Erwähnung Lersners, im Jahre 1035 eine Holzbrücke, die 1192 von einem Hochwasser stark beschädigt wurde. Keine Stelle war wohl für einen Brückenbau günstiger gelegen, als dieses oberhalb der Furt befindliche, ziemlich seichte Flußbett mit seinen zahlreichen kleinen Inseln. Diese gaben das erwünschte Festland für die hölzernen Pfeiler, welche man wohl durch eingerammte Eichenpfosten mit Querverbindungen konstruierte, um die anfangs nur für den Fußgängerverkehr berechnete Holzüberbrückung zu tragen. Der große Eisgang von 1235 trieb diese Holzbrücke samt den Pfeilern weg. König Heinrich VII., welcher den Schaden in Augenschein genommen, überwies laut Urkunde vom 10.

Mai 1235 den halben Ertrag seiner Münze zu Frankfurt zum Besten des Brückenbaus und erlaubte, aus den königlichen Forsten das Holz zum Neubau und zur Unterhaltung zu holen. König Richard hat diese von seinem Vorgänger gemachte Stiftung noch einmal voll und ganz bestätigt. Wenige Jahre später begann man infolge neuer Beschädigungen das Bauwerk teilweise in Stein auszuführen, aber auch dieser Bau war von kurzer Dauer. Ein furchtbarer Eisgang mit Hochwasser riß am 1. Februar 1306 die beiden Brückentürme sammt den Pfeilern nieder, eine Anzahl Menschen, die sich von der Brücke den Kampf der Gewässer betrachten wollen, büßen ihre Neugierde mit dem Tode in den Fluten.

In einigen Jahren wurden diese Schäden ausgebessert.

Da kam wie ein Blitz aus heiterem Himmel die furchtbare Hochflut vom 24. Juli 1342. Durch Wolkenbrüche oder sonstige Elementargewalten stellte sich unerwartet dieses größte, gefährlichste Hochwasser ein, welches unsere Gegend heimsuchte. Um ein Uhr mittags reißen die empörten Fluten den Sachsenhäuser Brückenturm und die ziemlich massive Steinbrücke bis auf sechs Bogen auf der Frankfurter Seite fort. Die Bürger flüchten auf die benachbarten Anhöhen und überlassen die Stadt ihrem Schicksal, das mit einem Untergang der leichten Holz- und Lehmhäuser in den tosenden Wogen droht. Der große Verlust an Menschenleben und Eigentum läßt den Unglückstag Anlaß zu einer Prozession geben, die jedes Jahr am Magdalenentag zur Erinnerung an das furchtbare Naturereignis zur Weißfrauenkirche

zieht. Eine Steintafel kündet dort von dieser Zeit. Mehrfache Eisgänge und Hochwasser machen an dem wiederhergestellten Bauwerk größere Reparaturen notwendig, bis am 16. Dezember 1739 ein entscheidender Unfall eintritt. Ein Prinz von Hessen-Darmstadt hatte gerade die Brücke passiert, als der Kreuzbogen in die Fluten stürzte. Bei der Untersuchung stellte sich heraus, daß der Flößerbogen gespalten und der südlich anschließende Ausschüttbogen baufällig war. Eine gründliche Ausbesserung war die Folge. Der Umbau wurde nach längeren Verhandlungen 1741 unter Leitung des heimischen Ingenieurs und Kurbraunschweigischen Oberst-Leutnants Johann Friedrich von Uffenbach angefangen und am ersten August 1744 konnte der Kreuzbogen welcher auf beiden Seiten den Frankfurter Adler zeigt, geschlossen werden. Die Brücke war soweit bis auf Brüstung und Pflaster vollendet, die erstere wurde 1747—53 ausgeführt. Aus dieser Zeit stammen auch die beiden Portale mit dem Mönus und den beiden Bürgerkanonieren, den sogenannten „Aepfelweinschützen". Pflaster erhielt die Brücke erst 1748 bis auf die zwei Bogen, die stets aus Sicherheitsgründen offen geblieben waren und für den Verkehr mit Balken überlegt wurden. Mit Ausnahme der Brückentürme und Brückenmühlen hat sich wenig an dem von Uffenbach geschaffenen Brückenbilde geändert. Der stattliche „Sachsenhäuser Brückenturm" wurde 1765 abgerissen, er feierte seine Auferstehung in dem „langen Franz" der ihm nachgebildet ist, der „Frankfurter Brückenturm", an dem zu Goethes Zeiten die bleichenden Schädel der vier

1616 hingerichteten Aufrührer Fettmilch, Schopp, Gernegroß und Ebel „zum ſträflichen Exemplum“ zu ſehen waren, wurde 1801 niedergelegt, er diente dem ſüdlichen Rathausturm als Vorbild. Die alte noch beſtehende Brückenmühle wurde nach ihrer Einäſcherung von 1813 neu aufgeführt, dagegen die ſüdlich gegen Weſten zu gelegene neue Mühle 1852 abgeriſſen. Ihr Standort iſt noch deutlich an der ſüdlich nach dem Main zu glatt verputzten Brüſtung zu erkennen. Die alte Brücke ging mit Ausnahme der Mühle, des Denkmals und der Anbauten, welche ſtädtiſches Eigentum blieben, 1866 in den Beſitz des preußiſchen Staates über.

Der goldene Hahn auf der alten Brücke.

Wer zu Frankfurt über die alte ſteinerne Brücke nach Sachſenhauſen geht, dem fallen unter anderen Merkwürdigkeiten ein eiſernes Kruzifix und darüber auf einer langen Eiſenſtange ein goldener Hahn auf, der über Glück und Frieden der alten Kaiſerſtadt zu wachen ſcheint. Ueber ihn geht folgende Sage:

Der Baumeiſter der Brücke hatte ſich bei ſeinem Kopfe verbindlich gemacht, den Bau zu einer beſtimmten Zeit fertig an die Stadt abzuliefern. Das ſtolze Werk war nun bis auf zwei Bogen vollendet, die ihm trotz aller Mühe nicht gelingen wollten. Nun rückte der entſcheidende Tag immer näher und dem Meiſter wurde es dabei immer ängſtlicher und ängſt-

licher zu Mut, wenn er an sein Versprechen und an seinen Kopf dachte. Er opferte in dem Dome den Heiligen einige geweihte Kerzen und bat sie um ihren Beistand, aber alles half nichts; was er am Tage baute, stürzte nachts wieder in den Strom. Jetzt sah er ein, daß die Heiligen nichts von ihm wissen wollten und nahm sich in seiner Verzweiflung vor, sein Glück bei der Hölle zu versuchen. Diese hatte seiner Zeit auch schon Erwin, dem Erbauer des Straßburger Münsters, geholfen und heute noch geht mancher Baumeister zum Teufel. Jetzt war noch ein Tag Zeit und am anderen Morgen sollte sein Kopf verwirkt sein. Als nun der Meister des Abends nach Hause kam und sein verzweifelt Weib nebst seinen unmündigen Kindern sah, die morgen ihren Vater durch Henkershand verlieren sollten, stand sein Entschluß fest, den Beistand des Bösen anzurufen. Ohne jemand ein Wort davon zu sagen, machte er sich auf den Weg und ging nach dem Rabenstein, wo des Nachts Junker Urian gern den Galgen besichtigte, um die gehängten Diebe und Straßenräuber für sich mit Beschlag zu legen.

Auf dem Feld war es stockfinster. Am Taunus hing ein schweres Gewitter und hie und da erhellte ein greller Blitz seinen Weg. Endlich war er an seinem Ziele angelangt. Der verzweifelte Mann stellte sich vorsichtshalber auf einen Kreuzweg und rief laut in die stürmische Nacht den Namen des Bösen. Aber nichts Ungewöhnliches ließ sich merken. Die Gerichteten baumelten mit verzogenen Gesichtern im Sturme hin und her, der Donner rollte; aber niemand ließ sich sehen. Schon wollte hoff-

nungslos der Arme wieder umkehren, als ihm jemand auf die Schulter klopfte. Erschrocken drehte sich unser Freund um und bemerkte hinter sich eine große hagere Gestalt, eingehüllt in einen langen Mantel.

„Hab keine Angst", meinte freundlich der Unbekannte, „heut geht dir's noch nicht an den Kragen und bis zum ersten Hahnenschrei hat's noch Zeit!" Der Meister starrte den Fremden an und und wagte kein Wort zu erwidern.

„Ja so gehts mit euch Menschen", meinte dieser, „wenn euch die Not im Genick sitzt, kommt ihr zu mir. Aber wenns euch gut geht, schimpft ihr auf mich. Kennst du mich nicht?"

„Verzeiht, edler Herr! aber ich wußte mir nicht mehr zu helfen. Die Heiligen haben mich im Stich gelassen, und da wußte ich mir keinen anderen Ausweg mehr als zu Euch" stammelte der Gefragte.

„Das lob ich mir. Es gibt noch ehrliche Menschen. Die Heiligen wären auch nicht zu Dir gekommen; die haben mehr zu tun, als sich um deine Brücke zu bekümmern. Da bin ich ein ganz anderer Kerl. Wer zu mir kommt, dem soll geholfen werden!"

Der Meister sah, daß er es mit dem Fürsten der Hölle selbst zu tun hatte und wünschte sich zehn Meilen seitwärts, doch er faßte ein Herz: „Kannst Du mir bis morgen früh die Brücke vollenden?"

Der Teufel lachte laut auf und meinte dann gemütlich: „Du hast Dir da eine böse Suppe eingebrockt, die ich jetzt ausschöpfen soll. Aber deine zwei armseligen Bogen fertig zu stellen ist für mich nur

ein Kinderspiel. Ich habe in einer Nacht schon größere Brücken gebaut wie die deine!"

„Das glaube ich Dir. Die Hauptsache ist, daß Du mir gefällig bist!"

„Da kennst Du mich schlecht. Bis morgen ist Dein Bauwerk fix und fertig. Aber ich bin auch Geschäftsmann wie du und will meinen Lohn haben", meinte der Böse.

„Doch nicht meine Seligkeit?" warf erschrocken der Meister ein.

„Meine Bedingung ist: Das erste lebende Wesen, das morgen über die Brücke kommt, ist mit Leib und Seele mein eigen. Ist Dir's recht?"

Der Unglückliche bat um Bedenkzeit.

„Besinn Dich nicht lang und schlag ein!" schrie jetzt der Teufel, „denn ich muß fort, damit Dein Bauwerk fertig wird!"

„Gut es sei. Du stellst mir die Brücke bis zum ersten Hahnenschrei fertig, und das erste lebende Wesen, das sie morgen beschreitet, soll mit Leib und Seele Dir gehören!"

Der Meister schlug ein und der Pakt war geschlossen.

Feurig fuhr vor ihm ein greller Blitz nieder, der Donner krachte, und die Gestalt war verschwunden.

Halb geblendet stand der Mann auf dem einsamen Felde. Der Angstschweiß perlte ihm von der Stirne, und er brauchte geraume Zeit, um sich von dem Schrecken zu erholen. Dann taumelte er langsam der Stadt zu.

An allen Gliedern zitternd, schlich er in sein Haus, warf sich unruhig auf seinem Lager hin und

her und sann auf Rettung. Wer sollte anders die Brücke zum ersten Male betreten als er selbst. Er selbst mußte sie zuerst besichtigen und dann das Werk dem Rate übergeben. Der Teufel hatte es listig angefangen. Endlich schlummerte er schweren Herzens ein.

Mittlerweile graute der Morgen, zaghaft stieg das neue Tageslicht im Osten höher. Vor des Meisters Fenster krähte der Hahn, jetzt zum zweiten, dann zum dritten Male, so eindringlich, als ob er ihm etwas sagen wollte.

Mißvergnügt wachte der Schlaftrunkene auf und wollte den Ruhestörer fortjagen, aber da kam ihm ein rettender Gedanke. Er stand auf, zog sich gut an und fing den Hahn ein. Dann nahm er ihn fein säuberlich in den Arm und ging nach dem Main, um sich zu überzeugen, ob der Teufel Wort gehalten habe.

Die Sonne war aufgegangen. Vollendet spiegelte sich das Bauwerk in seiner ganzen Schönheit in den Silberwellen des Stromes. Noch war alles menschenleer, nur in der Mitte der Brücke stand jemand in einem langen Mantel und wartete auf den versprochenen Lohn, ein betrogener Betrüger. Jetzt ließ der Meister den Hahn frei und rief: „Urian, gib acht, das erste lebende Wesen kommt!“ Dann trieb er mit Steinwürfen den Hahn vor sich her. Als nun der Teufel, der auf eine Menschenseele gehofft hatte, sich so betrogen sah, machte er einen Satz, stürzte sich auf den Hahn, drehte ihm das Genick um, riß den Körper in zwei Stücke und warf diese mit einem wilden Fluche durch die Brücke, daß zwei große Oeffnungen entstanden. In seiner blinden Wut hätte er

am liebsten das ganze Bauwerk zerstört, aber da fingen die Glocken an zu läuten und im feierlichen Zuge nahte die Geistlichkeit, um die Brücke einzuweihen. Nun sah der Böse das Kreuz und hatte verspielt. Kopfüber stürzte er sich mit hellem Flammenschein in die Hölle.

Der Meister aber ließ aus Dankbarkeit für seine glückliche Errettung auf der Brücke genau an der Stelle, wo sich das Ereignis zugetragen, einen güldenen Hahn auf einer langen Stange anbringen, der heute noch als Wahrzeichen auf der alten Brücke steht.

Aber die beiden Löcher, welche der Teufel geworfen als:

— — — „ein Teil von jener Kraft
die stets das Böse will und doch das Gute schafft"

haben der Stadt in schweren Zeiten gute Dienste getan. Sie blieben offen und wurden mit Balken überdeckt, die man bei Kriegsläuften abnahm, um den Feinden den Uebergang zu wehren. Zum letztenmale war das Holzwerk am 31. Oktober 1813 abgehoben. Unter dem Scheine der brennenden Brückenmühle tobte ein furchtbarer Kampf zwischen den Bayern der Division Rechberg und den eindringenden Jägern der Kaisergarde Napoleons, in dem die ersteren Sieger blieben. Die beiden Bogen wurden erst 1840 zugemauert, da sie für die Sicherheit der Stadt keine Bedeutung mehr hatten. Unversehrt von der Zeiten Sturm und Wechsel steht der Hahn heute noch auf der Brücke und sieht zu, wie die Stadt wächst und gedeiht.

Wegewart.

Das war ein herber Abſchied, als Junker Joſt von Glauburg auf der alten Brücke ſeine Braut Elsbeth zum letzten Male umarmte und küßte. Dann riefen und ſchmetterten die Trompeten und übertönten das Schluchzen der Mütter und Bräute, deren Söhne und Liebſten für den Kaiſer nach Welſchland zogen. Jetzt riß ſich Joſt los, und mit einem lauten Aufſchrei ſank Elsbeth ohnmächtig in den Arm einer Nachbarin. Joſt hatte ſich gegen den Willen ſeiner Familie mit dem armen Bürgermädchen verlobt. Alle Mittel, alle Verdächtigungen ſcheiterten an ſeiner Ehrbarkeit und Treue, ſein Wort hoch zu halten, das er dem armen, aber bildſchönen Mädchen gegeben. Da mußte die Stadt dem Kaiſer reiſiges Kriegsvolk ſtellen, und die Ratsfreunde brachten es fertig, daß Joſt den ehrenvollen Ruf eines Anführers desſelben erhielt. Nun war der Zweck erreicht. Die beiden waren getrennt und nach Monaten hoffte man, daß eins das andere vergeſſen. Für Elsbeth gabs in Frankfurt genug ſchmucke Handwerksſöhne, und auf Joſt wartete insgeheim manch Patriziertöchterlein. „Es iſt ſo für beide beſſer“ meinten die Leute, die um ihren Selbſtnutzen und Kaſtengeiſt einen ſchillernden Mantel ihrer guten Abſichten hängen wollten.

Nach einem Jahre kehrten die Reiter zurück, aber Joſt fehlte. Die Glauburger hüllten ſich in Trauer, nur Elsbeth wollte es nicht glauben. Das Unglück hatte ihren Verſtand verwirrt, und ſie hoffte nun auf Zeichen und Wunder.

Jeden Tag ſtand ſie nun auf der Brücke und wartete auf den Geliebten, der fern von der Heimat in kühler Erde ſchlummerte. Kam ein Trupp junger Kriegsleute oder Burſchen, ſo fragte ſie, ob keiner den Joſt von Glauburg geſehen. Manche ſchüttelten den Kopf oder ſahen das arme Weib mit dem irren Blick mitleidig an, andere hatten für das Unglück den Spott übrig.

So verging ein Jahr nach dem anderen. Das ſchwarze Haar war gebleicht, und das Alter hatte mit unerbittlicher Hand ſeine Furchen in das einſt ſo ſchöne Antlitz gezogen. Aus dem ſtolzen Mädchen war ein altes gebücktes Mütterchen geworden. Die Glauburger hatten ſich ihrer angenommen und ſorgten, daß Elsbeth keine Not litt als gutes Werk dem Verſtorbenen zu Ehren.

Wiederum war es Frühling geworden. Die Weiden auf den Mainwieſen ſchmückten ſich mit jungem Grün und ließen ihre Kätzchen im milden Winde ſpielen. Vom hohen Domturme läuteten die Glocken die Oſtern ein, um der Welt zu künden, daß des Grabes Pforten geſprengt und das ewig Unvergängliche zu Licht gebracht. Andächtig hörte mit gefalteten Händen das Mütterchen zu. Da trat Johann von Glauburg, Joſts Bruder, an ſie heran und meinte: „Elsbeth, du kannſt morgen zu mir kommen und deinen Oſterkuchen holen. Ich laß dir auch was Schönes hineinbacken, meinem Bruder Joſt zum Angedenken.“

„Spart eure Worte, Glauburg, ihr könnt mich nicht täuſchen. Joſt kommt! Heute noch wird er kommen. Ja, lächelt nur, zu mir wird er kommen!

Wenn die Glocken morgen läuten, denkt an mich, denn der Glaube reißt Tote aus den Gräbern."

Johann sah das arme Weib mitleidig an und ging weiter. Als am anderen Morgen die Glocken wieder riefen, um die Auferstehung zu verkünden, fanden die ersten festlich geputzten Menschen, die über die Brücke zur Kirche eilten unsere arme Elsbeth. Mit verklärtem Gesicht kauerte sie an der Brüstung, als hätte sie das große Osterwunder gesehen. Er war gekommen! Aber nicht jener, auf den sie gehofft, sondern der ernste, stille Engel, dessen kühle Hand das arme, gequälte Herz stillstehen läßt. Der hatte sie erlöst von den Lasten des Lebens und geführt zu seinen Fernen, als Lohn für den großen Glauben, den Glauben an Liebe und Treue.

Das Kreuz auf der Mainbrücke.

Im August 1635 kam es auf der alten Mainbrücke zwischen Frankfurtern und Schweden zu heftigen Kämpfen. Der schwedische Oberst Vitztum hatte Sachsenhausen besetzt gehalten und verhandelte nunmehr mit der Stadt, welche durch den Prager Separatfrieden von der schwedischen Sache abgefallen, um freien Abzug. Vitztum stellte unannehmbare Bedingungen, ließ in der Nacht des zweiten August das Affentor auffsprengen, verstärkte seine Stellung mit 500 Mann Kriegsvolk der Hanauer Garnison, trieb die Frankfurter Wachen zurück und besetzte die Türme Sachsenhausens. Am fünften

August kam es zu offenen Feindseligkeiten. Die Schweden hatten die Brücke in der Mitte mit Schanzkörben versperrt, und nun sollte Gewalt mit Gewalt vertrieben werden. Am Morgen beschossen die Frankfurter die Stellung mit Geschütz und gingen am Mittag zum Sturm vor. Es kam zu einem heftigen Gefecht, die Schweden mußten weichen.

Ein alter schwedischer Wachtmeister, der für seinen König zahllose Gefechte mitgemacht hatte, sah mit zu, wie seine Leute vor einer Hand voll Frankfurter zurück mußten. Er kannte keinen anderen Grund als die Hülfe des Himmels, welcher die Frankfurter unterstützte. In seiner Wut legte er die Pistole auf das Christusbild an und schrie: „Wenn du denen da drüben helfen willst, dann komm herunter von deinem Kreuz, du Betrüger!“ Er drückte ab, ein Blitz, ein Knall, das Eisen gab einen klingenden Ton, der Schwede greift krampfhaft nach seiner Brust und stürzte tot nieder. Die Kugel war an dem Kreuze abgeprallt und hatte ihn mitten ins Herz getroffen. Aber der Schwede sollte Recht behalten. Die Frankfurter wurden zwar am Abend zurück getrieben und mußten unter Verlusten Sachsenhausen räumen, wozu ihnen die brennende Brückenmühle leuchtete, aber Vitztum mußte doch einige Tage später abziehen. Der Rat wandte sich in seiner Not an den kaiserlichen Höchst-Kommandierenden Gallas um Hülfe, dieser schickte nun bereits am folgenden Tage die Generale Lamboy und Kehraus mit 5000 Mann Verstärkung. Nun begann die Beschießung von neuem. Am neunten August hatte man am Ulrichstein eine Bresche gelegt. Die Kaiserlichen und Frankfurter versuchten

nun, von der Wasserseite aus einzudringen und sich in Sachsenhausen festzusetzen, kamen aber nur bis zur Dreikönigskirche, wo sie nach dreistündigem erbitterten Kampfe der schwedischen Tapferkeit weichen mußten. Dabei gingen 26 Häuser in Flammen auf, bis am 10. August Vitztum, von der Unhaltbarkeit seiner Lage überzeugt und von den Bitten der Bevölkerung bewogen, mit dem Rate über eine ehrenvolle Kapitulation mit freiem Abzug verhandelte. Die Bedingungen wurden angenommen und am folgenden Tage rückte Oberst-Leutnant Bülow mit seiner Streitmacht nach Hanau ab. Dann folgte Vitztum mit seinem Regiment bei klingendem Spiel mit fliegenden Fahnen und vier Geschützen. Sein Regiment wurde laut Akkord von Lamboy in kaiserliche Dienste genommen, und Vitztum bekam sicheres Geleite bis zur schwedischen Festung Gustavsburg bei Mainz. Heute aber sieht man noch auf dem rechten, übergeschlagenen Beine des gekreuzigten Christusbildes das Kugelmahl des frevelhaften Schützen, der auf gerechte Weise durch seine eigene Kugel fallen sollte.

Von dieser schweren Zeit reden heute noch die Ueberreste des Ulrichsteins, unweit vom eisernen Steg auf der Sachsenhäuser Seite, welche man als malerische Ruine liegen ließ. Auch auf der Brückenmühle befand sich ein Stein eingemauert, der den Frankfurter Adler mit folgendem Spruch zeigte:

Als die Jahr Zahl merck das o Leser fleißig
Ein tausent war sechshundert finff und dreißig
Den 5. Tag Augusti gegen die Nacht
Die Brücken Mühl wurd in Brand gebracht

Hingegen das nechſt darauff folgent Jahr
Der gegenwertig Baw verfertigt war
Als Herrn auff dem neuen Korn Ampt ſaſſen
Jakob Marquart von Glauburg gleichermaſſen
Herr Conrad Windecker des Raths allheit
GOtt woll ſie ſparn vor allem Hertzeleid
Zur Gedächtniß nun des Dings aus ihrem Rath
Man dieſen Stein allhie geſetzet hat.

Dann folgt Jahreszahl mit Namen der Bürgermeiſter. Der Gedenkſtein wurde vermutlich bei der nach dem Brande von 1813 nochmals eingeäſcherten Mühle bei deren Wiederaufbau entfernt. Auch das zweite Wahrzeichen, der Hahn, litt Not. Er wurde heruntergeſchoſſen und fiel in den Main. An ſeine Stelle wurde der jetzige Kupfer-vergoldete angebracht, deſſen Leib eine Urkunde mit einem von dem angeblichen Frankfurter Stadtpoeten Johann Flittner verfaßten Gedichte aufnahm.

Als nach Chriſti des Herrn Geburt
Tauſend ſechshundert gſchrieben wurt
Noch fünfunddreißig Jahr daneben
Den neunten Tag auguſti eben
Wat eins fürwahr der böſen Jahren
Wie mancher leyder hat erfahren
Da mußt der alt Hahn auf der Brücken
Allhier zu Frankfurt auch herbücken
Und war ihm da ſein letzter Lohn
Daß ihm die Schwediſch Garniſon
Zu Sachs-Hauſen da logierend
Und die Inwohner wohl fixierend
Nachdem er lang den Main bewacht
Durch einen Schuß herunter bracht.

Dadurch er ins Waſſer baden gieng
War vorhin nicht gewohnt das Ding
Da man ein neuen geſetzet hat
Der nun vertritt des alten ſtatt
Ins künftig auch kann zeigen an
Wies gangen iſt dem alten Hahn
Der neue Hahn ward uffgeſetzet hier
Den eylfften Tag Januarii
Des nechſt darauf folgende Jahr
Als eben damals Bau=Herrn warn
Herr Hanß Heinrich zum Jungen genannt
Herr Philipps Leuthwein auch nach der Hand
Und endlich weiland Herr Hanß Hammer
Der kurtz zuvor aus dieſem Jammer
Iſt ausgeſchieden aus der Welt
Eh der neue Hahn war aufgeſtellt
Der dieſen Rhytmus machen thät
Heißt Johann Flittner ein Poet
In ſeiner Jugend coroniert
Und mit dem Lorbeer Krantz geziert
War im Latein beſſer: Ein Frank
Darum er auch den Wein gern trank.

Was mögen erſt die anderen Poeten für Verſe gemacht haben, wenn unſer Flittner poeta laureatus war. Im allgemeinen gilt der Hahn als Symbol der Wachſamkeit, mit welcher der Herr Brücke und Stadt ſchirmen und ſchützen möge. Hier iſt es nicht ausgeſchloſſen, daß er an die Verleugnung und Buße Petri erinnert, alſo eine Mahnung zur Reue ſein ſoll, denn das ſchmiedeiſerne Kreuz bezeichnet eine alte Richtſtätte für die alte Todesſtrafe des Ertränkens. Vor dem Cruzifixe, deſſen Zeichen die Brücke

schützte, gab man den Verurteilten den letzten geistlichen Trost mit. Der Oberstrichter brach dann den Stab, die Henker ergriffen den Delinquenten, banden ihn oder steckten ihn in einen Sack. Dann hob man den Verurteilten auf die Brüstung. Ein Schrei, ein schwerer Fall in den reißenden Strom und der Gerechtigkeit war Genüge geschehen. Die letzte Hinrichtung auf diese Art fand am 18. Juni 1613 an einer Kindesmörderin statt. Das eiserne Kreuz, welches früher bemalt war, stammt aus dem Jahre 1401 und ist demnach über ein halbes Jahrtausend alt.

Der Eschenheimer Turm und die Sage vom Neuner in der Wetterfahne.

Als größter und schönster unter den Türmen der Landmauer ist uns der Eschenheimertum erhalten geblieben, er ragt wie ein stiller Zeuge alter Reichsstadtherrlichkeit in unsre unruhig hastende Zeit hinein. Bei der Stadterweiterung unter Kaiser Ludwig dem Bayern, dem Freunde und Wohltäter Frankfurts, wurde an seiner Stelle am 11. Oktober 1346 der Grundstein zu einem runden Mauerturm gelegt, der aber bereits 1400 abgebrochen wurde. Man beschloß angesichts der unruhigen politischen Zeiten ein größeres Bauwerk dem Feinde zum Trutz und zur besseren Beobachtung der Gegend als Hochwarte aufzuführen und legte noch im Juni den Grundstein. Nach Fertigstellung des viereckigen Erdgeschosses mit der Durchfahrt durch Meister Mengoz blieb der Bau

zwanzig Jahre liegen, bis endlich Meister Madern Gertener, der geniale Baumeister des Pfarrturms, den Turm in seiner jetzigen Gestalt von 1426—28 vollendete. Eine Brücke mit abhebbarem Balkenbelag führte zu einem mit zwei Seitentürmen flankiertem Vortor, das durch ein Rundell mit Seiteneingängen gedeckt war. Der Feind konnte bei Einnahme des Vorwerks mithin immer noch von Türmen und Stadtmauer mit Geschossen überschüttet werden. Bei der Belagerung 1552 wurde das Vorwerk niedergelegt. Nachdem man im 17. Jahrhundert die Werke nach dem damals üblichen Bastionärsystem umbaute, führte man zum Schutze einen Wall mit Schützenstand auf, da ein Vordringen durch das Artilleriefeuer der vorspringenden Bastionen genügend bestrichen werden konnte. Mehrfach drohte dem ehrwürdigen Baudenkmale die Zerstörung, aber nicht durch Feindeshand, sondern durch den Unverstand einiger städtischen Machthaber, die in dem schönen, mittelalterlichen Torturm ein unliebsames Verkehrshindernis erblickten. Zum Glück fand aber der alte Recke zu jeder Zeit Gönner und Fürsprecher, denen er seine Erhaltung verdankte. Charakteristisch ist der im edelsten Ebenmaße gehaltene Turmhelm mit seinen fünf Spitzen. Wenn früher zur goldnen Handwerkszeit ein Handwerksbursche den anderen nach dem Wahrzeichen des Eschenheimerturmes zu Frankfurt fragte, so war die Antwort: „Er hat fünf Spitzen und sticht doch nicht!“ Die Nische auf der Nordseite diente zur Aufnahme eines Fallgitters, die Südseite zeigt einen Teil des Wehrgangs, wie er sich früher um die ganze innere Stadtmauer zog und zur

Aufnahme der Verteidiger diente. An dem südlichen Torbogen erblickt man am Schlußstein einen Kopf mit Schnurrbart und Mütze ausgehauen. Es dürfte Meister Mengoz sein, der sich hier verewigte. Der Volksmund wandelte die Darstellung zum Bildnis Hans Winkelsees, des Wildschützen um, von dem folgende Sage handelt.

Der Neuner in der Wetterfahne.

Es war an einem Sommertage des Jahres 1577. Am Eschenheimertore blühte und duftete am Stadtgraben weißer Hollunder, draußen reiften die goldenen Meere der Kornfelder und Gottes warmer Sonnenschein flutete über das freundliche Landschaftsbild, das mit den blauen Höhen des Taunus abschloß. Wie ein gewaltig Wahrzeichen der Größe und Macht Frankfurts ragte der Eschenheimer Turm mit seinen fünf Spitzen gegen den blauen Himmel, ein trutzig Bollwerk gegen Fehde und Unbill der Feinde, welche da draußen als Schnapphähne die Landstraßen unsicher machten. Eine bunte Menge Volkes hatte sich an dem Tore angesammelt, ein farbenfreudiges Bild, das seltsam im Kontraste mit den alten grauen, spitzgiebeligen Häusern stand. Auf der einen Seite Zunftmeister mit Gesellen, die Schützengilde mit ihren Fahnen, Patrizier mit federgeschmückten Hüten, liebliche Bürgerstöchter und alte Matronen, welche die Neugierde aus ihren trauten Räumen gelockt. Auf der anderen Seite hatte sich

der Rat versammelt. Schultheiß und Bürgermeister mit schweren güldenen Gnadenketten auf dem schwarzen Sammettalare, und der Oberstrichter mit seinen Leuten, welche die rote Richterfahne hielten. Man konnte auf den ersten Blick glauben, es handle sich um eine wichtige Staatsaktion, vielleicht um den Empfang eines fremden Herrschers, wenn der im Hintergrunde stehende Scharfrichter im roten Mantel mit seinen Gesellen nicht auf einen anderen Zweck hingedeutet hätten. Hans Winkelsee, der gefürchtete Wilddieb, sollte sich mit neun Meisterschüssen von dem drohenden Tode losschießen. Endlich hatten ihn der Stadt Waldläufer gefangen genommen. Geknebelt hatte man ihn unter starker Bedeckung eingebracht und auf dem Eschenheimer Turm in luftiger Höh' gefangen gesetzt, um ihm den Prozeß zu machen. Allerdings stand solch Gebahren im Widerspruch mit dem Rechte des Weistums der Dreieich, aber wer die Gewalt hat, besitzt das Recht. Nach altem Herkommen, den Verurteilten den letzten Wunsch zu erfüllen, bat sich Winkelsee eine sonderbare Gnade aus. Neun Tage und neun Nächte hatte ihm die Wetterfahne Schlaf und Ruhe geraubt mit ihrem Knarren und Gekreische, als ob der böse Feind sie in arger List nach allen Windrichtungen drehe. Sein letzter Wunsch war nun, sich an seiner Quälerin zu rächen. Mit neun Kugeln, der dreimal heiligen Zahl, erbot er sich, einen Neuner in die Fahne zu schießen, um dem Rat zu zeigen, welch' vortrefflicher Schütze in ihm verloren ginge. Diesem kam die Sache nicht geheuer vor, aber die Neugierde nach solchem unglaublichen Kunststück war so groß, daß ihn der

Schultheiß frei und ehrlich sprechen wollte, wenn er sein Angebot einlöse.

Dieses Verlangen des Verurteilten hatte alles zusammenströmen lassen, um sich von der Kunst des Schützen zu überzeugen. Jetzt klingen von der Eschenheimergasse her Trommeln und Pfeifen. Laut tönt die alte Weise:

Gar lustig klingts im freien Feld
Im Wald auf grüner Halde,
Die Trommel dröhnt, die Pfeife gellt,
Das Echo rufts im Walde.
Was klinget Tal und Feld entlang,
Das ist der frummen Landsknecht Sang
Die für den Kaiser streiten.

Das rote Stadtbanner mit dem weißen Adler weht, und im Sonnenschein funkeln die langen Feuerrohre der Arkebusiere. Das kleine Kommando besetzt das Tor, das Armesünderglöcklein erklingt und der Oberstrichter geht mit seinen Gesellen, um den Verurteilten abzuholen. Aller Augen richten sich nach der Pforte. Ein junger Mann mit gebräunten Zügen und blondem Lockenhaare erscheint und tritt vor seine Richter, um noch einmal das Urteil zu hören, wie es die „hochnotpeinliche Halsgerichtsordnung" vorschreibt. In trockenen Worten wird ihm mitgeteilt, daß er sein Leben verwirkt, doch habe der Rat beschlossen, seinen letzten Wunsch zu erfüllen. Bringe er es fertig, mit neun Kugeln einen Neuner in die Wetterfahne zu schießen, so sei er frei und ledig, auch wolle der Rat für solch' einen trefflichen Schützen Sorge tragen.

„Also Hans Winkelsee ziel' gut, du schießt um deinen Kopf", schloß der Oberstrichter und übergab dem Schützen sein geliebtes Feuerrohr.

Hans verrichtete ein kurzes Gebet, sah noch einmal nach der Menge, als suche er jemand, und legte dann an. Ein Knall — und die erste Kugel saß in der Fahne. Schuß auf Schuß dröhnte, Kugel auf Kugel saß und deutlich begann sich der Neuner zu bilden. Jetzt der letzte Schuß. Winkelsee sah sich hülfesuchend um. Seine Hand zitterte vor Aufregung, kalter Schweiß perlte von seiner Stirne.

„Hans ziel gut, es gilt um unser Glück!" klang hinter ihm eine Stimme. Es war Aennchen, des Turmwächters Töchterlein, das den Gefangenen lieb gewonnen und sich durch die Menge zu ihm geschlichen hatte. Des Nachts war sie mit Lebensgefahr durch eine Helmlucke auf die Spitze geklettert und hatte die Wetterfahne so eingekeilt, daß sie sich nicht drehen konnte, um dem Schützen bei seinem kühnen Werk zu helfen und um ihn zu besitzen. „Das sagt mir ein Engel" meinte erfreut der Zagende, „der letzte Schuß gilt um deine Hand und um unsere Liebe!"

Eine spannende Aufmerksamkeit hatte sich der Menge bemächtigt, lautlos sah alles nach dem kühnen Schützen. Hans legt an. Ein Schuß. — Ein klirrender Ton. Die letzte Kugel sitzt im Neuner. Winkelsee warf das Feuerrohr hin und eilte in die Arme des Mädchens, das Tränen der Freude vergoß, aber der Oberstrichter riß ihn hinweg und führte ihn zu den Söldnern. Diese hatten ein Viereck gebildet, in dem der überglückliche Schütze knieen mußte. Der Fähnrich schwang dreimal die Fahne über ihn, zum Zeichen,

daß er wieder frei und ehrlich sei. Dann erst durfte er sich erheben und zur Geliebten eilen.

Lauter Jubel erklang, die Ratsherren drückten ihm die Hand und der Stadtschultheiß überreichte ihm ein wertvolles Geschenk auf Pergament — das Bürgerrecht der freien Reichsstadt Frankfurt. Nun stand Hans der Weg zum Glücke offen; er brauchte nicht mehr im Dreieich sein Leben als Wilderer aufs Spiel zu setzen, denn der Rat hielt mit der Anstellung Wort. Der Meisterschuß sollte unserem Hans nicht nur das Leben retten, sondern ihm auch ein getreues Weib und hohe Ehren schenken.

Nach einiger Zeit schreitet ein junges Paar die Eschenheimergasse einher. Der Mann in der grünen Tracht eines städtischen Forstmeisters, an seinem Arme Aennchen, des Turmvogts Töchterlein, das den alten Vater auf dem Turme besuchen will, in dem einst ihr Gemahl, der frühere Wilddieb und jetzige Forstmeister Hans Winkelsee, schmachtete und mit ihrer und des Himmels Hilfe um sein Leben und sein Glück schoß.

Drei Jahrhunderte überlebte das Werk seinen Meister. Während eines heftigen Gewitters wurde 1874 die Wetterfahne durch einen Blitzstrahl herabgeschleudert und der Turmhelm beschädigt. Elf Jahre später wurde sie bei einer gründlichen Wiederherstellung des Turmes durch eine neue, der alten genau nachgebildeten, ersetzt.

Die Geschlechter.

Der Schelm von Bergen.

I.

Lustig klingt das Jagdhorn durch die grünen Eichenhallen des Reichsforstes Dreieich. Die Meute folgt mit lautem Gekläff dem flüchtigen Wild und hinter ihr dringen mit Jagdspieß und Saufeder die Jäger durch Busch und Hecken. Der Eifrigsten einer war des Waldes Bannherr Friedrich der Rotbart. Schnell eilte der gekrönte Jäger über Stock und Stein einem Edelhirsch nach, der schon eine breite Spur schweißte. Endlich hatte er den König der Wälder erlegt, aber als er sich umsah, befand er sich in einer unbekannten Wildnis und von jeder menschlichen Hülfe abgeschnitten. Der Kaiser irrt umher und findet endlich an einem verwilderten Wege eine Quelle. Er labt sich an dem kühlen Wasser und streckt die ermüdeten Glieder ins weiche, grüne Moos. Schon hatte er einige Zeit lang an den plätschernden Wassern geruht, als plötzlich das Knarren eines Karrens durch die Einsamkeit drang und siehe, des Weges kam von einem klepprigen Gaule gezogen ein sonderbar Gefährt. Friedrich fragt den Lenker um Auskunft, wo er sich befinde und bat, er möge ihn und seine Jagdbeute mitnehmen und zum Sammelplatz des Jagdgefolges bringen, er werde es fürstlich lohnen. Der Kärrner war es zufrieden und langsam ging der Weg waldein. Endlich war man am Ziele angelangt. Aber wer beschreibt das Entsetzen der Edlen, als man den Kaiser auf diesem Gefährt nahen sah.

„Das ist der Schelm von Bergen!“ rief Alles, denn des Kaisers Wagenführer war der Schinder, der Schelm von Bergen, dessen Berührung schon unehrlich machte. Ein Blick auf die Schindmähre, das Aussehen des Fuhrmannes und des Wagens belehrte, daß die Edlen die Wahrheit gesagt hatten. Friedrich aber sprach: „Ich habe Dir fürstlichen Lohn versprochen und den sollst Du erhalten. Knie' nieder, Schelm!“ Der Abdecker glaubte sein letztes Stündlein wäre gekommen und warf sich dem Kaiser zu Füßen. Dieser aber schlug ihn an der Stelle zum „Ritter Schelm von Bergen“, damit es nicht heiße, ein Schinder habe einen deutschen Kaiser vom Wege aufgelesen.

II.

Zu Gelnhausen zeigen heute noch die Trümmer der Barbarossaburg von dem ritterlichen Glanz der Hohenstaufenzeit. Barbarossa, der große Kaiser, hatte das herrliche Schloß auf der grünen Kinziginsel gerade vollenden lassen. Er gedachte, das mächtige Bauwerk mit einer Wohltat einzuweihen und er gelobte, den ersten, der am anderen Morgen zuerst den Hof betrete, zum Reichsritter zu schlagen. Möge es sein, wer es wolle.

In aller Früh stand der Kaiser auf und wartete voll Neugier auf den Glücklichen, der als erster in die Burg komme. Da öffnete sich die Tür und als erster trat ein der Schinder, der Schelm von Bergen. „Sieh da!“ rief der Kaiser, „da kommt ja der Schelm von Bergen! Aber an einem Kaiserwort soll man nicht rütteln, auch wenn es den Schinder betrifft.

Komm her Schelm!" Der Schinder ging hin und der Kaiser schlug ihn auf dem Burghof zum Reichsritter Schelm von Bergen. Dann belehnte er sein Geschlecht mit Gütern zu Bergen und Gelnhausen. Neben dem Berger Stamm bestand auch eine Gelnhäuser Linie dieses Geschlechts, welche am Anfang des 18. Jahrhunderts ausstarb.

III.

Friedrich der Erste hielt 1156 zu Frankfurt einen großen Mummenschanz zu Ehren seiner Gemahlin Beatrix ab. Flöte, Fiedel, Pommer und Drometten lockten zum Tanz, und unter dem roten Scheine der Fackeln drehten sich die vermummten Paare in lustigen Reigen. Sogar die Kaiserin ließ es sich nicht nehmen, sich an dem Tanze der edlen Geschlechter zu beteiligen und bald wiegte sie sich in den Armen eines schlanken, unbekannten Ritters. Keiner tanzte mit solchem ritterlichen Anstand wie er, und der Kaiserin gelüstete es, Rang und Herkunft des Unbekannten zu erfahren, aber dieser wich geschickt allen Fragen aus, so daß sich die Neugierde der edlen Frau nun noch steigerte, um hinter das Geheimnis zu kommen, das ihn umgab. Heimlich machte sie dem hohen Gemahl Mitteilung, und dieser behielt den Vermummten fest im Auge. Schnell brach Mitternacht heran. Der Kaiser gab ein Zeichen. Pauken donnerten zu den hellen Trompetenfanfaren und die Vermummten mußten sich zu erkennen geben. Alles nahm die Masken ab, nur der unbekannte Ritter wollte heimlich weggehen.

„Haltet ein", rief der Kaiser, „Ihr gebt schlechten

Dank für die hohe Ehre, mit einer Kaiserin getanzt zu haben. Bleibt hier, edler Ritter, und seid mein Gast!"

„Und Ihr entgeht uns nicht!" meinte die Kaiserin und führte den Widerstrebenden vor des Kaisers Stuhl.

„Verlangt nicht zu wissen, wer ich bin", sagte der Vermummte, „laßt mich ledig und in Frieden meiner Wege ziehen. Es ist so besser für uns alle!"

„Welch' kühne Rede, Ritter. So Ihr nicht gutwillig wollt, ziehe ich euch die Maske ab" antwortete der Kaiser und zog dem Unbekannten die Maske vom Gesicht.

Erschreckt wich alles zurück. „Der Schinder! der Schelm! Der Abdecker von Bergen!" hallte es wirr durcheinander. „An den Galgen mit ihm! Schlagt ihn tot!" Die Gäste griffen zu den Waffen und drangen auf den Kecken ein. Die Kaiserin barg ihr Gesicht in die Hände und begann zu schluchzen, denn die Berührung des Schinders machte schon unehrlich und sie hatte in seinem Arm gelegen. Nur der Kaiser behielt seine Fassung und wußte Rat. „Schinder von Bergen, Du hast Dich erfrecht, mit einer Kaiserin zu tanzen. Damit aber meine Gemahlin nicht entehrt sei durch Dich, sollt Du geehrt sein durch sie. Da Du als Schinder auch ein großer Schelm bist, so schlage ich Dich fortan zum Ritter Schelm von Bergen und belehne Dich mit deiner Heimat. Steh auf als ehrlicher Mann!"

Schelm empfing den Ritterschlag und baute später zu Bergen eine Burg. Das Wappen, das ihm der Kaiser verlieh, trägt zur Erinnerung seines früheren Handwerks zwei rote Rippen in silbernem Felde

und als Helmzierde einen roten, feuerspeienden Drachen.

Die Sagen deuten auf das hohe Alter des Geschlechts der Schelme von Bergen, die bereits 1194 urkundlich vorkommen. Es gehörte zur wetterauischen Ritterschaft und scheint eines der ältesten Ministerialen-Geschlechter des Kaiserlichen Palastes in Frankfurt zu sein. Die Schelme waren in der Umgegend reich begütert und kommen mehrfach als Ganerben vor, wie in dem 1382 von Frankfurt zerstörten Raubnest Bommersheim. Nachdem die Berger Linie in der Mitte des 18. Jahrhunderts im Mannesstamm ausgestorben war, ging die Burg zu Bergen in Privathände über. Die Ueberreste wurden bis auf das 1820 renovierte Hauptgebäude abgerissen, der äußere Wassergraben 1840 zugeschüttet, und der Graben gegen die Straße durch eine Mauer geschützt. Die malerische Ruine der Häupelskirche mit den Gräbern der Schelme wurde 1822 abgerissen und die Grabsteine pietätlos von den Bauern zerstört. „Nichts von der reichen Habe der Vorfahren war übrig, als am 9. April 1844 mit dem bei Selz am 26. Juni 1815 verwundeten Hauptmann Christian Ernst Schelm von Bergen ein Geschlecht im Mannesstamme erlosch, das urkundlich länger als sieben Jahrhunderte geblüht hatte" urteilt Usener. Er war der letzte der Gelnhäuser Linie. An den Namen des Geschlechts erinnert nur noch die östliche Spitze des Vilbeler Waldes die „Schelmenecke", vormals der Schelme Eigentum.

Bechtram von Vilbel.

Die Ritter von Vilbel treten urkundlich schon im dreizehnten Jahrhundert auf. Sie waren zu Dortelweil, Bergen und im Freigericht begütert, ihr Stammsitz war, wie schon der Name deutet, zu Vilbel auf einer an der Nidda gelegenen Wasserburg.

Leider läßt sich wenig Gutes von dem Geschlechte berichten. Wie viele Mitglieder des hohen Adels, sahen sich die „Vilbeler" genötigt, ihr Brod auf anderer Leute Unkosten zu verdienen, denn sie waren als Schnapphähne gleich ihren Nachbarn im Taunus mehr berüchtigt wie berühmt, und die Niederlage Frankfurts gegen den Raubadel bestärkte diesen im Glauben an seine Macht.

Als der bekannteste aus diesem Geschlechte dürfte Ritter Bechtram von Vilbel gelten, ein unruhiger Mann, der bald für, bald gegen die Stadt kämpfte. Um sich Ruhe zu verschaffen, nahm ihn der Rat 1391 jährlich um fünfhundert Gulden in seine Dienste, wogegen Bechtram sich verpflichtet:

„sechs Hengsten vnd Pferden, selb vier gewapent mit zween Glenen, wohl geritten vnd wol erziget mit Pferden vnd Harnisch zu stellen."

Aber das gute Verhältnis dauerte nur kurze Zeit. Die Ritter erpreßten von ihrer Burg Zoll und Wegegeld, worüber unzählige Klagen einliefen. Frankfurt zog mit Philipp von Falkenstein und Ulrich von Hanau vor die Burg, die am 18. Juni 1399 eingenommen und abgebrochen wurde. Bechtram gehörte wieder zu den erbittertsten Feinden der Stadt, bis ihm die Not an den Hals ging. Er zog es vor

sich auszusöhnen und trat 1416 als Stadthauptmann in Frankfurts Dienste. Zwei Jahre später verließ er den Dienst, um wieder die Landstraßen unsicher zu machen. Auf eine eindringliche Ermahnung des Rats antwortete er, daß er die Straßen schone und verpflichtete sich, weder Gäste noch Kaufleute zu greifen oder zu schädigen. Aber schon auf dem Heimwege von Frankfurt fängt er einen Augsburger Handlungsdiener, Conrad Schwarz, genannt Schwebele und schleppt ihn nach Falkenstein, seiner Wohnung. Wenige Tage nach diesem Raub reitet am 26. August 1420 Bechtram nach dem „Hain" zu einer Unterredung mit dem Grafen von Katzenelnbogen. Dieser Ritt sollte ihm verhängnisvoll werden. Um den Tag nicht unbenutzt vorüber gehen zu lassen, überfällt Bechtram auf dem linken Mainufer gegenüber von dem Gutleuthof den Kaufmann Hans Duke. Der Stadt Söldner, die drüben auf ihn lauerten, setzten schnell über und nahmen den Ritter sammt seinen zwei Knechten gefangen und führten ihn nach Frankfurt auf den Turm. Hier muß Bechtram an seine zu Falkenstein wohnende Hausfrau einen Brief schreiben um die Freilassung des Schwebele zu bewirken. Der Gefangene wurde frei gelassen und Bechtram dachte die Sache damit abgetan zu haben. Aber der Rat hatte sich anders besonnen und beschlossen, am 27. August den Ritter sammt seinen zwei Knechten hinrichten zu lassen, um endlich dem Raubadel einen Beweis seiner Entschlossenheit zu geben. Bechtram wurde am Morgen auf den „Schütt" vor das Bockenheimer Tor geführt. Dort war ein schwarzes Tuch ausgebreitet, ein Kruzifix

nebst zwei brennenden Kerzen aufgerichtet und ein Sarg zur Seite gestellt. Furchtlos und unerschrocken, wie er im Leben gewesen, ging auch jetzt der in den Waffen ergraute Ritter dem sicheren Tode entgegen. Er lehnte ab, sich die Augen verbinden zu lassen, hörte gefaßt noch einmal das Urteil und kniete sich dann auf das schwarze Tuch, auch beim Tode noch ein Bild ritterlicher Größe. Der Scharfrichter holte aus und Bechtrams Kopf rollte zu Boden. Dem Rechte war Genüge geschehen. Zu gleicher Zeit wurden seine Knechte am Rabenstein gerichtet.

Bechtrams Leiche wurde bei Sankt Katharinen begraben, wie er es auch zu Lebzeiten gewünscht hatte. Nach seiner Beerdigung kam die Nachricht, daß auf dem Ritter der Kirchenbann lastete und die Geistlichkeit bestand darauf, daß der Körper aus geweihter Erde entfernt wurde. Die Leiche wurde ausgegraben und am Gänsegraben, dem jetzigen Baugraben verscharrt, wo man Mörder und Exkumunizierte zu beerdigen pflegte.

Nach dem Volksglauben sollte auch im Grabe Bechtram noch keine Ruhe gefunden haben. Schon oft soll in der Nacht des 27. August auf gespenstigem Pferde ein geharnischter Ritter vor den Römer gesprengt sein und zum Zeichen seiner Klage vor dem jüngsten Gericht sein abgeschlagen Haupt drohend in die Höhe gehalten haben. So erzählt der Volksmund. Die Burg wurde am 13. Juli 1796 von den Franzosen unter General Kleber eingeäschert, da sie kurmainzisches Eigentum war, der Ort dagegen geschont, da er zur ungeteilten Hälfte zu Hessen-Kassel gehörte, das seit dem Basler Frieden neutral war.

Akten und Papiere wurden in den Brunnen geworfen und das Mobilar gerettet. Zum Glück brannte nur das Hauptgebäude nieder. Die Burg war schon 1391 an Werner von Falkenstein gefallen, kam nach mehrfachem Besitzwechsel an Kurmainz und 1816 an Hessen-Darmstadt. Das Vilbeler Wappen zeigt einen gevierten Schild und in der Mitte eine Rose.

Die Glauburger.

Wo sanft die letzten Höhen des Vogelsbergs in den fruchtbaren Gefilden der Wetterau verlaufen, liegt im lieblichen Niddertale das alte Dörfchen Glauberg. In seiner Nähe ragt südlich ein von alten Ringwällen und Gräben umgebener Bergrücken auf, der einst die Feste Glauburg trug. Einige alte, zerfallene Mauern erinnern an den Stammsitz des edlen Geschlechts der „Glauburg", deren Name mit der Geschichte Frankfurts so eng verknüpft ist. Die Zeit ihrer Zerstörung fällt in das Ende des dreizehnten Jahrhunderts, als Rudolf von Habsburg mit starker Hand den Reichsfrieden durchsetzte und schonungslos die Burgen des wetterauer Raubadels brechen ließ. Auch die Glauburg wurde mit starker Heeresmacht belagert, konnte aber dank ihrer starken Mauern und des Heldenmuts ihrer Verteidiger nicht genommen werden. Da griff der Feind zu einer Kriegslist, um sich in den Besitz der Feste zu setzen.

In einer finsteren Nacht fing man in der Nidder Krebse und brachte diese der Burg gegenüber auf eine erhöhte Stelle. Dann befestigte man auf dem Rücken dieser Tiere kleine Wachskerzen, zündete diese an und

ließ die Krebse der sanften Neigung herunter nach der Burg zu kriechen. Die Belagerten dachten, der Feind hole zu einem Sturm aus und sammelten alle Mannen an der scheinbar bedrohten Stelle. Zu gleicher Zeit bestiegen die Belagerer an den entgegengesetzten schwächeren Mauern den Burggürtel und drangen in das Vorwerk ein. Nun hielten es die Belagerten für geraten sich in Verhandlungen einzulassen, die damit endeten, daß der Burgfrau mit ihren Kindern und einer Last, so schwer sie auf ihrem Rücken tragen konnte, freier Abzug und sicheres Geleit zugesagt wurde.

Das tapfere Weib nahm ihren von den Entbehrungen der Belagerung erkrankten Gatten auf den Rücken, ihre Söhne und Töchter an die Hände und trat so zum Erstaunen ihrer Feinde aus dem Burgtor.

Diese wollten den Pakt nicht gelten lassen, indem sie unter der Last das notwendigste Hausgerät gemeint hätten. Die Glauburgerin hielt sich aber an den Wortlaut und erklärte, daß ihr höchster Schatz ihr kranker Gatte sei. Gerührt durch diese Treue brachte man die Frau mit ihrer Last nach Frankfurt an den Hof des Kaisers, der darüber entscheiden sollte. Hier warf sich die edle Frau dem Kaiser zu Füßen und rief dessen Gnade an. Rudolf, gerührt durch den Heldenmut dieser Frau, ließ den Pakt gelten und wies der Familie Zuflucht und Wohnung in der Stadt zu. Von diesen Flüchtlingen leitet sich das alte Frankfurter Patriziergeschlecht derer „von Glauburg" ab. Mit dem Schöffen und früher großherzoglich frankfurtischen Obristen der National-

garde Heinrich Ludwig von Glauburg ſtarb anfang des neunzehnten Jahrhunderts das berühmte Geſchlecht in Frankfurt aus. Das Geſchlechtswappen wird aus zwei im rechten Winkel mit der Spitze nach oben ſtehenden ſchwarzen Balken und drei auf dem weißen Grunde verteilten roten Burgen gebildet. Die Helmzier bildet eine männliche Geſtalt, die ſich mit zwei Händen den Mund aufreißt.

Die beiden Herren von der Glauburg.

Nicht weit von der Glauburg liegt das alte, früher yſenburgiſche Dorf Stockheim. Dorthin kamen jedes Jahr zwei fremde, vornehme Herren zur Kirchweih. Niemand wußte, woher die rätſelhaften Gäſte ſtammten, denn ſie verſtanden neugierigen Fragen geſchickt aus dem Wege zu gehen. Sonſt waren ſie geehrt und geachtet, ſie ſcherzten viel mit den Mädchen, waren gute und fleißige Tänzer und hatten alle zu Freunden, denn ſie waren nicht knauſerig und gaben immer viel zum Beſten, wobei ſie in guter, alter Münze zahlten. Gegen Abend erſchienen ſie ſtets beiſammen zur nämlichen Stunde bei dem Tanze. Niemand ſah ſie von der Straße her oder zur Türe hereinkommen, unbemerkt ſtanden ſie plötzlich mitten unter den Gäſten und waren luſtig und guter Dinge. Wenn die Uhr eine halbe Stunde vor Mitternacht zeigte, brachen ſie im Tanze ab und waren plötzlich verſchwunden. Keiner ſah ſie kommen, keiner ſah ſie gehen.

Neugierig, wie nun die Bauern einmal waren, beſchloß man im Dorf beim nächſtenmale acht zu

geben, um der Sache auf den Grund zu kommen. Im nächsten Jahre erschienen wieder zur bestimmten Stunde die beiden vornehmen Herren zum Kirchweihfest. Bei Brummbaß und Fiedelklang tanzten sie wacker alle Reigen mit und zeichneten namentlich der Wirtin Töchterlein aus. Als die elfte Stunde geschlagen, schenkte ihr der eine Herr eine schwere, alte Goldmünze von unbekanntem Gepräge, der andere gab ihr ein gülden Kettlein von kostbarer Arbeit. Dann nahmen sie ihre Mäntel und schickten sich nach ihrer Gewohnheit zum Gehen an. Der Wirtssohn bat die Herren, sie ein Stück Wegs begleiten zu dürfen, da die Nacht sternlos und stürmisch sei. Freundlich nahmen die beiden Fremden diesen Dienst an und machten sich mit ihrem Begleiter auf den Weg. Unter lustiger Unterhaltung merkte der Wirtssohn auf einmal, daß sie den Berg zur Glauburg bestiegen. Oben angelangt, traten die Fremden mit ihm in das düstere Gemäuer und plötzlich gähnte vor ihnen ein breites, großes Loch, das klaftertief in die Erde zu gehen schien. Drunten in unheimlicher Tiefe spiegelte sich ein krystallener Teich über den seltsame Lichter huschten. Ohne ein Wort zu reden stürzten sich die beiden Fremden in den Teich hinab. Der Bursch ergriff den einen bei der Hand, um ihn zurück zu halten, aber der Mann riß sich los und nur sein Handschuh blieb in den Händen des erschrockenen Wirtssohns. Vor Schreck an allen Gliedern zitternd, rannte dieser nach Stockheim zur Kirchweih zurück, zeigte dort den Handschuh und erzählte, was er gesehen. Am andern Tage bestiegen einige beherzte Männer den Berg, um nach dem Teich zu suchen. Aber sie fanden

nichts als Dornhecken und Gestrüpp, nur ein helles Kichern ließ sich in der Luft vernehmen. Die Fremden aber hat keiner mehr wiedergesehen.

Der Lump zum Paradies.

Landgraf Wilhelm von Hessen hatte mit Elisabeth, der Tochter des Pfalzgrafen zu Frankfurt im Jahre 1494 ein glänzendes Beilager abgehalten, das mit einem großen Turnier abschloß.

Auf dem Römerberg tönten Pauken und Drometten. Schwer gepanzerte Reiter sprengten zu ritterlichem Kampfe gegen einander, um des Sieges Preis aus schöner Hand zu empfangen.

Schon war manche Lanze gebrochen, als ein unbekannter Ritter in die Schranken eilte. Das ärmliche Rüstzeug von Mann und Roß stand in grellem Gegensatz zu dem Glanz der reichgeschmückten Herren aus des Pfalzgrafen Gefolge. Der Turnierharnisch war veraltet und sah nicht mehr zum Besten aus, aber um so besser war der Mann, der ihn trug. Dieser forderte des Pfalzgrafen beste Ritterschaft heraus und legte einen nach dem anderen in den Sand. Der Fürst war schon ergrimmt über das schäbige Aussehen des Unbekannten; als er aber nun sah, daß seine beste Ritterschaft vor dem „Lumpischen" aus dem Sattel gehoben wurde, machte er laut seinem Zorne Luft und schrie über den Platz: „Wer ist jener Lump, der so manchen Dank davonträgt!" Darauf nahm der Unbekannte seinen Helm ab und gab sich zu erkennen. Es war Peter von Marburg genannt „zum Paradies". Seit dieser Zeit nahm der

kühne Sieger den Beinamen „Lump zum Paradies“ an und unterzeichnete sich auch stets mit diesem Namen zum Angedenken, daß ein Pfalzgraf durch einen Lump um seine beste Ritterschaft gekommen.

Als der bedeutendste dieses aus Marburg stammenden Geschlechts ist wohl Siegfried zum Paradies zu erwähnen. Er war ein persönlicher Freund Kaiser Karls IV., der stets im neuerbauten Hofe „im Paradies“ zu Sachsenhausen abstieg und Siegfried in einigen Urkunden seinen „lieben Wirt“ nannte. Nach einem harten Kampf mit den Zünften, ernannte ihn der Kaiser zum Nutzen der Stadt von 1366—72 zum Stadtschultheißen. Als solchem gelang es Siegfried, das blühende Gemeindewesen von der drohenden Abhängigkeit von Ulrich von Hanau zu bewahren, der von 1350—56 als Stadtschultheiß durch geschickte Ausnutzung der Zunftaufstände seinen Einfluß bei der Bürgerschaft zu kräftigen verstand.

Aber das größte Verdienst Siegfrieds war die Erwerbung des an Ulrich von Hanau verpfändeten Teils des königlichen Forstes, den er als Vermittler für die Stadt 1372 einlöste und der Erwerb des Schultheißenamts. Seiner Klugheit verdanken wir den größten Teil unseres herrlichen Stadtwaldes. Wir dürfen dem wackren Ritter Siegfried zum Paradies heute noch dafür dankbar sein, obwohl kein Waldweg an seinen Namen erinnert. Siegfried starb 1386 und wurde in der ehemaligen Hospitalkirche zum heiligen Geist beigesetzt. Bei dem Abbruch des baufälligen Gotteshauses wurde sein Grabdenkmal in die

894431A

Nikolaikirche verbracht, wo es noch heute zu sehen ist. Zu seiner Seite steht der Grabstein seiner zweiten Gemahlin Katharina von Wedel aus dem Geschlechte derer von Diemar. In erster Ehe war er mit einer Tochter des um seine Vaterstadt hoch verdienten Schöffen Jakob Knoblauch verheiratet, wodurch er in die Verwandtschaft der freibürtigen Familien trat. Das ruhmvolle Geschlecht starb 1512 mit Ludwig zum Paradies aus. Ludwig vermachte 1482 in seinem Testament den größten Teil seiner wertvollen Bücherſammlung seiner Vaterstadt Frankfurt. Er legte damit den Grund und Anfang zu unserer Stadtbibliothek. Sein Andenken sei gesegnet.

Sein wagrecht geteiltes Wappen zeigt in der oberen Hälfte einen roten Löwen auf weißem Grund, in der unteren ein schräges dreimal gewelltes weißes Band auf blauem Grund, als Helmzier einen roten Löwen im Grimm.

Der Goldstein.

Dem Neubau des Rathauses mußten neben den alten Häuserreihen der Kälber-, Pauls- und Römergasse auch zwei große bemerkenswerte Gebäude zum Opfer fallen, der „Goldstein“ und der „Cleſernhof“. Die Geschichte dieser beiden Höfe und ihrer ehemaligen Besitzer ist so eng mit jener Frankfurts verwachsen, daß sie mit gutem Recht eine kurze Erwähnung fordern darf.

Das Geschlecht derer „zum Goldstein“ besaß zwischen Niederrad und Schwanheim ein Stammschloß gleichen Namens, an das heute noch der Hof

Goldstein erinnert. Im Besitze dieses Geschlechts befand sich auch der von Buchgasse, Römergasse, Kälber- und Paulsgasse begrenzte Gebäudekomplex „zum Goldstein". Bei einer Erbteilung in der Familie wurde der Hof zerteilt und das nach dem großen Kornmarkt zu gelegene Eck von demselben abgerissen. Dieser hieß nun „zur Ecke" oder „alter Goldstein" und die Besitzer nannten sich nun „Goldstein zur Ecke" im Gegensatz zur alten Linie, welche den Beinamen „zum Turm" führte. Das Geschlecht starb 1466 in Frankfurt aus. Das alte Stammschloß wurde bei der großen Belagerung 1552 von den Scharen Bürens niedergebrannt, der in Frankfurt gelegene Hof wurde von den späteren Besitzern verschiedener baulicher Veränderungen unterzogen; unter anderen wurde die am 13. November 1669 abgebrannte „Kölnische Post" in denselben verlegt. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts ließ der damalige Besitzer, der Buchhändler Brönner, die alten, baufälligen Fachwerkgebäude niederreißen und einen großen Steinbau im Barockstil aufführen. Statt des bekannten Wappens seiner alten Besitzer ließ Brönner über der Einfahrt als Schlußstein einen Merkur mit einem großen Goldstein aushauen, der nach der Niederlegung des Gebäudes im Hofe des Rathausnordbaus Verwendung fand.

Bekannt wurde das Geschlecht durch den Schöffen Johann von Goldstein, den Urheber des vom König Heinrich, einem Sohn Friedrichs II, zu Nürnberg 1232 erteilten Privilegs mit der Bestimmung, daß für Frankfurt und die wetterauischen Städte „der Heiratszwang", ein Stück altdeutscher

Hörigkeit, aufgehoben werde und keine Tochter oder Enkelin ohne die Einwilligung ihres Vaters heiraten dürfe. Der Grund zu dieser Bestimmung gab folgende Begebenheit. Die hohen Beamten der Kaiser und Könige besaßen das sonderbare Recht, schöne oder reiche Mädchen, ohne deren oder ihrer Eltern Einwilligung zur Heirat zu zwingen. Sie wendeten sich an den Kaiser, trugen diesem ihr Verlangen vor und nach altem Brauch wurde ein Marschall vor das Haus des Mädchens geschickt, um die Verlobung auszurufen:

Höret zu ihr Herrn überall
Was gebeut der König (Kaiser) und Marschall
Was er gebeut und das muß sein
Hier ruf ich aus N. N. mit N. N.
Heut zum Lehen, Morgen zur Ehen
Ueber ein Jahr zu einem Paar.

Ein solch' hoher Herr fand auch an der Tochter des Schöffen Johann zum Goldstein Gefallen und ließ sie auf diese Art und Weise zu seinem „Eigen" ausrufen. Der alte Schöffe, welcher den ungebetenen Freier nur von seinen Schattenseiten zu kennen schien, verweigerte dem Lüstling die Herausgabe seines Kindes. Er eilte zum König und legte ihm mit klaren Gründen die Abschaffung dieses Gewaltaktes vor. Heinrich hob darauf hin den Heiratszwang auf, behielt sich aber „die Fürbitte" aus. Auch diese Umgehung wurde 1257 abgeschafft und dem gewalttätigen Eingriff hoher Unbekannter in das Recht des Bürgers ein Ende bereitet. Das Wappen zeigt einen roten Löwenkörper im Grimm mit Drachenkopf auf goldnem Grund, desgleichen ist als Helmzier dieses

Fabeltier angebracht. Es speit Feuer und zeigt zwei Flammenbündel auf dem Kopf.

Das Mailehen.

Ein uralter Volksbrauch des Lehenausrufens war früher im Hessischen als Mailehen bekannt. Am Walpurgisabend (1. Mai) versammelten sich die jungen Burschen mit Peitschen versehen auf einer Anhöhe, wo gewöhnlich der Angesehenste von ihnen das Lehen auszurufen begann.

Hier steh ich auf der Höhe
Und rufe aus das Lehn, das Lehn, das erste (zweite) Lehn
Wem soll das sein?

Die Burschen riefen dann einen Namen aus ihrem Kreise und den eines Mädchens mit dem Zusatz „In diesem Jahr noch zur Eh!" und knallten dabei mit den Peitschen. So wurden die Reihen der Heiratsfähigen der Reihe nach abgerufen, bis jeder Bursche sein Mädchen hatte. Das Paar hatte als Mailehen die Verpflichtung mit einander zu tanzen. Im Hersfeldischen und in der Rabenau vergewisserte sich der Bursche vor der Kirchweih und dergl. Festen erst der Zuneigung eines Mädchens und wirbt dann in dessen Wohnung um das Lehen. Als Zeichen der Zustimmung befestigt die Erwählte einen Strauß künstlicher Blumen an dem Hute des Lehenwerbers. Das Paar ist dann durch das Lehen während des Festes mit einander verbunden und kann nur mit Erlaubnis des einen Teils beim Tanze wechseln. Ein

ähnlicher Brauch besteht bei Kirchweihen auch in unserer Gegend. Der „Kerweborsch" verpflichtet durch ein Geschenk sein „Kerwemädchen" zum Lehen und erhält dafür den Hut mit bunten Bändern geschmückt. Allezeit haben sich diese Lehen als gute Ehestifter erwiesen. In Frankfurt war es noch im 18. Jahrhundert üblich, daß die Kinder mit einem grünen Wäglein von Haus zu Haus fuhren, wobei sie alte Lehensverse ausriefen und dafür beschenkt wurden.

Der Cleſernhof.

Peter Caſpar Gläſer von Gläſerthal kam als kleiner Kaufmann nach Frankfurt und erwarb 1673 das Bürgerrecht der freien Reichsſtadt. Mit dieſem Privileg war es ihm möglich ſich ſelbſtändig zu machen und bald nannte er einen kleinen Handel in Nürnberger Waren, Meſſinggerätſchaften und anderen Metallen ſein eigen. Fleiß und perſönliche Tüchtigkeit ließen das Geſchäft aufblühen und bald trieb ſein Weitblick den jungen Kaufmann in kühne Unternehmungen, die hohen Gewinn einbrachten. Mit ſcharfem Blick ſah er, wie in Frankfurt das Geld auf der Straße lag und Gläſer verſtand es aufzuheben. Er verſchaffte armen Kindern damit einen kleinen Verdienſt, daß er ſie Meſſing und andere Metallabfälle, die ſich nutzlos auf den Straßen und den Kehrichthaufen herumtrieben, für ſein Geſchäft ſammeln ließ. Bald war er im Beſitz eines ſchwungvollen Metallhandels, der infolge des räuberiſchen Einfalls

der Franzosen 1673 dadurch gehoben wurde, daß Gläser den Flüchtlingen ihre Habe abkaufte und durch geschickte Unterhändler von den Mordbrennern Ludwigs XIV. geraubte Metalle einhandeln ließ.

Gläser war bald so reich, daß er sich Grundbesitz erwarb. Er kaufte das zwischen Kerben und Karpfengasse gelegene Haus Lahneck, das seit 1437 mit dem jungen Frosch durch einen Neubau vereinigt war, ließ die Gebäude niederreißen und führte 1682 ein großes Haus mit Hof aus. Der Neubau, welcher mit Ankauf 20 000 fl gekostet hatte, nahm den Namen seines Erbauers an „Gläsernhof" oder wie es später fälschlich geschrieben wurde „Clesernhof". Seiner Freigiebigkeit verdankt die Stadt ein wertvolles Geschenk. Nachdem an Stelle der 1678 abgebrochenen Katharinenkirche, das neue prächtige Gotteshaus am 20. Februar 1681 eingeweiht war, stiftete Gläser von Gläserthal auf seine Kosten die drei großen achtarmigen Messingleuchter, die heute noch von der Decke in reicher Gliederung herabhängen als eine kostbare Zierde der Kirche. Eine jede dieser Gerätschaften, durch deren Handel ihr Stifter reich wurde, trägt dessen Wappen. Gläsers Todestag ist unbekannt, wir wissen nur, daß er schon zu Lebzeiten von dem Nürnberger Bildhauer und Kunstgießer Sebastian Denner sich ein kostbares Grabmal anfertigen ließ, das bei der Pietätlosigkeit, mit der man auf dem Peterskirchhof so manches Denkmal von künstlerischem Wert verwettern ließ, wohl auch dem Zahn der Zeit zum Opfer fiel. Sein Haus, der „Clesernhof", wurde Sitz des Polizeipräsidiums und des Landratsamts bis zu der 1886 erfolgten Ueber-

siedlung dieser Aemter nach dem Neubau auf der Neuen Zeil, später barg er die städtischen Aemter. Bei dem Neubau des Rathauses wurde das alte Gebäude abgerissen, keine Tafel, keine Stätte kündet mehr wo der alte Cleisernhof stand. Der Name seines Erbauers ist vergessen, wie sein einsames Grab auf dem Peterskirchhof, nur durch seine Kirchenstiftung, die sein Wappen trägt, bleibt dem Wissenden das Andenken an Peter Caspar Gläser von Gläserthal, jenes durch Fleiß und Energie hochgekommenen Frankfurter Handelsherrn lebendig.

Steffan von Cronstetten.

Die Familie, ursprünglich Steffan mit Namen, kam 1451 von Bingen nach Frankfurt und machte sich hier ansässig. Durch Handelsunternehmungen zu großem Reichtum gelangt, bahnte sich ihr Ansehen den Weg in die hiesigen Patriziergeschlechter. Eine Heirat mit Agnes Ecklin brachte Heinrich Steffan 1462 in die Gesellschaft des Hauses Limpurg. Er baute das Haus zum „Goldenen Kopf" in der Sandgasse und stiftete mit seinem Bruder gemeinschaftlich die Steffanskapelle in der alten Barfüßerkirche, in der sich auch die Grabstätte der Familie befand. Karl V. erteilte 1550 dem Geschlecht einen Wappenbrief, eine schwarze, später weiße Wolfsangel auf rotem Grund, Ferdinand II. erhob 1621 die Familie Steffan mit dem Beinamen „von Cronstetten" in den erblichen Adelstand. Ein ungünstiger Stern schien

über die Steffan zu walten, trotz ihres Reichtums blieben ihnen quälende Sorgen und harte Schicksalsschläge nicht fremd. Am 26. August 1731 gab man dem Schöffen Johann Adolf Steffan von Cronstetten Schild und Helm mit ins Grab, mit ihm starb die Manneslinie der Familie aus. Nun einigte sich das reiche Erbe auf die seiner Ehe mit Maria Catharina von Hynsperg 1677 entsprossenen einzigen Tochter Justina Catharina. Auch diese letzte Trägerin eines stolzen Namens verfolgte ein rätselhaftes Geschick, dem wir das von Cronstett'sche und von Hynsperg'sche evangelische Damenstift nebst anderen Legaten zu wohltätigen Zwecken verdanken. Der Grund zu diesen Stiftungen und des Entsagens auf das Glück der Ehe war die abgewiesene Liebe eines holländischen Kapitäns Namens Craß, dessen unglückliche Neigung zu dem schönen und reichen Mädchen, diesem das Leben vergällte und ihn selbst in die Nacht des Wahnsinns trieb. Craß, ein geborener Preuße, war aus dem fremden Dienste ausgeschieden, um seinen Unterhalt als Ingenieur zu verdienen. Durch seinen Verkehr in vornehmen Familien lernte er auch Fräulein Steffan von Cronstetten kennen. Das Mädchen sehen und sich in sie verlieben war bei der exaltierten Natur des Kapitains das Werk eines Augenblicks. Er verfolgte die Zwanzigjährige mit glühenden Liebesanträgen und bediente sich sogar der Vermittlung einer vornehmen Dame. Aber alles war vergebens, die Cronstetten hatte einen Widerwillen gegen den stürmischen Bewerber, der alle Bemühungen vergebens machte. Nun beschritt Craß die Bahn seines Verhängnisses und

suchte das geliebte Mädchen mit Gewalt zu entführen.

Am 28. Februar, einem Sonntag, ließ er sein Gepäck auf einen Nachen bringen und befahl dem Führer nachmittags 3 Uhr am Gutleuthofe auf ihn zu warten. Dann mietete er eine Kutsche, die an der Roßschwemme, dem Steffan'schen Hause gegenüber, warten mußte. Die Dame seiner Verehrung kam gerade aus der Betstunde, als Craß auf sie zusprang, ihr seinen Mantel überwarf und die Wiederstrebende in beiden Armen zur Kutsche trug. Aber die Hülferufe seines Opfers bewirkten einen Auflauf, das Fuhrwerk wurde angehalten, die Gefangene befreit, und ihr Verführer übel zugerichtet zur Hauptwache gebracht. Am nächsten Morgen schon erkannte der Stadtausschuß in der verzweifelten Tat das Verbrechen des Menschenraubs und ließ den Offizier stark geschlossen auf den Bornheimer Turm ins Gefängnis bringen. Hier zeigten sich bereits die ersten Spuren seines zerrütteten Geisteszustandes. Er erklärte, dem Tod ruhig entgegenzusehen, er habe seinen Zweck erreicht, die Geliebte ungestört gesprochen und sie sogar in seinen Armen gehalten. Acht Tage lang verschmähte er, Nahrung zu sich zu nehmen, da er freiwillig sterben wollte, erst am neunten Tage nahm er etwas Essen zu sich, nachdem ihm mitgeteilt war, daß der Rat auf Verlangen der Familie beschlossen habe, von einem Kriminalprozeß Abstand zu nehmen und den Delinquenten aus der Stadt zu weisen. Craß bekam am 16. März auf dem Römer sein Urteil vorgelesen, mußte einen von dem Vater des Fräuleins zu dessen Sicherheit bestimmten Revers unter-

schreiben und dann beschwören die Stadt nie wieder zu betreten. „Soll ich schwören und muß ich schwören?“ rief der Verurteilte, leistete aber dann den Eid, um in der Ferne neue Pläne zu schmieden. Drei Tage später brachten ihn Stadtsoldaten zur Friedbergerwarte und händigten ihm für die Reise einige Dukaten Zehrgeld ein, es war der Rest für seine Habe, die man versteigert hatte, um mit dem Erlös seine Schulden zu decken.

Vier Wochen später langte von Düsseldorf an den Rat ein Gnadengesuch ein, worin Craß um Aufhebung des Stadtbannes bat. Wie zu erwarten war, wurde dasselbe abschlägig beschieden und der Unglückliche beschloß, seinen Eid zu brechen. Er kehrte heimlich zurück, um seine Pläne weiter zu verfolgen. Aber schon am 17. April wird Craß von einem Frankfurter Offizier erkannt und verhaftet. Er büßte laut Urteil vom 11. Mai den Bannbruch mit einer Gefängnisstrafe von einem Jahr, das er in dem Hospital zum heiligen Geist am Main zubringen sollte. Craß suchte nun unter dem Vorwand, Ingenieurarbeiten treiben zu wollen, sich in Besitz von Tinte und Papier, von Messer und Schere zu setzen, um Werkzeuge zu seiner Befreiung zu erhalten. Zwei Befreiungsversuche wurden durch die Wachsamkeit seiner Wächter vereitelt. Der dritte, am 22. Juli, gelang schon besser. Schon war der Gefangene aus seiner Zelle, als ihn eine Dienstmagd erblickte und Lärm schlug. In blinder Wut setzte er der Magd mit einer Eisenstange nach, wurde aber sofort überwältigt und in den Sachsenhäuser Brückenturm in sicheren Gewahrsam gebracht. Ende Mai

wurde er aus seiner Haft entlassen. Man kleidete den völlig Mittellosen neu ein. Diesmal schickte man ihn unter der Obhut zweier Stadtsoldaten zu Schiff nach Bingen und setzte ihn dort mit einem kleinen Zehrgeld aufs Land, nachdem er zuvor in Frankfurt noch einmal die Urfehde beschworen hatte. Aber Alles konnte den Unglücklichen nicht von seinem Vorhaben abschrecken. Craß verklagte im August 1701 die Stadt beim Reichskammergericht wegen der erlittenen Unbill, aber ohne Erfolg. Die Klage wurde als unstatthaft zurückgewiesen.

Auf diesen Mißerfolg hin kam bei Craß der Wahnsinn in ausgesprochener Form zum Ausbruch. Am 21. März 1702 kam er ohne Hut, Perrücke und Degen in vollständig verwahrlostem Zustand vor eins der Stadttore und führte irre Reden. Die Wache nahm ihn fest und lieferte ihn ein. Nun sah der Rat, daß er es nicht mit einem Verbrecher, sondern mit einem Verrückten zu tun hatte. Schon am nächsten Tage wurde er laut Urteil in das Tollhaus eingesperrt. Dort erfolgte sein Tod im Dezember 1709, das Opfer einer unglücklichen Liebe. Diese Vorgänge hatten auf das fromme Gemüt der Justine Katherina Steffan von Cronstetten einen solchen Eindruck gemacht, daß sie vorzog, ledig zu bleiben und ihr bedeutendes Vermögen als Sühne für die Verfolgungen des Schicksals wohltätigen Zwecken zu vermachen. Laut ihrem am 11. Mai 1753 aufgestellten Testament vermachte die hochherzige Stifterin ihr ganzes Vermögen zur Errichtung des „von Cronstett- und von Hynspergische adelige evangelische Damenstift“ der Ganerbschaft des Hauses Lim-

purg, das drei Administratoren zur Wahrung und Leitung der Geschäfte zu stellen hatte. Die Zinsen des beträchtlichen Vermögens sollten zum standesgemäßen Unterhalt von 12 unverheirateten oder verwittweten Stiftsdamen dienen. Als Stiftswohnung bestimmte die Stifterin ihr auf dem Roßmarkt gelegenes Haus „zum Kranichshof" nebst dem daran stoßenden Lersnerischen Garten. Zu Ehren ihrer Eltern, welche der Zuwendung ihren Namen gaben, sollte deren Wappen über dem Einganstor in Stein eingehauen werden. Aus dieser Stiftung fließen wiederum eine Anzahl Legate zu mildtätigen Zwecken. Ihre Aufzählung würde den Raum dieser gedrängten Beschreibung überschreiten, es sei auf Kriegk und vor allem auf Fabers Beschreibung von Frankfurt 1788 hingewiesen welche in § 34 alle Einzelheiten des Testaments enthält. Justine Katherina Steffan von Cronstetten starb 1766 im 89. Lebensjahr. Ihre sterblichen Ueberreste wurden auf dem Peterskirchhofe beigesetzt, aber ihre Stiftung besteht heute noch als glänzendes Denkmal des Gemeinsinns und der Selbstlosigkeit einer Frankfurter Bürgertochter. Kaiser Joseph II. verlieh am 20. Dezember 1767 den Stiftsdamen ein besonderes Ordenszeichen. Es besteht aus einem weißen, goldeingefaßten Malteserkreuz mit goldenen Knöpfen und Strahlen in den Winkeln. Im blauem ovalen Schild auf dem Avers gekröntes goldenes Kreuz mit der Umschrift „In hoc signo vinces", auf dem Revers den Reichsadler mit verschlungenem J. L. und der Umschrift ALII, RIFCND=Augustissimus=Leopoldus II. Rex Imperator Fundationi Cronstetianae nobili dedit.

Leopold II. erweiterte am 7. Dez. 1790 die Stiftung. Das Ordenszeichen früher auf der linken Bruſt, wird jetzt am weißen, rot eingefaßten Bande en echarpe getragen.

Die Hynsperg.

Wie ſchon erwähnt, war die Mutter Juſtine Katharina Steffan von Cronſtetten eine geborene von Hynsperg. Urſprünglich aus Kaiſerslautern ſtammend, kam die Familie durch eine Heirat Karls von Hynsperg mit Guda von Hering 1459 auf die Geſellſchaft Limpurg. Nirgends zeigt ſich der Niedergang eines edlen Geſchlechts, deſſen Mitglieder ſich durch fromme Stiftungen auszeichneten, ſchrecklicher als bei den „Hynsperg“. Nichts von dem goldnen Ueberfluß der Vorfahren war geblieben, als der Mannesſtamm mit dem geiſtesſchwachen Johann Hektor 1770 ausſtarb. Sein Lager ſtand im Armenhauſe, dem er ſein geringes Vermögen vermacht hatte, als letzter Zufluchtsort des bemitleidenswerten Menſchen. Noch ſchlimmer überfielen des Schickſals düſtre Loſe den weiblichen Stamm. Zwei Schweſtern Suſana Katharina, geb. 1738 und Margaretha Phillipina, geb. 1739 waren die letzten Träger des alten Namens. Hier war es die Mutter, eine geborene Röder von Diersburg, welche durch ihre Sittenloſigkeit die Kinder erblich belaſtet zu haben ſchien und durch ihren Wandel ihren Mann in den Tod trieb. Dieſer hatte aus Verzweifelung über die Schande ſeines Weibes beſchloſſen, nach Amerika aus-

zuwandern. Beim Besteigen des Schiffes soll er 1747 ins Wasser gefallen und ertrunken sein. Auch er besaß kein Vermögen mehr, seine Kinder lebten in Armut, und fern und weltvergessen erlag ihre Mutter dem selbst verschuldeten Elend, nachdem sie 1747 den Rat um ein Almosen angegangen hatte. Dieser trat der Bitte näher und gab an Stelle des Almosens die beiden unmündigen Kinder bei dem Gerichtsschreiber Lißmann in Kost und Pflege. Zwei Jahre wurden sie im Armenhaus untergebracht, ohne daß eine der zahlreichen anverwandten Patrizierfamilien gegen diesen Schimpf Einspruch erhoben hätte, sogar Fräulein von Cronstetten nahm sich der armen Waisen nicht an. Das unsittliche Gebahren der Mutter mag der entscheidende Grund gewesen sein, die unschuldigen Kinder für die Sünden ihrer Eltern büßen zu lassen. Leider findet man diese liebelose Moralanschauung auch in unsren Tagen noch verbreitet und mit Vorliebe von sogenannten „Falschmünzern der Wahrheit" angewendet und von gewissenlosen Heuchlern verteidigt.

Nachdem Susanne etwa zwanzig Jahre alt war, erhielt sie eine Conventualinnen-Stelle im Katharinenkloster. Bei Errichtung des Steffan von Cronstett- und Hynspergischen adeligen Damenstifts wurde sie als Stiftsdame aufgenommen, um in diesem sicheren Hort auszuruhen von den Stürmen des Lebens, die ihr die Kindheit geraubt. Sie starb im Jahre 1800, die letzte Trägerin eines stolzen Namens, der dreihundertfünfzig Jahre lang in Frankfurt sein Wappen zeigte. Ihre Schwester Margarethe Philippine war mittlerweile so weit gesunken, daß sie aus sitt-

lichen Gründen nicht in die Stiftung aufgenommen werden konnte. Die demoralisierenden Zustände des Armenhauses hatten sie ihres letzten Haltes beraubt, sie mußte sogar wegen unzüchtigen Benehmens in Oberrad, wohin sie mit anderen Mädchen durchgebrannt war, eine Gefängnisstrafe in der Anstalt erleiden. Sie heiratete 1780 den Hutstaffierer Castorff und starb kinderlos vor ihrer Schwester. Kriegk bemerkt: Uebrigens ist es für den Geist der Zeit bezeichnend, daß die beiden Hynsperg als Alumnen des Armenhauses auf das Betreiben ihrer Familienangehörigen an den Spaziergängen, zu welchen die Kinder zwei- bis dreimal wöchentlich geführt wurden, nie hatten teil nehmen dürfen." Hier zeigt sich das geld- und ehrenstolze Patriziat nicht in dem besten Lichte, denn mit Hülfe dieser Familienangehörigen wäre die jüngere Hynsperg von dem Untergange bewahrt geblieben. Familienwappen: Im roten Wappenschilde steigt mit den Lenden aus einem dreiteiligen schwarzen Hügel ein hellgelbes Maultier, das sich auch als Helmzier wiederfindet.

Der Frankfurter Wald und seine Sagen.

Der Frankfurter Wald.

Der jetzige Stadtwald bildete früher einen kleinen Teil des alten Reichsforstes „Dreieich". Von Aschaffenburg bis zur Bergstraße und an den Rhein erstreckte sich das grüne Meer seiner Wipfel, und Frankfurt durfte als der bedeutendste Platz an die-

sem gewaltigen Forste gelten. Heute erinnert nur noch das kleine Städtchen „Dreieichenhain" mit der Ruine eines ausgedehnten Jagdschlosses „des heiligen Römischen Reiches Hundestall" an den Glanz vergangener Zeiten, wo deutsche Kaiser mit frohem Jagdgejaid unter Hörnerschall und dem Bellen der Meute in der Wälder grünem Reich hier zur Jagd zogen. Der Sage nach soll bereits Karl der Große das Schloß gebaut und als Lehen den mit dem Wildbann betrauten Beamten gegeben haben. Als erste urkundlich bekannte Bewohner und Reichsforstmeister werden im achten Jahrhundert die Herren von Hagen genannt, die ihren Namen von Haag = Hain ableiten. Durch Heirat kam das Geschlecht in den Besitz der Herrschaft Münzenberg, von der es 1168 den Namen annahm und 1255 mit Ulrich II. im Mannesstamme ausstarb. Falkenstein und Hanau teilten sich in den Besitz der Forste und des Lehens, bis die Besitzung 1419 an Isenburg kam, welches das herrliche Bauwerk zur Ruine zerfallen ließ. Jedes Jahr wurde vor der Kirche zu Langen unter der alten Linde das Forstgericht „Maigeding" abgehalten, wobei als Vertreter des Kaisers der Stadtschultheiß von Frankfurt und der Vogt von Dreieich den Vorsitz führten. Kaiser Ludwig der Bayer hielt 1338 selbst das „Maigeding" ab und ließ die althergebrachten Rechte in einem „Weistum" aufschreiben.*)

*) Das Weistum von 1338 gibt den Umfang des Wildbanns im Dreieich folgendermaßen an: Von der Mainniederung zieht die Grenze in der Mitte des Flusses (Fischerei) bis zur Nidda, geht deren Lauf entlang nach Vilbel mitten auf die Brücke, wendet sich südöstlich über den Hügel hinter Bergen an Hochstadt vorbei zur Brücke an der

Bereits von 977 an werden Holzgefälle und einzelne Teile des Reichsforstes von den Kaisern verpfändet oder gar verschenkt. Den letzten Reichsanteil des Waldes, den „Königsforst" verpfändete der stets geldbedürftige Kaiser Karl IV. an den Dynasten Ulrich von Hanau, von welchem 1372 der Frankfurter Patrizier Siegfried vom Paradies das Pfand für 8800 Gulden nebst dem Schultheißenamt erwarb, um es in den Besitz der Stadt übergehen zu lassen. Da dieses Pfand vom Reiche niemals wieder eingelöst wurde und sowohl durch Wahlkapitulationen, als auch durch den Westfälischen Frieden der Besitz innegehabter Reichspfandschaften anerkannt wurde, verblieb somit die Stadt endgültige Eigentümerin des Waldes.

Den Urbestand dieser Errungenschaften bildeten „Forst" und „Buchwald". Infolge eines Vergleiches zwischen dem Rat und der Komturei des Deutschherrnordens wegen verschiedener Zwistigkeiten vergrößerte die Stadt ihren Besitz um die „Holzhecke", die mit einigen anderen Rechten 1338 um 1400 Gulden an Frankfurt abgetreten wurde. Zu dieser Abtretung gehörte auch der von Ludwig dem Bayer

Bruchbach und von dort längs dem Laufe zum Main zurück, über Stockstadt am eisernen Pfahl, nach Aschaffenburg bis an das Kreuz auf der Brücke. Wiederum folgt sie dem Mainstrom bis zu dem eingegangenen Orte Nilkheim mit der Wilzenmühle hinter Ostheim, dann den Höhen an einer alten Weinstraße entlang und dann durch den Wald zum Otzberg auf den Turm. Von hier zieht die Grenze nach Nauheim über den „Ramysberg" wahrscheinlich der Hammelsberg zu, der jetzt verschollenen Trostbrücke an der Modau. Längs dem Flußlauf endet sie, über Stockstadt ziehend, wieder rheinabwärts folgend an der Mainmündung. Der alte Reichswald nahm also die Größe eines Herzogtums ein.

dem Orden geschenkte Walddistrikt bis zur Oppenheimerstraße. Als altes Recht behielten sich die Deutschherren den Schaftrieb vor, da der Orden auf dem vom Kaiser Heinrich VI. geschenkten Sandhofe mehr denn tausend Schafe hielt. Das ehemalige Deutschherrengebiet wurde deshalb um dieses Recht zu bezeichnen mit sogenannten Schäfersteinen abgegrenzt, von denen einige heute noch in „der Holzhecke"*) stehen. Es sind Basaltsteine mit dem Ordenskreuz auf der einen, einem umgekehrten gothischen F auf der anderen Seite. Außerdem hatten Offenbach und Oberrad das Recht des Viehtriebes in den „Lehen"; Schwanheim, Kelsterbach und Niederrad in dem „Buchwald". Das Recht des Viehtriebes leitet sich wohl aus dem Umstande her, daß diesen Ortschaften, aus Rodungen in dem Dreieich entstanden, um ihrer Existenz willen die Erlaubnis zugesprochen werden mußte, ihre Viehherden in den Wald zu treiben.

Doch jetzt zur Einteilung des Waldes. Die Grenzen der einzelnen Distrikte sind genau aus den Aufzeichnungen einer am 11. Juni 1574 stattgehabten Absteinung zu ersehen. Am Rödersteglein bei Oberrad trifft sich morgens acht Uhr die gemischte Kommission, um verfallene Gesenke und zerschlagene Grenzsteine wieder aufzurichten. An der alten Landstraße am Eck der Lehenswiese setzt man den ersten Stein, dann den zweiten, dritten und erreicht den ersten Stein im „Lehenswald". Hier endet der neugesetzte Wald am Keßberg und fängt als zweite Pflicht der „Eichen-Lehenswald" an. Der zwölfte

*) Neuanlage an der Forsthausstraße.

Stein des Lehenwaldes steht auf der neuen Landstraße zwischen Oberrad und Offenbach; hier beginnt die dritte Pflicht, das „Buchenlehen", die vierte heißt „Brandts Radt" (Rode) und überschreitet den Fußpfad zu den Ysenburgischen Waldungen. An dem vierten Pflichtstein beginnt der „Buchwald" mit den Pflichten „hinterm Brand" und dem „Klepper" (daher der Name Klepperschneiße). Der fünfte Stein ist am „Krutzensee", einem jetzt ausgetrockneten Wassertümpel. Dann folgt als dritte und vierte Pflicht das „große" und „kleine Deißfeld". Als fünfte kommt „der krumme Loog". Hier grenzt die Gemarkung im Osten an den Offenbacher Brandtwald, im Westen an den Sprendlinger Sensenwald. Die sechste Pflicht fängt am „Bergweg" an, es folgt als siebente „die Weibruh", als achte „an der Luderbach", als neunte „Hainerweg", als zehnte „breiter Weg", als elfte „Aspenweg" und als zwölfte „die Königsheide", ein öder Placken, also Heideland, das später aufgeforstet wurde. Hier wird bemerkt, daß der Stein am Kohlweg kein Grenzstein, sondern der Deutschherrn Viehtreibstein sei. Nun beginnt der Forst mit der ersten Pflicht „am Kohlweg". Diese uralte Straße zog nach der Mitteldick, wo Kohlen gebrannt wurden. Die zweite Pflicht beginnt an der „Oppenheimer Straße", der alten Geleitstraße, auf der das „Rheinische Geleit" zur Messe zog. Am elften Stein zieht die Grenze an der Schwanheimer Gemarkung hin bis auf den zwölften Stein, den „Dreiherrenstein". Durch Verkauf von Kelsterbach an Hessen, trat ein neuer Grenznachbar hinzu und man setzte den „Vierherrenstein". Hier stoßen die

Gebiete von Frankfurt, Ysenburg, Kurmainz und Hessen-Darmstadt zusammen. Von dort geht die Grenze nordwestlich nach dem Hinkelstein, wendet sich dann im spitzen Winkel ostwärts und läuft über die Höhe beim Schwanheimerbruch nach dem Forsthause.

Später wurde der Frankfurter Wald in fünf Forsthute eingeteilt mit je einem Förster. Der Oberräder Forst, Wartforst, Weilruhforst, Goldsteinerforst und Hinkelsteinerforst. Letzterer hieß 1729 noch Goldsteiner, dieser aber Niederräder Forst. Den Einbruch der Kelsterbacher zu wehren, wurde ein Förster an das Kelsterbacher Feld gesetzt, und das Forsthaus am Hinkelstein gebaut. Der Name Hinkelstein = Hünenstein deutet auf ein altes Heiligtum unserer Vorfahren.

Die älteste Forstordnung wurde 1372 herausgegeben, aber erst am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts begann an dem Wald eine sorgsamere Forstkultur. Als Aufsichtsbehörde über den Stadtwald fungierten bis zur Aufhebung der Reichsstadtherrlichkeit 1806 zwei Reichsdeputierte zweiter Bank als Forstmeister nebst den zugehörigen Forstschreibern, und ein Oberförster mit fünf Förstern. Zu primatischer Zeit erhielt Carl Wilhelm von Günderrode als fürst-primatischer Forstkommissarius die Leitung der Geschäfte. Eine Aenderung des Forstwesens brachten erst 1810 die Tage des Großherzogtums Frankfurts, welche der Vollständigkeit wegen hier wiedergegeben sei.

Die Waldungen des Departements Frankfurt unterstanden einem Forstinspektor, unter dessen Auf-

ſicht ein Oberförſter die Geſchäfte leitet. Dieſem unterſtehen fünf Förſter und ſechs Beiförſter. In dem zugehörigen Wetzlar verſieht der Rentmeiſter mit einem Mairie-Adjunkten die Stelle des Forſtmeiſters. Das Departement Aſchaffenburg mit den großen Waldungen des Speſſart beſitzt ſeine eigene Adminiſtration, die ihre Befehle und Genehmigungen vom Großherzog empfängt. Die herrſchaftlichen Waldungen ſind in fünf große Forſtmeiſtereien eingeteilt. Die größte iſt die Forſtmeiſterei Speſſart mit den Revier- bezw. Oberförſtereien Altenbuch, Biſchbronn, Damm, Lohrerſtrauß, Rohrbrunn und Rotenbuch und neun Unter-Revierförſtereien. Dann folgt die Forſtmeiſterei Orb und Aura mit ſechs, Lohr mit fünf, Rineck mit zwei, Klingenberg-Prozelten mit vier Revieren. Letzterer Bezirk hat keinen eigenen Forſtmeiſter, dieſe Stelle verſieht der Bezirks-Einnehmer zu Klingenberg. Außerdem beſteht in Aſchaffenburg ein eigenes Forſtlehrinſtitut für das ganze Großherzogtum Frankfurt. Die gemeinheitlichen und Privatwaldungen ſind in zwei Forſtmeiſtereien eingeteilt, Aſchaffenburg und Lohr. Die Forſtmeiſterei Aſchaffenburg beſteht aus den Revier- bezw. Oberförſtereien Altenbuch, Aſchaffenburg, Biſchbronn, Volkersbronn und zwölf Förſtereien; außerdem wurden noch Waldungen von ſechs Privatförſtern mitbegangen. Die Forſtmeiſterei Lohr ſetzt ſich aus acht Revierförſtereien mit achtundvierzig Unterförſtern zuſammen. Letztere ſind nur auf Tagegelder eingeſtellt und ſind zur Hülfe der Revierförſter und Aufſicht über Forſtfrevel beſtimmt. Aus ihnen werden erledigte Revierförſterſtellen beſetzt.

Die großen Waldungen des Departement Fulda unterstehen der Oberforstverwaltung zu Fulda. Sie besteht aus einem Oberjägermeister, zwei Oberforstmeistern und einem Landesforstmeister. Das ganze Land ist in fünf große Oberförstereien eingeteilt. Fulda mit sechs, Hofbieber mit sechs, Neuhof mit sieben, Rasdorf mit sieben und Römershaag mit sieben Forsten. In jedem Forst ist ein Förster mit einem, teilweise mehreren Unterförstern und sogenannten Kreisern angestellt. Im Departement Hanau stehen die gesamten Waldungen unter dem Forst-Departement zu Hanau. An seiner Spitze befindet sich ein Oberforstmeister mit sieben Beamten des Forst-Departements. Die Waldungen sind in acht Reviere mit je einem Zeichförster eingeteilt. Damit wäre die Einteilung des Forstwesens im Großherzogtum Frankfurt geschildert, über Einzelheiten gibt der Staatskalender des Großherzogtums 1812 genaue Auskunft.

Nach dem Befreiungsjahr 1813 erhielt Frankfurt seine Freiheit wieder mit Zugrundelegung seines vom Reichsdeputationhauptschluß von 1803 bestimmten Gebietes. Jetzt trat der Waldanteil der Hohemark und der Nieder-Erlenbacher Gemeindewald hinzu. Das Forstamt der freien Reichsstadt setzte sich nun aus zwei Senatsdeputierten und einem bürgerlichen Deputierten nebst den zugehörigen Forstschreibern zusammen. Der erste neue Oberförster war der verdienstvolle Philipp Friedrich Vogel, der bis 1806 reichsstädtischer, bis 1810 fürstprimatischer, bis 1813 großherzoglich-frankfurtischer Oberförster gewesen und nun wieder reichsstädtischer Be-

amter wurde. Sein Bestreben war, den Wald in seiner ursprünglichen Schönheit zu erhalten und das Landschaftsbild des Forstes nicht durch rationelle Ausholzungen zu verunstalten. Ihm folgte sein Sohn J. Friedrich Vogel. Dieser erhielt in dem ersten und letzten Forstmeister der freien Stadt Frankfurt, Freiherrn Schott von Schottenstein, 1839 einen Nachfolger. Schottenstein dem wir die Neuanlage vieler Spaziergänge im Walde verdanken, starb hochbetagt am 20. Mai 1895.

Selbstverständlich war Frankfurt stets bemüht, sein Waldgebiet zu vergrößern und abzurunden. So tauschte die Stadt 1696 fünfundfünfzig Ruthen Land am neuen Weg bei der Wolfschneise zur Aufforstung gegen die gleiche Ruthenzahl Ackerland am Herrenacker von einem Offenbacher Einwohner ein. Im Jahre 1800 wird ein Stück Landwehr an der Ziegelhütte gegen einen Acker auf dem Lerchesberg umgetauscht, um Laubwald anzulegen. Bald meldeten sich auch Käufer für Waldparzellen, die aber stets abschlägig beschieden wurden, da man an den Schicksalen des Reichsforst Dreieich gesehen, daß dergleichen Verkäufe und Pachtungen stets Anzeichen des Untergangs bedeuteten. Nur einmal wurde allerdings ohne Einwilligung der Bürgerschaft 1812 ein Waldstück an der schwarzen Steinkante, einer Fundstelle seltener Mineralien, eigenmächtig von Großherzog Carl von Dalberg für 14,500 Gulden an den Herrn von Bethmann verkauft, welcher einen Park daraus schuf und ihn „Luisa“ nannte. Leider floß das Geld in die Napoleonische Kriegskasse. Als 1866 die freie Stadt Frankfurt der „geschichtlichen Not-

wendigkeit“ wegen ihr unverdientes Ende fand, war es von außerordentlicher Wichtigkeit urkundlich festzustellen, daß nicht der Staat, sondern die Stadtgemeinde Frankfurt Eigentümerin des Waldes war, denn als Staatseigentum wäre es den preußischen Waldungen einverleibt worden.

Für uns aber sollen die Worte gelten, welche einst die Forstdeputation dem hochfürstlich-hessischen Hofrat Joh. Dan. Scherer in Offenbach auf ein Kaufgesuch erwiderte: „Seit Jahrhunderten schon erkennt die hiesige Reichsstadt Frankfurt ihren Wald in der ganzen Größe, wie er heutzutag vor Augen steht, für die erste und kostbarste ihrer Besitzungen“. Möge es immerdar so bleiben.

Sagen.

I.

Die beiden Grafenkinder.

Das Schloß im Hain wird 1076 zum ersten Male von Lambert von Aschaffenburg, dem bedeutendsten Geschichtsschreiber seiner Zeit, im Zusammenhang mit einem merkwürdigen Begebnis genannt.

Kaiser Heinrich IV. hatte ein Jahr zuvor die Sachsen an der Unstrut aufs Haupt geschlagen. Die Unterlegenen wurden aufs schmachvollste von dem Sieger behandelt und mußten zum Pfande ihrer Treue dem Kaiser Geiseln stellen, die man in den festen Burgen des Reichs in sicheren Gewahrsam führte.

Des Markgrafen Uto Sohn und ein Sohn Adelens, der Wittwe des Markgrafen Dedi, zwei Knaben zarten Alters, wurden in das Schloß zu Dreieichenheim gebracht und dort der Obhut des Vogtes Eberhard von Hagen anvertraut. Aus Mitleid für ihre Jugend hatte der Kaiser dem Vogte anempfohlen, sie mit der größten Milde zu behandeln, damit sie nicht so drückend das Joch der Gefangenschaft empfänden. Um die nämliche Vergünstigung warben auch die Eltern durch Geschenke an die Wächter und an Eberhard, der sich jetzt entgegenkommend zeigte. Allmählich wurde die strenge Aufsicht schlaffer, der Argwohn fiel; man nahm die Knaben mit auf die Jagd und ließ sie sonst treiben was sie wollten. Aber nun stellte sich bei den Gefangenen das Heimweh ein, sie dachten an ihre Eltern und besprachen sich über sie, über das Glück ihrer Jugend, über ihre Heimat und faßten den kühnen Entschluß, bei günstiger Gelegenheit den Wächtern zu entfliehen.

Eberhard hatte eines Tages wie gewöhnlich die Knaben zur Jagd mitgenommen. Unter Geschrei hatten bei der Verfolgung des Wildes sich die Wächter zerstreut, um dem Waidwerk nachzugehen. Jetzt sahen sich die Knaben plötzlich allein und unbewacht, die Gelegenheit war günstig.

Rasch entschlossen sprangen sie auf ihre Pferde und jagten uneingedenk der Gefahr mit verhängten Zügeln quer waldein, ohne zu wissen, wohin der Weg führte. Endlich begann sich das Gehölz zu lichten, und sie standen vor einem Flusse, der ihre Flucht abschnitt, dem Main. Zu ihrem Glück sahen sie einen Fischer, der in einem Nachen saß und seine Gerät-

schaften flickte. Die Flüchtlinge eilten hin und baten, man möge sie aufnehmen und nach Mainz fahren; als Lohn boten sie dem Manne ihre Oberkleider an. Der Fischer, verlockt von der Belohnung und auch aus Mitleid, nahm sie gütig in seinen Kahn, bedeckte sie mit seinem Handwerksgeräte, damit sie von ihren Verfolgern nicht entdeckt werden möchten und fuhr die Knaben nach Mainz. Ihre Pferde setzten aber über den Fluß und liefen wunderbarerweise in gleichem Schritte neben dem Nachen her, so daß man annehmen konnte, es seien menschliche Seelen in den Tieren. In Mainz angelangt nahmen sie ihre Pferde wieder zu sich und schlichen sich heimlich in ein Haus, das in der Nähe des Ufers lag. Dort baten sie den Herrn, sie um Gottes Willen niemand zu verraten. Sie seien Anverwandte des Erzbischofs, der gleich ihren übrigen Verwandten, welche unter den Reichsfürsten durch Würde und Vermögen hervorragten, ihn gebührend belohne, wenn er sie unverletzt und treulich demselben zuführen werde. Es dauerte nicht lange, so waren die Verfolger da. Eberhard hatte die richtige Nachricht bekommen, wohin die Knaben seien und war gefolgt. Knirschend und tobend vor Wut, versuchte er die Türen zu sprengen und drohte, das Gebäude anzuzünden, wenn ihm die Geiseln des Königs nicht herausgegeben würden. Die Bürgerschaft lief zusammen und nahm teils für teils gegen den Vogt Partei. Als aber der Erzbischof, ein Gegner des Kaisers, Kunde von dem Auflauf erhielt, schickte er sogleich den Grafen von Lützelburg mit Bewaffneten zur Stelle. Eberhard, der abscheulich wütete, wurde mit Gewalt zurückgetrieben und mußte

schimpflich sein Heil in der Flucht suchen. Der Erzbischof erfreut, der guten Sache der Fürsten, welche gegen den Kaiser die Waffen ergreifen wollten, einen guten Dienst zu tun, schickte die Knaben so schnell als möglich unter sicherem Geleit ihren Angehörigen zurück. Durch diese Begebenheit taucht das Dreieichenhainer Schloß zum ersten Male in der Geschichte auf.

II.

Der Königsbrunnen.

Nicht weit von der Oberschweinstiege sprudeln im Oberwalde zwei kleine Quellen. Die Königsquelle, eine Eisenquelle, ist gefaßt und mit Anlagen versehen, der Königsbrunnen ein schwacher Säuerling, wurde meist als Brunnen angelegt und ist jetzt längst geschlossen.

Früher war es allgemein üblich, daß am Himmelfahrtsfeste die Frankfurter einer alten Sitte gemäß in aller Frühe in den Wald strömten. Am Königsbrunnen wurde sich ins Grüne gelagert und dann Kaffee gekocht, weil das dortige Wasser dem Getränk einen ganz besonderen Wohlgeschmack verleihe. Infolge des Zuzugs zweifelhafter Elemente ist dieser alte, gesellige Brauch eingegangen, wie manche andere schöne Ueberlieferung.

Ueber den Königsbrunnen handelt nun folgende Sage.

König Ludwig der Dritte, ein Sohn Ludwigs des Deutschen, hatte sich wegen einer Buhlerin mit seiner Gemahlin, der schönen Luitgart, entfremdet. Er bezüchtigte sein getreues Weib der Zauberei und

hatte die Unglückliche der Obhut eines Klosters angewiesen, um ungestört seinen Leidenschaften nachgehen zu können.

An einem Johannistage war der König im Bannforst Dreieich zur Jagd. Bei der Verfolgung eines weißen Hirsches war der leidenschaftliche Jäger von den bekannten Wegen abgekommen und hatte sich verirrt. Er befand sich in einer Gegend, die er noch nie betreten hatte, aber nirgends dünkte ihm der Wald so schön wie hier. Allmählich brach die Nacht herein, und der König machte sich mit dem Gedanken vertraut, die duftende Sommernacht im grünen Walde unter Gottes freiem Himmel zubringen zu müssen. Schon hatte er sich gelagert, als er in der Ferne das geschwätzige Plätschern einer Quelle hörte. Er bahnte sich durch das Gestrüpp einen Weg zu dem Waldborn und labte sich gierig an seinem frischen Wasser. Dann legte er sich in das schwellende Moos und versuchte einzuschlafen. Aber trotz aller Müdigkeit wollte der Schlaf nicht kommen. Ludwig wälzte sich unruhig hin und her, seltsame Bilder stiegen in ihm auf, bald glaubte er Luitgards Stimme zu vernehmen und immer mußte er an die Verlassene denken.

Mittlerweile war der Mond aufgegangen. Weißes magisches Licht durchfloß die traute Waldesnacht und flackerte wie flüssig Silber in dem Krystall der Quelle. Dem König wurde es ängstlich zu Mut, es kam ihm vor, als tauchten aus Hecken und Gebüsch fremde Wesen auf, bald mit drohenden, bald mit lobenden Geberden. Ihm war, als wäre er in

ein fremdes Reich eingedrungen und stände unter einem Bann. Doch was nahte dort?

Es dampft aus schweigenden Wiesen
Und kocht aus dem schlummernden Ried,
Der Sturm treibt die Nebelriesen
Und heult sein gellendes Lied.
Bald gleichen sie wild geballten,
Bald zerrissener Wolken Flug,
Dann bilden sie hohe Gestalten
Und näher kommt ihr Zug.
Es wallt aus dampfenden Scharen
Und drängt durch Nebel und Rauch,
Und kommt auf verwehten Pfaden
Einher durch Baum und Strauch.

Es war das Geisterheer der Johannisnacht. Ernst und schweigsam, wie aus Nebelflor und Mondenglanz gewoben, schreiten leis und langsam gespenstige Gestalten an ihm vorüber. Er kennt diese Gesichter, die ihn so ernst anblicken und bei jedem fällt ihm ein Vergehen ein. Es schien, als hätten des Königs böse Taten ihr stilles Grab verlassen, um ihn zu laden vor den Sternenrichter der Nacht. Da naht ihm ein verschleiert Weib. Es lüftet die Hülle und starrt wie eine stumme Anklage ihn mit leidendem Blicke an.

„Luitgart, vergib mir!“ schrie der König und eilte mit ausgebreiteten Armen auf die Erscheinung zu. Aber diese zerfließt im Dunkel der Nacht und Ludwig war es, als erwache er aus einem bösen Traum. Bei Tagesanbruch, als golden die Morgenröte die Wipfel grüßte, fand der König einen versteckten Weg, der zu der Stadt führte. Sein erster Gang war zu Luitgart ins Kloster. Er fand die Dul-

derin schwer erkrankt auf einem harten Lager vor. In der Nacht hatte sie mit dem Tode gerungen und nach ihrem Gatten gerufen, daß sie ihm vergebe. Gegen Morgen hatte sich ihr Zustand gebessert und die Gefahr schien vorüber. Gerührt über diese Treue und bestimmt durch die Erscheinung der Johannisnacht, bat er um Verzeihung. Luitgart, die Helferin der Armen, die Trösterin der Verlassenen genas bald in Ludwigs hingebender Pflege, um in allen Ehren wieder den Thron zu besteigen.

Gern und oft weilte König Ludwig später an dieser Quelle, die nach ihm den Namen „Königsborn" und später „Königsbrunnen" erhielt. So heißt sie heute noch.

III.

Der Teufel im Forst.

Alte Förster stehen bekanntlich mit dem Teufel auf gutem Fuße, ob ihrer gotteslästerlichen Lügen, denn ein Grünrock lügt bei guter Laune schneller als zehn Pferde laufen können. Aber nicht immer hält Satanas die Freundschaft aufrecht, namentlich wenn er gefoppt wird, wie es ihm bei einem Frankfurter Forstmeister geschah.

Als die Stadt den Deutschherrenwald erwarb, freuten sich wohl Rat und Bürger, nur der Stadt Forstmeister machte ein böses Gesicht. Nun sollte auf einmal der alte Forst und die neuerworbene sumpfige Holzhecke urbar gemacht werden. Die ganze Gegend glich einem Urwald, Wege gab es keine, aber

desto mehr Sumpf und Wasserlachen, in denen die Frösche Turnfeste und Wettschwimmen abhielten. Hie und da führte ein irrer Pfad aufs geradewohl durchs Gehölz, auf dem die Kelsterbacher und Schwanheimer ihr Vieh trieben, wer aber nicht genau Bescheid wußte, holte sich nasse Füße.

Nun sollte auf einmal die Sache anders werden. Unser lieber Forstmeister sollte nun lauter Arbeiten vornehmen, von denen er keine blaue Ahnung hatte. Er sollte breite Wege anlegen, Gräben durch den Wald nach dem Main ziehen lassen, damit das Wasser abflösse, die Sümpfe austrocknen und aufforsten und dergleichen schöne Dinge mehr. Aber die Arbeit wurde zaghaft angefangen, viel weniger nahm sie ihren Fortgang, und eines Tages bekam unser Freund vom Rate eine Nase gedrechselt, gegen die ein Elefantenrüssel eine Kleinigkeit war. Kochend vor Zorn und Wut, rannte der Forstmeister im Walde herum und schrie, solche Arbeit solle der Teufel machen, der solle ihn holen, den Rat, die beiden Bürgermeister und den Schultheiß dazu.

Der Teufel hatte nun gerade in der Gegend zu tun. Er hörte das Geschrei und seinen Namen rufen, machte sich eilends auf den Weg und stand auf einmal als schmucker Jägerbursche vor dem erschrockenen Forstmeister.

„Mach' so kein Geschrei, ich bin ja schon da" meinte der Böse und sah den Forstmeister mit einem Blicke an, daß es diesem eiskalt über den Rücken lief, „Du hast mich da um eine Arbeit angegangen, welche Du trotz Deines Titels nicht machen kannst. Laß

mich in Deine Dienste treten, Du sollst mit mir zufrieden sein!"

Der Forstmeister erholte sich von seinem Schrecken, denn es war ihm ganz eng ums Herz geworden, als er seinen Wunsch so schnell erfüllt sah. Aber erfaßte Mut, denn er wußte, der Teufel ließ mit sich handeln.

„Du wärst mir schon recht, denn ich weiß, daß Du ein ehrlicher Kerl bist, der sein Wort hält. Aber ein Schelm, der mehr verspricht, als er geben kann. Was willst Du zum Lohn für Deine Arbeit?"

„Wir machen einen Pakt. Du beschäftigst mich in Wald, Feld und Wiese bis zum Mainufer. Ich arbeite von Sonnenaufgang bis Niedergang. Nachts habe ich keine Zeit, da muß ich zu meiner Kundschaft, die ich am Tage nicht besuchen kann, von wegen der üblen Nachrede, denn die Welt ist manchmal schlechter wie der Teufel. Du wirst mit mir zufrieden sein. Aber an dem Tage, wo Du mir keine Arbeit mehr geben kannst, marschierst Du mit mir, da bist Du mein eigen. Verweigere ich Dir eine Arbeit, so ist der Pakt null und nichtig, aber dazu kommt es nicht."

„Du bist bescheiden", meinte der Forstmeister, als er die billige Bedingung hörte, „solche Ehrenmänner sind selten. Topp es gilt. Du besorgst mir die Arbeiten, und wenn ich keine mehr für Dich habe, bin ich Dein Lohn. Wenn ich aber krank werde und Dir deshalb keine geben kann?"

„Du bist ein pfiffiger Kumpan", lachte der Böse, „in diesem Falle gilt der Pakt nichts, aber Du bleibst gesund wie alle Leute, welche die Menschheit

ärgern wollen und sich mit mir darob einlassen. Also es gilt, morgen fang ich an!" Der Teufel meckerte vor Freud wie ein Ziegenbock und verschwand in einem Busch.

Unser Freund Grünrock war froh, so billig davon gekommen zu sein und traute dem Zufall mehr als dem Teufel, denn Zeit bringt Rat. Er ging befriedigt nach Haus.

Der Böse machte sich nun in allerlei Verkleidung ans Werk, doch gereute es ihn bald, solche Arbeit angenommen zu haben, denn er mußte schaffen wie ein Brunnenputzer. Er mußte Bäume fällen, Wurzeln roden, Wege anlegen, Sümpfe austrocknen und Wassergräben zum Main führen. Dabei hatte er doch Zeit zu mancherlei Kurzweil. So schickte er einen Ratsdiener, der Rechtsgeschäfte machen wollte, mit Eselsohren nach Haus; einer Schwanheimer Viehherde hexte er Eichhornschwänze an, daß die Bauern ob dieses Anblicks über den Hirten herfielen und ihn jämmerlich durchbläuten. Dagegen bekamen die Eichhörnchen dafür die Kuhschwänze, daß die armen Tiere kaum laufen konnten. Aber als die Bauern solch seltene Tiere fangen wollten, bekamen sie die Hände gar arg zerkratzt und in die Daumen gebissen. Die Bauern brüllten und wünschten die Eichhörnchen zum Teufel. Urian tat ihnen den Gefallen, fing die Tiere, steckte sie in einen großen Sack und schickte einen bösen Geist mit der Last nach Höchst zum Frohnvogt mit einem Gruß vom Forstmeister. Als der Vogt, den Sack aufband, sprangen die seltsamen Tiere über Tisch und Stühle und kletterten Treppe und Dach hinauf. Der Frohnvogt, ein hartherziger

Mann, dachte nicht anders als, es wären die Geister seiner geschundenen Bauern. Er wurde närrisch, steckte das Haus an, um Ruhe zu kriegen und kam samt den Eichhörnchen elendiglich in den Flammen um. Daher soll es kommen, daß man von den Höchstern wie von Eichhörnchen spricht.

Die Arbeit ließ zum Schrecken des Forstmeisters aber langsam nach und er hatte Mühe, neue herbeizuschaffen. Da wollte der Mann sein Glück anders versuchen. Zu jener Zeit stand an der östlichen Grenze der Kelsterbacher Gemarkung auf einer Anhöhe die „Martinskirche". Heutzutage zeigt keine Mauer mehr an, wo sie sich befand, aber Kelsterbach, Schwanheim und Niederrad waren ihr eingepfarrt. Nur der Martinsweg und der Martinsgrund erinnern noch an das alte Gotteshaus, das an Stelle eines alten heidnischen Heiligtums hier errichtet gewesen. Der Forstmeister trat ein, verrichtete ein kräftiges Gebet und machte dann, das Herz voll neuer Hoffnung, einen kleinen Gang nach dem Mainufer. Dort sah er eine Zeit lang still mit an, wie die Wellen spielten. Jede warf eine Hand voll Sand hin, der mit dem Wasser wieder zurückfloß und schien es ihm, als ob Sankt Martinus ihm mit diesen Sandwellen helfen wollte. Mittlerweile war auch von ungefähr der Teufel zu ihm getreten.

„Eiei, Du gehst spazieren, und ich warte auf Arbeit. Die Sonne ist noch nicht unter, und ich will noch etwas schaffen. Du weißt wohl nichts mehr, Grünrock?"

„Wenn Du das glaubst, will ich Dir das Leben

doch sauer machen", meinte der Forstmeister, „denn ich suche Dich. Du weißt morgen ist Sonntag".

„Und da willst Du faullenzen, und ich soll nichts schaffen" unterbrach ihn der Böse.

„Nur gemach", erwiderte der Forstmeister, „hör erst, was ich will. Morgen predigen sie in der Martinskirche über des Teufels Austreibung, und da wollen wir ihnen einen Streich spielen."

„Das ist recht, ich bin dabei", sagte der Böse und wieherte dabei vor Schadenfreude, denn das Kirchlein war ihm ein Dorn im Auge.

„Du siehst doch dort die Sandwellen" fing der Forstmeister jetzt an.

„Ich bin doch nicht blind, daß ich keine Sandwellen sehe und auch nicht so dumm, daß ich nicht wüßte, was das ist" prahlte der Teufel.

„Desto besser", fuhr der Forstmeister fort, „Du machst jetzt Dein Meisterstück. Du fängst mir jede Sandwelle ein, bindest sie dann fein säuberlich zu Bündeln, setzt sie auf einen Stoß, daß sie trocknen, und morgen heizen wir damit die Kirche ein".

Der Teufel war einige Augenblicke sprachlos. Der Forstmeister hatte sich aber wohlweislich in den Schatten des Kirchleins gestellt, damit ihm Satanas nichts anhaben konnte und wartete die Dinge ab.

„Das hat Dir ein anderer eingegeben" keuchte der Böse, „Die Arbeit macht kein Teufel. Ich mache solches Werk nicht!"

„Dann sind wir geschiedene Leute und unser Paktum ist nichtig. Du hast mir die Arbeit verweigert und wirst nun ohne meine Seele zu deiner Großmutter marschieren müssen".

„Jawohl" schrie der Teufel, „Deine Sandwellen kannst Du Dir selbst binden, vermaledeiter Grünrock!" Dabei warf er dem Forstmeister einen Blick zu, daß an den Bäumen das Laub welkte, drehte sich auf seinem Pferdefuß herum, daß ein tiefes Loch entstand und fuhr zur Hölle.

Den Forstmeister aber verfolgte seit dieser Zeit ein seltsam Mißgeschick, er konnte keine Lügengeschichten mehr erzählen, und wenn er zehnmal die Wahrheit sprach und sein Abenteuer mit dem Teufel zum Besten gab, glaubten es ihm die Leute doch nicht, obwohl die Geschichte wahr ist und sich also zugetragen hat.

Vor dem Teufel aber blieb er sicher bis in sein hohes Alter. Da kam eines Tages ein anderer und klopfte bei ihm an, das war Freund Hein. Aber der ließ sich nichts erzählen und auch nichts abhandeln, und unser guter Forstmeister mußte mit ihm in die ewigen Jagdgründe, wo alle braven Jägersleute hinkommen.

Die Kelsterbacher aber bekamen ob dieser Begebenheit die sich in ihrer Gemarkung zutrug, den Spitznamen „Sandwellenbinder". Aber man darf beileibe dort nichts davon sagen, sonst erhält man eine Tracht Prügel, mehr wie einem lieb ist und schwerer als man tragen kann. Und das mit Fug und Recht.

IV.

Wie der Teufel die Frösche singen lehrte.

Eines Abends ging der Böse in den Schwanheimer Bruchwiesen spazieren und sann auf allerlei

Streiche, wie er die Leute ärgern könnte. Es war dunkel geworden, groß und feurig tauchte der Mond hinter dem düstren Eichenwalde auf, der wie ein schwarzer Mantel zur Wiese floß. Leise trat das Wild aus dem Dickicht, um zu äsen, in Rohr und Binsen spielte der Abendwind, und heiliges Schweigen ruhte auf dem Felde.

Da fingen plötzlich einige Frösche an zu quaken, drüben gab es Antwort und auf einmal ging ein Gequake und ein Rumor los, daß sich der Teufel bucklich lachen wollte. Da kam ihm ein Gedanke. Er beschloß, die Frösche drei schöne Lieder zu lehren, über die sich Lutheraner, Papisten und Juden schwarz und blau ärgern und in die Haare kommen sollten. Aber die Frösche waren zu dumm und vergaßen immer wieder den Text, nur den Anfang konnten sie behalten. Die Jungen schrieen „Luther! Luther! Luther!", die Alten quakten „Papst! Papst!" und die ganz alten Großväter saßen im Schlamm und machten „Mausche! Mausche!"; mehr brachten sie nicht fertig.

Als der Teufel merkte, daß den dummen Fröschen nicht mehr beizubringen war, war er auch zufrieden, daß die grünen Plattköpfe diese drei Namen quakten, denn die drei kann der Teufel nicht leiden, weil sie stärker sind als er und schon manchen seiner Pläne zu schanden machten. Aber er irrte, als er glaubte Unfrieden gesäet zu haben, wenn die dummen Frösche Luther, Papst und Mausche schrieen. Kein Mensch kümmerte sich darum, und der Teufel hatte sein Spiel verloren.

Möge es immer so bleiben und jeder seinen Mitmenschen ohne Unterschied der Konfession als seinen Mitbruder achten und lieben lernen. Wenn aber die Menschen wegen ihres Glaubens an einander gehetzt werden, um diesen schönen Bund zu zerstören, dann hat ganz gewiß der Teufel seine Hand im Spiel, denn der kann keine Eintracht leiden, wie wir es bei den Fröschen sehen.

Wer's nicht glaubt, kann heutzutage noch die Frösche auf den Schwanheimer Wiesen also singen hören. Manchmal sieht man auch im Mondschein einen Jägersmann in einem langen Mantel einherschreiten. Aber es ist am besten, man geht ihm aus dem Weg, denn es ist der Teufel, der hören will, ob die Frösche noch Luther, Papst und Mausche schreien.

V.

Das Mörderbrünnchen.

Von Frankfurt nach dem welschen Dorf, dem jetzigen Neu-Ysenburg zieht sich durch grüne Buchenhalden der Hainer-Weg. Wo die alte Straße den Luderbach auf einer moosigen Steinbrücke überschreitet, zweigt nach Osten ein einsamer Waldpfad ab, der zum Mörderbrunnen führt. Zwischen hohen Buchen, an deren Stamm sich das Sinnbild der Ewigkeit, immergrüner Epheu emporrankt, quillt spärlich aus einem mit verwitterten Steinen geschlossenen Born ein kleines Wasser, das früher reichlicher floß, denn es war ein oft besuchter Waldbrunnen.

Ueber ihn geht folgende Sage. Einst war auf der Schweinstiege ein junger Jägerbursch bedienstet, Lothar von Lißberg mit Namen, der letzte Nachkomme eines alten aber verarmten Geschlechts. Er galt als schöner Mann und manchem Mägdelein schlug das Herz schneller, wenn es dem schmucken Jägersmann begegnete. Gütig und freundlich gegen alle, aber verschlossen gegen jede Freundschaft blieb er vielen ein Rätsel. „Er ist ein Menschenfeind", meinten einige, die mit ihrem eigenen menschenfeindlichen Urteil gleich fertig waren, „ihn drückt ein geheimes Leid" sagten andere, denen das Mitleid nicht fremd blieb. Sonst war Lothar pünktlich im Dienst und setzte manchmal nachts sein Leben freiwillig aufs Spiel um den Wilderern aufzulauern.

Bei einer solchen Gelegenheit kam er in einer hellen Nacht an den Waldborn. Der Mond warf zitternde Lichter durch die Blätter und spielte wie gleißendes Silber im Wasser des Baches, der leise plätschernd zwischen Schilf und hohem Riedgras durch die dämmerige Einsamkeit eilte. Der Nachtwind sang sein Schlummerlied im rauschenden Wipfel der Eichen, hie und da erhob sich mit schrillem Schrei ein Waldkauz oder es raschelte flüchtiges Wild vorbei. Da vernahm Lothar, wie eine Stimme ihn bei Namen rief. Er drehte sich um und sah auf dem Rande des Brunnens ein wunderbares Weib sitzen, das seinen weißen Körper im lüsternen Mondenlicht badete, und das gleich einem Glorienschein sie blendend umfloß. Lothar blieb stehen. Das Wasserweib winkte mit weißer Hand, er eilte hin, aber es verschwand kichernd in der Tiefe des Brunnens. Be-

trübt schlich der Jäger fort, das Bild wollte ihm keine Ruhe mehr lassen, und sein sehnlichster Wunsch war, die Nixe wieder zu sehen. Jeden Abend ging er heimlich zum Brunnen, das Wasserweib wurde bald zutraulicher und in einer schweigsamen Nacht bot sie ihm den Mund zum Kusse. Seit dieser Zeit war es um ihn geschehen, denn der Kuß einer Nixe bannt und zaubert, es sind verwunschene Wesen, die mit menschlicher Kraft erlöst sein wollen. So bat ihn einmal die Nixe, sie aus dem Banne zu retten, sie wolle sein Weib werden, wenn er ihr neun Jahre treu bleibe. Lothar schwor ihr bei seiner Seele Heil den Wunsch zu erfüllen und erhielt als Zeichen ihrer Liebe einen güldenen Reif mit einem funkelnden Stein, der sich bei Untreue trübte. Der Glückliche hielt das Kleinod hoch in Ehren und Niemand konnte von ihm die Herkunft des Ringes erfahren, nur des Försters Töchterlein, die er wie eine Schwester liebte, machte er zur Mitwisserin des Geheimnisses, nachdem er sie zu strengem Schweigen verpflichtet hatte.

Bald kam ein zweiter Jägerbursche auf das stille Forsthaus, ein böser, hinterlistiger Gesell, der durch glatte Reden sich die Gunst des Försters erwarb und sich in das Herz der Tochter einzuschmeicheln versuchte. Schon lange war ihm an Lothars Hand der herrliche Ring aufgefallen, und da er von diesem das Geheimnis nicht erfahren konnte, brachte er mit List des Försters Tochter zum Verrat. Nun beschloß er, Lothar heimlich zu folgen. Hinter einer Hecke verborgen wie ein Dieb, belauschte er nachts das Zwiegespräch der beiden, er sah wie das Weib den Ring

betrachtete und dann den Geliebten herzte und küßte. In seinem Herzen erwachte eine wahnsinnige Eifersucht, denn nur der Ring konnte solche Zauberkraft haben, und er beschloß, sich in den Besitz des Kleinods zu setzen, das ihm die Liebe des Wasserweibes bringen sollte. Die folgende Nacht lauerte er Lothar auf und bat, ihn begleiten zu dürfen. Dieser wies ihn lachend ab, aber der hinterlistige Geselle zog seinen Hirschfänger und stach Lothar zusammen. Nachdem er sich überzeugt hatte, daß sein verhaßter Nebenbuhler tot war, zog er ihm den Ring vom Finger und eilte damit zum Brunnen, um sein Glück zu versuchen. Das Wasserweib saß wie gewöhnlich auf der Brüstung und harrte sehnsüchtig des Geliebten. Sie war nicht wenig erschrocken, als sie einen Fremden kommen sah, der ihren Ring am Finger trug und sie bat, ihn anhören zu wollen. In kurzen Worten erzählte er ihr, daß Lothar sich mit des Försters Tochter verlobt und sie hintergangen habe; als Zeichen sende er ihr den Ring zurück. Dann warf er sich ihr zu Füßen und beschwor sie, ihm anhören zu wollen. Das Wasserweib nahm ihm den Ring vom Finger, aber siehe, der helle Stein war rot geworden, wie frisches Blut. Mit riesiger Kraft umklammerte sie ihn mit dem Rufe: „Du bist sein Mörder!“ mit ihren feuchten Armen, daß ihm das Blut in den Adern erstarrte. Man hörte ihn durch den Wald laut um Hülfe rufen, dann fing er an zu schreien, wie ein wildes Tier, das den Todesstoß empfangen soll und dann ward es still, unheimlich still im nächtigen Walde.

Am anderen Tag fanden Hirten den entstellten

Leichnam des Mörders vor dem Brunnen liegen. Sein Genick war ihm verdreht, sein Antlitz verzerrt und alles deutete, daß er einen furchtbaren Tod erlitten. Nicht weit davon lag am Bache sein Opfer. Das Gericht stellte fest, daß er der Mörder Lothars gewesen, aber die geheimnisvolle Vergeltung blieb ein Rätsel. Lothars Leiche wurde in der Nähe des Brunnens mit allen Waidmannsehren begraben; der Körper seines Mörders wurde aber nach Frankfurt gebracht und am Rabenstein verscharrt.

Den Brunnen aber nannte man seit dieser Zeit den Mörderbrunnen. Er verlor sein schäumendes Wasser und floß nun träge dahin. Keiner ging mehr gern bei Nachtzeit an dem Born vorüber, sogar die Wilderer mieden ihn. Oft will man in heller Sommernacht eine klagende Stimme vernommen haben, die Stimme des Wasserweibes, das den Tod seines Geliebten beklagt, der nicht weit von ihm in kühler Waldeserde schlummert. Wer diese Stimme vernimmt, dem zeigt sie großes Leid an. Das Wasserweib aber hat keiner mehr gesehen.

Stadtsagen.

I.

Der kluge Reucker.

Lersner erzählt in seiner Chronik I 491 von einem sonderbaren Prozesse, der hier in freier Uebersetzung mitgeteilt sei.

In der Nähe von Frankfurt lebte ein gewisser Reucker, der mit seiner Mutter nicht gut auszu-

kommen schien. Einst setzte er in seinem Uebermut die alte Frau auf einen Pfahl und trug sie zum Hohn und Spott bei den Nachbarn herum. Die freche Tat wurde aber bald ruchbar, und der unnatürliche Sohn wanderte ins Gefängnis. Erst konnten die Richter sich über das Urteil nicht einigen, da ihnen der Fall noch nicht vorgekommen war, doch entschied man zum Schluß für die Todesstrafe mit der Bedingung, daß Reucker die Art der Strafvollziehung sich selbst auswählen solle. Um aber die Sache nicht zu verzögern, wurde ihm so lange Speise und Trank entzogen, bis er seine Erklärung abgegeben habe. Es dauerte nicht lange bis Reucker sich entschlossen hatte und seinen Richtern folgende seltsame Bedingung vorlegte. „Da es mir vergönnt ist, meine Todesart selbst zu wählen und es keinen anderen Ausweg gibt, bitte ich, daß meine Kleider auf eine Stange gesteckt und vor mir her nach Frankfurt getragen werden. Dort auf der Sachsenhäuser Brücke soll ein Herold dem versammelten Volk, das die Neugier zusammentreibt, laut mein Verbrechen vorlesen, um dessentwillen ich den Tod verdient habe. Wenn nun das Volk meine traurige Geschichte nicht wie gewöhnlich mit derben Späßen und schlechten Witzen aufnimmt, sondern Abscheu und Traurigkeit ob meines Verbrechens zeigt, so sollen erst meine Kleider und dann ich in den Strom geworfen werden. Wenn sie aber meine Tat und euer Urteil des Belachens wert erklärt haben, so will ich frei und ledig sein". Die gestrengen Richter konnten sich bei dem Verlangen des wunderbaren Burschen der Heiterkeit nicht erwehren und gaben ihre Einwilligung.

Am andern Morgen sollte die Exekution vor sich gehen. In feierlichem Zuge wird Reucker zur Richtstätte geführt. Voran wurden von Knechten auf einer langen Stange, auf der einst seine Mutter saß, seine Kleider wie kostbare Siegeszeichen getragen. Dann kommt er selbst halbnackt, von dem rot gekleideten Scharfrichter geführt, als armer Sünder hinterher. Es folgen mit ernster Miene seine schwarz gekleideten Richter und eine Menge Volkes, das über den sonderbaren Aufzug Witze reißt, die schärfer sind als schlesischer Landwein, der bekanntlich alten Essig noch übertreffen soll. An dem alten Kreuze, der Richtstätte, macht der Zug halt. Der Herold tritt vor und verkündet mit lauter Stimme das Verbrechen des Verurteilten und seine selbstgewählte Todesart, wobei Reucker die jämmerlichsten Gesichter macht. Da bricht ein furchtbares Gelächter los, in das sogar die Richter einstimmen. Reucker hört Bemerkungen und Späße, an die er seit seines Lebens nicht gedacht hätte. Man begnügte sich daher, seine Kleider nebst dem Pfahl in den Main zu werfen und davon schwimmen zu lassen; Reucker selbst wurde aber frei und ledig entlassen.

Zum Gedächtnis daran zogen aus dem Frankfurter Dorfe Bornheim die Leute auf Mariä Lichtmeß mit allerlei Gebräuchen an den Main und warfen ein altes Kleid in das Wasser, wobei die Kinder folgenden Reim sangen:

Reucker Uber
Schlug seine Mutter
Schlug ihr Arm und Bein entzwey,
Daß sie Mordio schrey.

Durch den Bornheimer Pfarrer Sondershausen wurde um das Jahr 1670 der alte Brauch abgeschafft.

II.

Der große Durst von Villmar.

Im Rausche passiert allerlei, was einem nicht lieb ist. Gewöhnlich geben die Leute viel Geld aus, um sich auf der Wirtsbank Spott und Aerger zu kaufen und sich einen kräftigen Brummschädel zu holen. Dann gibts große Reden, der eine gibt dem Bier die Schuld, der andere sagt, der Wein wäre schlecht gewesen. Ich sage „nein" der Mann ist selbst schuld, daß es ihm schlecht ist, denn mancher gießt den Trunk in sich hinein, wie in ein Faß, aber das Faß steht fest, wenn es voll ist, bei dem Menschen ist es umgekehrt der Fall. Das haben einmal die Frankfurter zu ihrem Schaden erfahren müssen. Die Sache kam so. Um den Landfrieden zu schützen, zogen die Frankfurter mit ihren Verbündeten, dem wetterauischen Städtebund am Margaretentag 1359 vor das Raubschloß Villmar. Nach hartem Kampfe war den Feinden ein Bollwerk abgenommen worden und am folgenden Morgen sollte der Sturm beginnen. Die Frankfurter erhielten den Auftrag, das Bollwerk die Nacht über besetzt zu halten und fleißig auszuschauen, daß kein Ausfall der tapferen Schnapphähne stattfinde. Aber es wäre schon besser gewesen, wenn der Bundesfeldherr niemand in das Werk geschickt hätte, dann wäre wenigstens keiner zu Scha-

den gekommen. Vor allem fuhren die Frankfurter als grobes Geschütz ein großes Faß Wein auf, um sich Mut für den anderen Tag anzutrinken. Bald wurde gesungen und geprahlt was es Zeug hielt. Aber der Wein, in dem anscheinend ein Schlafmittel war, tat bald seine Wirkung. Es wurde mit der Zeit stiller und stiller, bis der letzte von dem Trunke und seiner Unmäßigkeit besiegt am Boden lag. Als alle schnarchten, als ob man Holz säge, drangen die Feinde unbemerkt ein und schlugen die wehrlosen Trunkenbolde zusammen. Zwar konnte diese Heldentat die Burg nicht retten; sie wurde gestürmt, gänzlich zerstört, und die Besatzung mußte unbarmherzig über die Klinge springen. Den Schaden aber hatte Frankfurt. Es hatte fünfzig Bürger als Opfer ihrer Trunksucht verloren. So geht's, wenn man nicht genug bekommen kann.

III.

Der Frankfurter Messerschmiede Wappen.

Als des Reiches Mehrer, Kaiser Sigismund, gegen die Tartaren*) zu Felde zog, wurde er genötigt, in offener Schlacht gegen sie zu kämpfen. Der mächtige Feind aber schlug das kaiserliche Heer in die Flucht und nahm viele gefangen. In dem Mordgewühl sah ein wackerer Kriegsmann, mit Namen Georg Springenblech, seines Handwerks ein Messerschmied aus Frankfurt, daß des Kaisers Leben in

*) Lersner berichtet I 480 von Tartaren. Es mögen wohl damit die Hussiten gemeint gewesen sein, die mehrere kaiserliche Heere vernichteten.

den Händen seiner Feinde war. Da gebrauchte er eine List, er tauchte sein Hemd in das Blut der Gefallenen, steckte es auf eine lange Pike und stellte sich mit lautem Rufen und Geberden hin, als ob ein großer Hinterhalt der Kaiserlichen vorhanden wäre. Einige Zersprengte sammelten sich zu dem Helden, der mit einem wütenden Angriff die Feinde in die Flucht trieb. Als dieses einige Kriegsknechte von der kaiserlichen Armee sahen, kehrten sie um und vernichteten in blutiger Verfolgung die Uebermacht der Feinde.

Nach erlangtem Sieg wurde ein großes Triumpffest abgehalten, bei dem der Kaiser den tapferen Helden zu sehen wünschte, welcher ihm auch alsbald vorgestellt wurde. Darauf hat ihm der Kaiser als Siegeszeichen eine Krone verehrt und ihn vor allen Rittern und Herren, so zugegen waren, zu einem Ritter geschlagen, sowie mit Schild und Helm beehrt. Danach begehrte der Kaiser von ihm, er solle eine beliebige Bitte stellen, sofern es in seinen Kräften stände, sollte sie ihm gewährt werden. Auf solch gnädiges Anerbieten hat sich der Ritter bald bedacht, und dieweil er keine Leibeserben gehabt, begehrte er sonst nichts, als daß Ihro Majestät zulassen möchte, daß er und nach seinem Tode alle Messerschmiede und deren Kinder ein adeliges Wappen, nämlich die kaiserliche Krone, durch welche drei Schwerter gehen, nebst einem offenen Schild und Helm, wie auch an der Seite drei Greifen führen möchten. Dies hat ihm der Kaiser nicht allein vergünstigt, sondern mit allem Willen seinen Nachkommen rechtskräftige Briefe und Siegel geben lassen, welche noch vorhanden sind. Auch

wird deshalb in dem Petschaft des wohllöblichen Messerschmiedhandwerks dieses Wappen geführt. Diese Tat ist geschehen eintausend vierhundert sieben und dreißig.

Dieser löbliche Ritter und frühere Messerschmiedsgesell hatte auch die Fechtkunst gelernt und war so geübt, daß man ihn zum Meister des langen Schwerts gemacht hat. Weil er ein mutiger Mensch gewesen, bekam er Lust, sich weiter in den Krieg zu begeben, in dem er auch sein Schwert siebzehn Jahre lang geführt und manches Scharmützel, Sturm und Schlacht ausgestanden und ohne Schaden davongekommen ist. Als Ordensritter hat er sein Leben am Hofe des Kaisers beschlossen, nachdem er alterswegen des Krieges müde geworden. Springenblech liegt zu Prag an der Kleinseite der St. Thomaskirche im Kreuzgang begraben. An diesem Orte haben die Messerschmiede ihr Begräbnis gehabt, wie auch oben an der Wand der Kapelle ein Epitaphium mit der Messerschmiede Wappen aufweist, das einst ein tapferer Frankfurter errang, als er seinen Kaiser rettete.

IV.

Der Erbsenhandel.

Lersner berichtet in seiner Chronik I 549 von einem lustigen Streich, den ein pfiffiger Reitersmann einem protzigen Gastwirt zufügte.

Kam da anno 1478 ein gewisser Heberich in die Schmiedstube zu dem Weinwirt Wolff Steinmetz

und bot dort ein Pferd an, das höchstens seine zwölf Gulden wert war. Der Wirt dachte, der Mann ist in Not, und du nimmst ihm das Pferd billig ab. Er fing an zu handeln und konnte mit dem Verkäufer nicht einig werden, bis ihm dieser einen Vorschlag machte, der dem habgierigen Weinschenken einleuchtete. Hederich wollte nämlich das Pferd für Erbsen verkaufen und zwar mit folgender Bedingung. Das Pferd habe vier Hufeisen, an jedem Eisen wären acht Nägel, für den ersten Nagel fordere er eine Erbse, für den zweiten zwei, für den dritten vier, für den vierten acht Erbsen und so fort stets das doppelte, bis die zweiunddreißig Nägel und somit auch das Pferd mit Erbsen bezahlt seien. Der Wirt nahm gleich Zeugen zu dem guten Geschäft und gab dann das Weingeld zum Besten, denn nach seiner Meinung sprangen bei solch vorteilhaftem Geschäft einige Schoppen heraus.

Als er aber ans Ausrechnen der Erbsen ging, stiegen dem Schenken die Haare zu Berg, denn es kamen mehr als 5000 Achtel Erbsen heraus. Nun wollte er den Kauf nicht gelten lassen, aber Hederich nahm sich Zeugen, ging an das Gericht und klagte. Die Freunde und Doktoren der beiden Parteien legten zum Glücke des Wirtes die Sache durch einen Vergleich gütlich bei. Wolff Steinmetz zahlte an Hederich als Entschädigung für den Erbsenhandel achtzig bare Frankfurter Gulden auf den Tisch, welche dieser lachend einstrich. Dazu hatte er noch zwanzig Gulden Unkosten und für Geschenke angewendet. Den Spott hatte er umsonst, denn jeder gönnte ihm den Schaden. Er war früher ein armer

Steinmetz gewesen und hatte durch Weinschenken großen Reichtum erworben, mit dem er gern prahlte.

Die Rechnung war folgende gewesen:

1	1	17	65 536
2	2	18	131 072
3	4	19	262 144
4	8	20	524 288
5	16	21	1 048 576
6	32	22	2 097 152
7	64	23	4 194 304
8	128	24	8 388 608
9	256	25	16 777 216
10	512	26	33 554 432
11	1024	27	67 108 864
12	2048	28	134 217 728
13	4096	29	268 435 456
14	8192	30	536 870 912
15	16 384	31	1 073 741 824
16	32 768	32	2 147 483 648
		Summa	4 294 967 295

Daran hätte wohl der geizige Wirt Wolff Steinmetz sein Lebtag zu zählen gehabt, vorausgesetzt, daß sein Geld zu den 5000 Achtel gelangt hätte.

V.

Der bucklige Geiger.

Einst lebte zu Frankfurt ein buckliger Geiger, der durch sein Spiel und seine lustigen Weisen ein gerngesehener Gast in den zahlreichen Zunft- und Trinkstuben war. Am ersten Tage des Wonnemonds

hatte er wieder einmal zum Walpurgisgelag aufgespielt, eine alte Gewohnheit die mit festlichem Reigen schloß, und in seiner Tasche klimperten die Turnosen und Albusstücke, daß es eine Freud war. Aber trotzdem ging der kleine Geiger betrübt nach Hause, er hatte so viel schöne Frauen und Jungfrauen gesehen, aber keine wollte etwas von ihm wissen, weil er buckelig war. Von einer aber tat's ihm leid, nämlich von der blonden Wirtin, einer jungen Wittwe, der er insgeheim manches Liedlein geweiht. Sie meinte immer, wenn er keinen Buckel hätte, wär er ein schmucker Gesell, der ihr wohl gefallen möchte. Diese Worte gingen dem Geigerlein zu Herzen, und er begann seinem Schöpfer Vorwürfe zu machen über den Buckel, den er bis zu seinem seligen Ende wie einen Söldnerranzen schleppen sollte. So ging er einsam seine Straßen. Der Mond stand in vollem Scheine am sammetschwarzen Nachthimmel, und unser Geiger mußte immer nach dem bleichen Gesicht sehen, bis es ihm vorkam, als wollte auch der Mond über ihn lachen. Dann zogen, vom Frühlingssturm gepeitscht, seltsame Wolkengebilde an der bleichen Scheibe vorüber, und er konnte sich nicht satt sehen, denn es kam ihm vor, als ziehe dort das Walpurgisheer zum Blocksberg. Ein sonderbar Verlangen stieg in ihm auf. Er hatte schon so viel vom Walpurgiszauber gehört und es dünkte ihm köstlich, das Treiben auch einmal mitzumachen. Mit diesem Gedanken war er auf dem Markt eingebogen. Doch was war das? Seltsame Lichter flimmerten und alles war hell erleuchtet. An einer reichgedeckten Tafel saßen wunderholde Frauen in kostbaren Gewändern und

wehrhafte Recken in Trachten, die er noch nie gesehen. Der Bucklige blieb stehen und sah dem Treiben eine Zeitlang mit zu; als er aber sah, daß man ihn bemerkte, wollte er scheu weiterschleichen. Eine der Frauen winkte ihn zu sich, und wie von geheimer Gewalt getrieben, trat er ängstlich näher. „Willst du uns wohl heute Nacht zum Tanze aufspielen, Fiedelknecht? Es soll dein Schaden nicht sein!“ meinte freundlich das Weib. Der Geiger sagte zu und stammelte Entschuldigungen, falls sein Spiel nicht gefalle; er wolle sich Mühe geben, seine Sache gut zu machen. „Da trink erst einmal!“ erwiderte die Frau und schenkte aus einer silbernen Kanne dem Geiger köstlich duftenden Wein in einen Pokal. Dann stellten sich die Paare zu einem wundersamen Reigen und der Geiger spielte besser, wie er gedacht. Eigentümliche Melodien, bald klagend, bald wild jubelnd, flossen ihm von den Saiten und ihm dünkte, als wäre er auf den Trunk selbst behext. Endlich meinte eine der Frauen: „Es ist Zeit, daß wir aufhören, denn wir müssen weiter. Du bist ein braver Gesell und sollst deinen Lohn haben. Irdisch Gut haben wir nicht, aber statt zu geben will ich dir etwas nehmen, das dir sonst niemand abnimmt!“ Dem Buckligen fuhr eine feuchte, eiskalte Hand über den Rücken und ihm war, als falle eine Bürde ab. Erschrocken taumelte er rückwärts, vom hohen Dome kündete die Zeitglocke des neuen Tages erste Stunde, und ehe er sich versah, war der ganze Spuk verschwunden. Er stand einsam und allein auf der leeren Gasse. Am Mond zogen wieder die gespenstigen Wolkengebilde vorüber, und er fing an, sich zu

fürchten. Eiligen Schrittes ging er nach seiner engen Wohnung und war froh, als er in seiner ärmlichen Dachkammer angelangt war.

Am anderen Morgen kam ihm alles vor wie ein Traum, er strich sich über den Rücken, stieß einen Freudenschrei aus — der Buckel war verschwunden. Er war ein schlanker, wohlgewachsener Gesell geworden.

Es dauerte nicht lange, bis er um die Hand der Wirtin anhielt, die dem schlanken Geiger keinen Korb erteilte, und ehe der Wind über die Stoppeln ging, waren beide ein glückliches Paar. Der junge Ehemann führte die Wirtschaft, erhielt durch seine Kunst und das Wunder, so an ihm geschehen starken Zulauf und war bald ein wohlhabender Bürger.

Nun verkehrte bei ihm ein fremder Spielmann, den auch die Natur stiefmütterlich mit einem Höcker bedacht hatte. Der hörte von der Geschichte und beschloß, bei der nächsten Walpurgisnacht gleichfalls sein Glück zu versuchen. Erst trank er sich den nötigen Mut an und wanderte schwankend und wüste Lieder singend in der zwölften Nachtstunde zum Markt. Wiederum saß die gespenstige Gesellschaft an der Tafel, aber der Spielmann besann sich nicht lange, sondern trat keck zu einer Frau, die der Bürgermeisterin ähnlich sah und fragte, ob er spielen dürfe. „Wenn es dir Spaß macht, fiedle nur einen Tanz!“ sagte diese. Aber der Spielmann stellte sich an die Tafel und trank erst einmal wacker mit, ohne daß ihn jemand eingeladen hatte. Dann fiedelte er ein Lied herunter, daß in der Nachbarschaft die Hunde heulten. Mißmutig gebot ihm die Frau mit

seinem Gedudel aufzuhören. Da nun die Bescheidenheit seine kleinste Tugend war, meinte er patzig: „Das kann ich auch, obwohl ich für euch noch gut genug spiele. Aber wie steht's mit meinem Lohn oder meint ihr, ich spiele um des Teufels Dank?"

„Den kannst du haben, wenn du ihn willst!" war die kurze Antwort.

Der Spielmann wurde zornig und schrie: „Ihr seid mir ein schöne Gesellschaft. Wer für euch spielt, kann noch Geld mitbringen. Das hätte ich vorher wissen müssen, keinen Bogenstreich hätte ich getan. Gebt mir meinen Lohn, ihr Lumpenpack!"

„Gut, wenn du ihn verlangst, dann sollst du deinen Lohn haben!" sagte die Frau, dabei hob sie an einer Schüssel den Deckel auf, und ehe sich der Unverschämte versah, hatte er den stattlichen Höcker, den sein ehemaliger Kamerad abgelegt, vorne auf der Brust sitzen. Er fluchte, schrie, wetterte, aber alles half nichts; vom Dome schlug es „eins", und der Spuk war verschwunden. Trostlos schlich der Spielmann später auf Walpurgis zu dem Markt, aber die Gesellschaft ließ sich nicht mehr sehen, nur ein helles Kichern konnte er vernehmen, von dem niemand wußte, wo es herkam. So behielt der fremde Spielmann als Lohn für seine Frechheit die beiden Schäden bis an sein seliges Ende.

Diese Sage tritt in ähnlicher Fassung auch in der alten Kaiser- und Krönungsstadt Aachen auf. Ein altes Volkslied, das wohl ehemals zum Reigen gesungen wurde, weiß davon ähnlich zu melden.

Der bucklige Fiedler.

Es wohnt ein Fiedler zu Frankfurt am Main,
Der kehrt' von luſtiger Zeche heim
Und er trat auf den Markt, was ſchaut er dort,
Der ſchönen Frauen ſchmauſten gar viel an dem Ort.

Du buckliger Fiedler, nun fiedele uns auf,
Wir wollen dir zahlen des Lohnes vollauf,
Einen feinen Tanz behende gezeigt,
Walpurgisnacht wird heute gefeiert.

Der Geiger ſtrich einen fröhlichen Tanz,
Die Frauen tanzten den Roſenkranz,
Und die erſte ſprach: mein lieber Sohn
Du fiedelſt ſo friſch, nun hab' deinen Lohn.

Sie griff ihm gar ſchnell unters Wamms ſofort
Und nahm ihm den Höcker vom Rücken fort.
So gehe nun hin, mein ſchlanker Geſell,
Dich nimmt nun jede Jungfrau zur Stell.

VI.

Ein Altfrankfurter Stadtgeſpenſt.

Wenn man früher im alten Frankfurt die Kinder fürchten machen wollte, ſo drohte man mit dem Muhkalb oder dem Ketteneſel. Beide waren mächtige, tierähnliche Erſcheinungen, die den Ruf als Stadtgeſpenſter für ſich in Anſpruch nahmen und als ſolche von den Dialektdichtern noch öfters erwähnt werden. In den engen dunklen Gaſſen der Altſtadt trieben ſie ihr Unweſen. Stärker als Bann und Beſchwörung zeigte ſich die fortſchreitende Straßenbe-

leuchtung, die am 1. Januar 1762 auf Veranlassung des französischen Kommandanten Thoranc eingeführt wurde. Die Gespenster zogen sich immer mehr in die dunklen Winkel zurück, um endlich gänzlich zu verschwinden. Uebereinstimmend in der Sage ist das Muhkalb mit dem Baakauf (Bachkalb) der alten Kaiserstadt Aachen, das als Vorbild zu einem Monumentalbrunnen, dem Baakaufbrunnen, diente. Zu Denkmälern haben es allerdings die Kälber in Frankfurt noch nicht gebracht.

Beide Stadtgespenster zeigen eine übereinstimmende Erscheinung. Man denke sich ein großes zottiges Kalb mit feurigen Augen und rasselnden Ketten an den Füßen. Es kommt plötzlich aus dem Dunkeln, springt späten Zechbrüdern und Nachtschwärmern auf den Rücken und läßt sich so lange schleppen, bis seinem Opfer der Atem ausgeht, oder es wälzt sich mit ihm im Straßenkot herum. Weder Fluch noch Gebet befreien von seiner Umklammerung, nur vor einer Kirche springt es ab und verschwindet.

Gehen wir an eine natürliche Erklärung des Unwesens dieser Ungetüme.

Meister Balduin Sticherling, ein ehrsamer Held von der Nadel, erhält von der Meisterin den Hausschlüssel zu einem Ausgang auf die Zunftstube, wo das löbliche Schneiderhandwerk über verschiedene wichtige Fragen beraten will. Der Meister salbt sein dünnes Spitzbärtchen mit einem Gemisch von Wachs und weißem Pech ein, dem Vorläufer unserer heutigen Bartwichse, zieht seine neuen Kniehosen an und hüllt seine Heldengestalt in einen weiten blauen Klapprock mit großen Messingknöpfen. Dann stülpt

er den großen schwarzen Filzhut auf sein gelichtetes Haupt und hängt malerisch den Mantel um, ohne den er vor der Handwerkslade nicht erscheinen darf. Die Meisterin mustert mit strengem Blicke ihren Balduin noch einmal von oben bis unten und findet im Gegensatz zu anderen, daß man ihn für einen Kavalier halten könnte. Als Belohnung für gute Führung drückt sie ihm noch drei blanke Räderalbus in die Hand, und der Meister kichert vor Freude heimlich in sich hinein, denn sie weiß nicht, wieviel er heimlich in der Tasche hat. Heute will er sich auch als Kavalier zeigen, um der jungen Wirtin zu gefallen. Einbildung und Liebe sind Krankheiten schlimmer wie die Pest. Endlich wird er mit den Worten entlassen: „Balduin, komm nüchtern nach Haus, damit ich nicht den Besen hinter die Tür stellen muß!" Dann eilt er in schnellen Schritten der goldenen Freiheit zu.

In der Zunftstube geht es schon hoch her. Die Meister, hitzig, wie die Schneider nun einmal sind, disputieren und reden sich in die Wolle, was das Zeug hält. Bald ist auch Balduin im Redegefecht, sein Kopf erhitzt sich, und er stürzt einen Schoppen Wein um den anderen hinunter, um sein inneres Feuer abzukühlen. Nach und nach legen sich die stürmischen Wogen, die Unterlegenen schleichen leise davon, während die siegreichen Antragsteller etwas geräuschvoller den Heimweg antreten, je nachdem Charaktere und Räusche verschieden sind. Auch Meister Sticherling beschließt, den heimischen Penaten zuzusteuern. Er nimmt einen Anlauf und stolpert dann vorwärts. Die holperig gepflasterten

Gassen werden ihm zu eng, dazu kommt die wunderbare Erscheinung, daß er alles doppelt sieht und Dingen aus dem Wege geht, die gar nicht vorhanden sind, und dabei wider Gegenstände fällt, die er nicht gesehen hat. Aber des Weines Stimmung äußert sich in gewaltigem Mut. Jetzt soll die Meisterin ein Wort sagen, da kann sie ihren Balduin als rasenden Roland kennen lernen, der geringste Vorwurf, und er schlägt alles zu Scherben, jawohl All-lall-les, sogar das Muhkalb, wenn es kommen sollte.

Sein Weg führt in eine enge dunkle Gasse. Die Gegend will Balduin nicht recht gefallen, rings ist Grabesstille, sein Mut flaut ab, denn hier könnte in einem heimlichen Winkel das Muhkalb auf ihn lauern, um seinen Vorwitz zu strafen. Das Unglück kam. Der Meister stolpert über sein eigenes Bein, eine unbekannte Macht gibt ihm einen Stoß und pardaux liegt der Held in einer schlammigen Pfütze, er strampelt mit Armen und Beinen wie ein Maikäfer. Balduin versucht aufzustehen, stürzt aber wieder vor sich, dabei lastet ein unbekanntes Etwas auf ihm und drückt ihn in den Schlamm, daß er glaubt, sein letztes Stündlein wäre gekommen. Endlich krabbelt er auf Händen und Füßen wie eine Schildkröte an ein Haus und richtet sich auf. Jetzt glaubt er selbst an das furchtbare Muhkalb und sucht sein Heil voll Verzweiflung in der Flucht. Dabei wiederholt sich einigemale der Spuk, und der Meister wird so übel zugerichtet, daß man ihn selbst für das Muhkalb halten kann. Endlich sieht er in der Ferne ein helles Fensterlein, dort wohnt seine Ursula, dort steht auch der Besen an der Tür. Wie

ein Blitz schießt er um die Ecke einem späten Wanderer entgegen. Dieser sieht die furchtbare Gestalt auf sich zukommen und stürzt mit dem Geschrei: „Das Muhkalb! Hilfe! Hilfe!“ von dannen; auch er hat jetzt die Erscheinung gesehen, die den Meister in den Schmutz warf.

Endlich hat Balduin sein Haus erreicht und steht wie eine geknickte Lilie vor der verschlossenen Tür, zu der er zwar den Schlüssel, aber kein Schlüsselloch findet. Aber Ursula hat das Geschrei des Fremden gehört und ist voll trüber Ahnungen die Treppe herabgeeilt, um aufzuschließen. In weißem Nachtgewand, mit dem flackernden Unschlicht in der Hand, sieht sie selbst aus, wie eine Erscheinung aus der Geisterwelt. Sie prallt zurück. Das soll ihr Balduin sein? Den Mantel hatte er im Kampfe mit dem Gespenst verloren, an dem blauen Klapprock fehlten die Knöpfe und die Fetzen hingen herab, die Hosen waren durchgefallen und zeigten zwei schmutzige, verfallene Knie. Hände und Gesicht waren mit einer Schlammkruste bedeckt, aus der sich die zerschundene Nase abhob, angeschwollen wie eine Samengurke. So also sah der Mann aus, der als Kavalier fortging. „Balduin, bist Du überfallen worden, Du blutest?“ fragte die besorgte Gattin, aber Meister Sticherling lächelt blöde vor sich hin und bringt nur das Wort „Muhkalb“ heraus. Ursula wirft schnell die Tür zu, damit das Gespenst nicht herein kann und geleitet ihren hilflosen Balduin, der vor einer Stunde noch alles zusammenschlagen wollte, in sein Gemach.

Am andern Tage erzählt die Meisterin am Brun-

nen der Frau Base von dem Ueberfall durch das Muhkalb, der Meister warnt Gesellen und Kundschaft vor den Gassen, wo nachts das Muhkalb spukt, die Nachbarn haben um die Geisterstunde eine fremde Stimme um Hilfe vor dem Muhkalb rufen hören, und der Fremde erzählt am Abend in der Trinkstube von dem furchtbaren Abenteuer, das er bestanden.

So entstehen Gespenstergeschichten.

VII.

Der Rabe im Gerichtssaal des Rathauses.

Ein Hosenstricker Namens Hans Reible aus Eckelshausen hatte sich zu Butzbach insgeheim mit der Frau seines Meisters Jakob Schregel eingelassen und versprach ihr die Ehe mit dem Gelöbnis, ihren Mann auf dem Felde umzubringen.

Eines Abends ging er zur Ausführung seines Planes. Auf offener Straße wurde Schregel von Reible überfallen und niedergeschlagen, dann ging der Täter vor Schreck flüchtig in der Meinung, sein Opfer wäre tot. Der Meister aber erholte sich wieder und schleppte sich trotz seiner schweren Verwundung nach Hause, wo das gewissenlose Weib über die Ankunft des Totgeglaubten so erschrack, daß es schwer erkrankte. In letzter Stunde hat sie dann auf ihrem Sterbebett in Beisein zweier Ratsherrn und des Pfarrers zu Butzbach ihr Vorhaben bekannt und von der Tat des Gesellen erzählt. In der Herbstmesse 1606 wurde Reible erkannt und auf Antrag des wieder genesenen Meisters festgenommen. Man

warf ihn gleich ins Gefängnis und hielt ihn zwei Jahre in Eisen, da man glaubte, er habe noch mehrere Verbrechen begangen.

Am 2. Sept. 1608 zwischen 7 und 8 Uhr in der Früh hat dann das hochnotpeinliche Halsgericht auf dem Römer gegen ihn verhandelt und ihm sein Urteil gefällt. Reible erbot sich, Gott zum Zeugen seiner Unschuld anzurufen und diese mit Eid zu bekräftigen. Schon hatte er die Hand zum Schwur erhoben, als plötzlich ein großer, schwarzer Rabe durch den Kamin in den Saal geflogen kam, mit heiserem Krächzen den Verbrecher umkreiste und dann durch das geöffnete Fenster das Freie suchte. Erschrocken ließ Reible die Hand sinken und bekannte offen sein Verbrechen. Jetzt verurteilten ihn die Richter sogleich zum Tode. Unter dem geistlichen Troste zweier Prediger führte der Henker den Reible zum Galgen und richtete ihn. Dann wurde sein Kopf auf einen Pfahl gesteckt, der Körper aber unter dem Galgen vergraben. Dieser Vorgang war auf der Decke des Gerichtssaales im Rathaus aus Anlaß der Krönung des Kaisers Mathias 1612 abgemalt und galt als ein Wahrzeichen. Das Bild zeigte einen rückwärts gebundenen menschlichen Körper mit abgeschlagenem Haupte, über dem ein großer Rabe flog. Das alte Wahrzeichen wurde später, wie manches andere Sehenswerte, übertüncht.

VIII.

Der vorwitzige Schneider.

Schneider sind hitzige Leut, denn vom vielen Sitzen erweitert sich die Galle, darum kümmern sie sich nicht nur um ihre Nadel sondern oft mehr als notwendig um die hohe Politik.

Ein solch wackerer Held hatte eines Morgens gut gefrühstückt und sich einen Trunk geleistet, der stärker war als er vertragen konnte und mächtig die Zunge löste. Aber nicht nur Kinder und Narren, sondern auch Betrunkene sprechen manchmal Wahrheiten, die man nicht gerne hört, denn ein alt Sprichwort sagt schon:

Die Wahrheit ist ein selten Kraut
Noch seltener der, der sie verdaut.

So ging es auch unserm Meister, er fühlte sich auf einmal berufen, den Leuten Wahrheiten zu sagen. Er stellte sich darum im Römer an die Bürgermeisteraudienz um zu hören, wie der Bürgermeister Recht spreche. Meister Meckerling hatte nun zu jeder Entscheidung eine böse Bemerkung oder zog die Urteile ins Lächerliche, weil er einiges ebensowenig begreifen konnte als der Mann, der den Prozeß verlor. Der Bürgermeister gebot ihm zu schweigen, aber der Meister fing an zu reden schlimmer wie zehn Stadtadvokaten und sagte, man urteile im Ansehen der Person und solange die großen Spitzbuben einig seien, könne kein ehrlicher Christenmensch Recht bekommen. Die Rotte Korah habe einst die Erde verschlungen, aber solche Leute speie sie wieder aus.

Das war dem Bürgermeister doch zu stark und er forderte die Richter auf, den Frechen festnehmen zu lassen. Was tut unser Schneider. Er wirft seinen Mantel auf den Boden, stellt sich darauf und bot Trotz allen, die ihn als Frankfurter Bürger auf seinem Eigentum angreifen wollten. Als aber die Stadtsoldaten Miene machten mit den Hellebarden über das Eigentum zu stoßen, hielt es der tapfere Schneider für geraten, herunter zu gehen. Er spazierte, ob seiner vorwitzigen Reden, vom 20. Mai bis nach Pfingsten 1698 in den Bornheimerturm, wo er darüber nachdenken konnte, wie es den Leuten ergeht, die unbequeme Wahrheiten in die Welt posaunen. Man verzichtete darauf, ihm den Prozeß zu machen, da jeder gesehen, daß er solche Reden in arger Trunkenheit geführt.

IX.

Der Schuster im Backofen.

Eine ähnliche Geschichte passierte einem Schuster zu Nieder-Ursel, einem Dorfe, das zur einen Hälfte dem Grafen von Solms, zur anderen Hälfte der Stadt Frankfurt gehörte. Dort befand sich am Ende ein Wirtshaus, das mit der Hofreite auf Frankfurter Gebiet lag, und ein angebauter alter Backofen stand auf gräflich solmsischen Territorio, weil es so der Zufall wollte. Nun hatte eines Abends ein solmsischer Untertan, seines Zeichens ein Schuster, auf der Wirtsbank ein gewaltiges Mundwerk über den Rat und die Bürger der freien Reichsstadt Frankfurt.

Der Gemeindediener hörte des Schusters böse Worte und ging hinein um Feierabend zu bieten, aber da wurde erst Meister Knierim recht wild, so daß er hart angefaßt und ins Spritzenhaus gesperrt werden sollte. Im Hofe riß er sich los und schlupfte in den zerfallenen Backofen, aber der Gemeindediener hatte ihn bei den Beinen gefaßt, sodaß der Schuster halb im Solmsischen, halb im Frankfurtischen lag. Da erhob er ein gewaltig Geschrei, der Ofen stände auf des Grafen Grund und Eigentum und ein Frankfurter dürfe ihn nicht halten, sonst gehe er zum Amtmann. Aber der Gemeindediener ließ sich durch dergleichen Drohungen nicht irre machen, sondern meinte: „Du hast da ganz Recht, Du bist auf Solmser Grund, soweit Du im Backofen bist, aber der Teil der auf meiner Herren Boden ist, soll wegen Deiner Lästerrede seine Strafe haben.“ Dabei nahm er seinen Stecken und zählte dem Schuster fünfundzwanzig auf den Hosenboden, daß nur so die Funken blitzten, und dieser Hülfe und Mordio schrie, dann lies er ihn los. Seit dieser Zeit führte der Schuster imFrankfurter Gebiet keine Reden mehr und wenn er den Gemeindediener sah, zog er vor ihm die Kappe ab und ging ihm aus dem Weg.

* *
*

Zum Schlusse dieser abwechslungsreichen Sammlung, deren Inhalt dich, lieber Leser, hoffentlich befriedigt hat, seien noch drei Geschichten von Karl Enslin angeführt.

X.

Der letzte Krönungsbeutel.

Die Krönung des letzten deutschen Kaisers fand statt am 14. Juli 1792.

Als nun die Münzen unter die sich darum balgende und raufende Menge ausgestreut waren, flogen auch zuletzt der Beutel, worin sie enthalten gewesen, durch die Luft, zwischen die Menschenköpfe und gerade einem Bäckergesellen auf die Brust.

Und so entstand denn ein grimmiger Kampf in welchem dem Bäckergesellen der Beutel entrissen werden sollte; aber der Beutelbesitzer war stark und suchte seine herrliche Beute mannhaft zu behaupten. So wälzte sich der um den Beutel kämpfende Haufe über den Römerberg in eine andere Gasse, woselbst ein Bürger Wache stand. Dieser, als ein Schützer der Ruhe und Ordnung, wußte nicht, um welchen Kampfpreis es sich hier handle, glaubte vielleicht, mit ganz gemeinen Verbrechern und Ruhestörern hier zu tun zu haben, schlug blindlings mit dem Gewehrkolben in den Menschenknäuel und traf gerade den immer noch den Beutel besitzenden Bäckergesellen auf den Kopf. Schwer verwundet und bewußtlos sank der Arme nieder und wurde ins Spital gebracht.

Den Beutel hatten sie ihm weggerissen, hatten sich gegenseitig, noch lange fortkämpfend denselben aus den Händen gezerrt, bis endlich die Sache ein Ende nahm und einer die Beutelbeute davontrug.

Aber das ehrsame Bäckerhandwerk ließ es nicht dabei. Durch richterliche Entscheidung wurde der

Beutel den Bäckern zuerkannt und da man wußte, wer ihn hatte, so bekamen sie ihn auch.

Als kostbares Besitztum ward er nun in der Gesellenlade aufbewahrt; bei Gesellengeboten und wenn ein Geselle zum Meister gemacht wurde, legte man den Beutel auf den Deckel der aufgeschlagenen Lade, gleich einem Heiligtume, das an den Ernst und die Feierlichkeit des Augenblickes mahnt. Der Bäckergeselle ward bald wieder gesund und ward fernerhin scherzweise genannt „das Krönungsköpchen". Dieser Krönungsbeutel befindet sich jetzt in der städtischen Altertumssammlung.

XI.

Der Türkenschuß.

Ein junger Florentiner Paolo war nach Algier in die Sklaverei geraten und mußte die Gärten des Beys hüten. Dort lernte er Clara Pulci, ein Christensklavin kennen und erfuhr, daß diese die Zofe der Tochter des Beys sei und es ihr gelungen wäre, Subeida, so hieß die Prinzessin, heimlich zum Christentum zu bekehren. Diese warte nur auf die Gelegenheit, bis ihr jemand die Hand biete, um aus dem Reich des Halbmonds in das Land der Christen zu entfliehen. Sofort bot sich Paolo an, zumal er erfahren hatte, daß die Prinzessin das schönste Mädchen von Algier sei und diese Flucht auch ihn der goldenen Freiheit zuführen würde. Bereits der andere Morgen wurde zur Ausführung des Werkes bestimmt.

Nun bat an demſelben Tage ein Günſtling des Beys, Dhul Makan um die Hand Subeidas und erhielt ſofort von dem Vater die Einwilligung. Subeida aber weigerte ſich den verhaßten Dhul Makan zu heiraten aber der Bey teilte ihr kurz mit, daß er ſie in einem Sack ins Meer werfen laſſe, wenn ſie ſeinen Willen nicht erfülle. Dieſe Drohung trieb zur Eile und am früheſten Morgen des anderen Tages befanden ſich Subeida, Clara und Paolo mit einigen treuen Sklaven in einer Barke und ſegelten der Küſte Spaniens zu. Da bemerkte Paolo zu ſeinem Schrecken am fernen Horizonte ein Schiff mit dunkeln Segel, das ihn verfolgte, das Fahrzeug des grimmen Dhul Makan.

Glücklich erreichten die Flüchtigen Gibraltar, wo ſich Subeida taufen ließ und flohen von dort zu Paolis Vaterſtadt Florenz. Dort hörte Paolo, daß ſein Vater der reiche Handelsherr Diego Laska mit ſeinen Waren nach Frankfurt zur Meſſe gereiſt ſei.

Sie reiſten ihm nach und kamen auch bald in der freien Reichsſtadt Frankfurt an, wo ſie auf der Zeil in dem Gaſthaus zur Roſe abſtiegen. Alsbald eilten ſie in die Meſſe um den Vater Paolos zu ſuchen. Sie fanden ihn in der Römerhalle, als er gerade über ſeinen verlorenen Sohn weinte.

Alle umarmten ſich und der gute Vater willigte ſogleich in die Heirat der beiden. Dieſe ging denn auch ſchon am anderen Tage vor ſich und in dem Gaſthaus zur Roſe ward mit großem Glanze das Hochzeitsfeſt gefeiert, das bis zum ſpäten Abend dauerte.

Dhul Makan aber war den Flüchtigen nachgereist und hatte in dem gegenüberliegenden Hause auf der Zeil Wohnung genommen. Am frühesten Morgen stand Dhul Makan auf und stellte sich ans Fenster und sang ein sehnsüchtiges Lied, das Paolo immer in der Sklaverei gesungen hatte. Als die Neuvermählten die Melodie hörten, öffneten sie das Fenster und mit Schrecken zeigte die junge Frau auf das gegenüberstehende Haus, an dessen Fenster Dhul Makan in reichstem Schmucke stand, eben fertig mit Singen war und in der Hand schon die Pistole hatte, die nur noch auf den Druck des Fingers wartete.

Angstvoll sank die junge Frau in die Arme ihres Gatten. Das kam dem fürchterlichen Dhul Makan gerade recht, er zielte, traf beide mit einem einzigen Schuß und beide sanken sogleich lautlos in die Arme des Todes.

Bald sah man einen Fremden hohen Standes mit Mantel, Federhut und Degen aus Frankfurts Tore reiten, der an der Sachsenhäuser Warte noch einmal zurückblickte, froh über die gelungene Rache war und schnurstraks von Sachsenhausen nach Algier eilte.

Die Kunde davon war schnell in der Stadt bekannt und füllte sie mit Leid.

Das Haus aber, der Rose gegenüber, am Eck der Hasengasse ward seit dem herben Unglückstag „zum Türkenschuß“ geheißen.

Der Besitzer desselben, ließ das Bild Dhul Makans mit der gespannten Pistole aushauen und

ſtellte es an die Ecke des Hauſes im erſten Stockwerk aus.

Dieſe Wohnung ſank nach Jahren
An des Neubaus Vorderſeite
Hielt aus dunklem Blech ein Türke
Die Piſtole hin ins Weite.
Ein Palaſt entſtieg dem Haus jüngſt
Reich erneut des Grundes Schoße
Und des Türken Standbild zielet
Finſter nieder auf die Roſe.

XII.

Die Turmkrone.

Der 90 Meter hohe Turm, der Pfarrturm, iſt weithin ſichtbar über die ganze Landſchaft erhaben und gibt der Stadt von weitem ihr beſtimmtes Ausſehen und eigentümliches Gepräge.

Er iſt gleich anderen Münſtern in gotiſchem Stil erbaut, jedoch auch gleich anderen Münſtern nicht ausgebaut. Er hatte eine Spitze bekommen ſollen, wie der Straßburger oder Freiburger Münſter, weshalb dieſes aber nicht geſchah, darüber gehen folgende Sagen.

Der Baumeiſter des Pfarrturms, und der Baumeiſter der Sachſenhäuſer Brücke wetteten mit einander um eine hohe Summe, wer ſein Bauwerk zuerſt fertig bringe. Der Brückenmeiſter aber war fertig, als der Turmbaumeiſter erſt ſoweit angelangt war, wie der Turm gegenwärtig (bis 1867) in die Höhe ragt. Da nun der Turmbaumeiſter nicht ſo

viel Geld hatte, die verlorene Wette zu bezahlen, stürzte er sich aus Verzweiflung und Scham vom Turme herunter, woraufhin dieser nicht mehr fertig gebaut werden konnte. Gleich einer runden, fest über den Kopf gezogenen Kappe oder auch gleich einem einfachen Helm, ist die obere Turmkuppel anzusehen, so daß man fast an die Hirnschale des heiligen Bartholomäus erinnert wird, dem zu Ehren dem Turm die runde Kappe aufgesetzt sein möchte.

Obwohl Maximilian der erste deutsche Kaiser war, welcher 1562 in Frankfurt gekrönt wurde, so sagt man doch, daß man mit dem Bau einaehalten habe, in der Vorahnung der hohen Bestimmung dieser Kirche.

Anstatt der spitzen, schlanken Schlußpyramide, setzte man dem massigen Turmkoloß die Kaiserkappe des heiligen römisch-deutschen Reichs auf, die man auch 1806 nicht heruntergenommen hat, als das deutsche Reich zusammenbrach. Erst im Jahre 1848, in dem es etwas lebhaft herging im deutschen Reich und namentlich in der freien Stadt Frankfurt am Main, ward der alten Krönungskirche eine Schlußpyramide gegönnt, aber nicht der gotische Aufsatz, der ihr Anno dazumal zugedacht war, sondern eine Pyramide im allermodernsten Sinne.

Auf die Domkappe wurde nämlich eine riesige gläserne Laterne gesetzt, worin mehrere Menschen

---

NB. Dem Plane lagen allerdings zwei Entwürfe zu Grunde. Der eine mit gothischer Pyramide, wie beim Straßburger oder Freiburger Münster, der andere mit Kuppel und Schlußpyramide. Bekanntlich wurde der Turm nach dem Dombrande, 14.—15. August 1867 nach letzterem ausgebaut. Näheres siehe Seite 35.

Platz hatten, und die dazu bestimmt war, bei Aufruhr, Krawall oder dergleichen Feuersignale in die Ferne zu geben. In der Taufe erhielt sie den Namen: „Reichslaterne“.

Geschichten.

Die Kronberger Schlacht.

(14. Mai 1389 zwischen Eschborn und Braunheim).

Der sogenannte Städtekrieg, den der Städtebund gegen die Uebermacht des räuberischen Adels führte, nahm für das freie Bürgertum einen unglücklichen Ausgang. In den Entscheidungsschlachten bei Döffingen und Oppenheim hatten Frankfurter Hülfstruppen gekämpft, die Folge war jetzt, daß die Ritter von Kronberg und die von Reifenberg am 8. Januar 1389 der Stadt die Fehde ansagten. Flüchtlinge aus den rheinischen Städten erhitzten die Rachsucht der Bürger und ließen das Feuer zum Ausbruch kommen. Die Bürger schritten zum Angriff und zogen am 14. Mai 1389 zweitausend Mann stark aus den schützenden Mauern, um mit ihren Feinden abzurechnen. Der Schultheiß Winter von Wasen führte das Stadtbanner und die Reisigen an, Hauptmann Rule von Sweinheim war zweiter im Kommando; Ritter Philipp Breder befehligte das Fußvolk. Nach der rohen Sitte der Zeit fing der Tag mit Sengen und Brennen an. Alles feindliche Eigentum wurde zerstört, Dörfer und Höfe gingen in Flammen auf, die Einwohner wurden mit Stricken gebunden, als Gefangene nach-

geschleppt, und das Vieh wurde weggetrieben. Der Reichtum der Kronenberger, ihr Wald, wurde geschält und mit Feuer zugrunde zu richten gesucht, die Ritter eilten mit ihren Mannen herbei, entgingen aber nur mit Not der Vernichtung. Gegen Mittag traten die Frankfurter mit reicher Beute und Gefangenen den Heimweg an. Zwischen Eschborn und Praunheim wurden sie von den Rittern, die schnell von den benachbarten Burgen Hülfstruppen erhalten hatten, zur Schlacht gestellt. Mit gefällten Spießen schreitet die lebendige Mauer des Frankfurter Fußvolks vor, von den Flügeln stürzt sich die Reiterei auf die feindliche Flanke, die Reihen der Ritter kommen ins Wanken, als mit Hörnerschall und Schlachtgeschrei 900 Mann, der Zuzug des Pfalzgrafen und der Herren von Hanau sich auf die Städter stürzen. Vom Weine erhitzt, von Staub und Sonne geblendet, lösen sich die Reihen des einen Flügels der Frankfurter auf und suchen Schutz bei dem Zentrum, das den Angriff aushält. Da ertönt hinter ihrer Stellung lautes Geschrei. Die Gefangenen haben sich befreit, die Bedeckung überwältigt und stürzen den Bürgern in den Rücken. Ein furchtbarer Kampf beginnt. Das stolze Heer der Frankfurter wird vernichtet. Hundert Bürger bedecken das Schlachtfeld, sechshundert ein und zwanzig, darunter die Führer, wurden gefangen genommen, Waffen und Rüstwagen, auch das Stadtbanner fallen in die Hände der Feinde. Die Zahl der Verwundeten ist unbekannt, muß aber sehr bedeutend gewesen sein. Der Rat mußte nach dieser Niederlage für die Freiheit seiner Mitbürger die für die damaligen Verhältnisse ungeheuere Summe von 71 000

Goldgulden in sechs Terminen bezahlen. Frankfurt! Frankfurt, gedenke dieser Schlacht! ruft der Verfasser der Limburger Chronik. Hundert Jahre brauchte die Stadt, um sich von diesem Schlage zu erholen. Das verlorene Stadtbanner soll einen schwarzen Adler auf rotem Felde gezeigt haben, seit dieser Zeit soll er zu einem weißen Adler in rotem Feld umgewandelt worden sein, das Schlachtfeld führt aber heute noch den Namen das „Streit- oder Haderfeld". Ein im Besitze der städtischen Gemäldesammlung befindliches altes Bild stellt die Schlacht dar und trägt folgende Verse: (das Bild soll früher auf der Burg zu Kronberg gehängt haben).

Als man zahlt 1389 Jahr
Den 12. May das ist wahr
Da die Herren mit den Städten
Ein Tag zu Egra halten thäten
Von den Konigen des Kriegs wegen
Wie der im besten hinzulegen
Zu solcher Zeit Frankfurt die Stadt
Nicht wenig sich gerüstet hat
Zwey tausend stark zu Fuß zu Roß
Mit Wagen, Wehren und Geschoß
Die Edlen von Cronberg mit Gewalt
Zu überziehen und dämpfen bald
Samt andern Feinden und Helfern mehr
Zogen also fort mit ihrem Heer
Etlich Höfe und Dörfer sie da verbrannten
Die Bäum im Wald für Muthwill schälten
Als die von Cronberg dies vernommen
Sie sich darauf nicht lang besonnen
Und boten bald dem Feind die Spitz

Doch gerieth's nicht wohl in erſter Hitz
Denn die von Frankfurt gar ſtark waren
Und wollten mit Sieg wieder heim fahren
So kommt der Pfalzgraf Horſt zur Hand
Der zu Oppenheim war herzu gerannt
Wohl mit anderthalb Hundert Gläuen
Auch Heerhörnern und ein groß Gethön
Schlugen ſämtlich in die Frankfurter frey
Schlugens in die Flucht mit groß Geſchrey
Wiewohl der Frankfurter doch mehr war
Denn der ganz Cronbergiſchen Schaar
Der Zeit bleibt todt gar bald und geſchwind
Manch Frankfurter lieber Mutter Kind
Sechshundert wurden gefangen
Zu Cronberg geführt zu Handen
Alſo der Frankfurter beſte Macht
Hernieder lag in dieſer Schlacht.

Die Fettmilchſäule.

Auf dem Frankfurter Brückenturm waren oben an der Weſtſeite auf einer mit vier Spitzen verſehenen eiſernen Stange die vier Schädel der Aufrührer Vinzenz Fettmilch, Konrad Schopp, Konrad Gerngroß und Georg Ebel aufgeſteckt, von denen Goethe noch einen Schädel bewundern konnte, der jedenfalls erſt bei dem Abbruch des Turmes im Jahre 1801 verſchwand. Der Grund der Unruhen von 1614 war kein ungerechtfertigter, denn Frankfurt wurde förmlich von den hochmütigen Geſchlechtern regiert; eine

namenlose Verderbnis war in der verlotterten Stadtverwaltung eingerissen, das „Noli me tangere" des Stadtseckels war geleert, und die übliche Vettern- und Günstlingswirtschaft stand in hoher Blüte, dazu kamen noch die politischen und religiösen Gährungserscheinungen, welche den großen Krieg vorbereiteten, der dreißig Jahre lang Deutschland verheerte. So hielt man nach der Krönung des Kaisers Mathias, 1612, den Bürgern den Einblick in die kaiserlichen Privilegien vor, bis der Rat durch die drohende Haltung der Zünfte gezwungen wurde, diese Privilegien vorzulegen. Man schloß darauf den Bürgervertrag vom 24. Dezember 1612, der die Forderungen der Bürgerschaft durch Besetzung weiterer 18 Ratstellen genügend berücksichtigte. Aber die Zünfte stellten noch weitergehende Forderungen und setzten durch die geschickte Wühlarbeit ihrer Führer, welche auf persönlichen Vorteil hinarbeiteten, ihren Widerstand fort; es herrschte die Schwüle vor dem Gewitter, bis im Frühjahr 1614 der Sturm losbrach. Die Seelen der Bewegung waren der Lebküchler Vinzenz Fettmilch, der Schneider Konrad Schopp und der Schreiner Konrad Gerngroß. Fettmilch drang mit seinem Anhang, zu dem namentlich die bedrängten Reformierten und die stets unruhigen Sachsenhäuser gehörten, mehrfach in den Römer ein und beschimpften die Behörden; am Donnerstag, den 5. Mai, wurden die Ratsmitglieder bei starker Heizung im Römer bis Samstag, den 8. Mai gefangen gehalten, um sie zur Abdankung zu nötigen. Besonders gegen die Juden richtete sich der Zorn der Empörer. Erstere sahen mit Schrecken dem 25. Auguft, als dem Er-

innerungstag der Zerstörung Jerusalems entgegen; denn Fettmilch hatte ihnen den Schutz aufgesagt. Drei Tage vorher wurde die Judengasse gestürmt, geplündert und ihre Insassen auf dem alten Judenfriedhofe gefangen gehalten. Am 23. August wurden sie zu Schiff gebracht und aus der Stadt entfernt. Fettmilch ließ sogar die kaiserlichen Subdelegierten verhaften und zwang ihnen eine Unschuldserklärung für die Plünderer ab. Die besonnenen Bürger, die sich ihm nicht anschließen wollten, wurden hart bedrängt; der Pöbel hatte die Herrschaft an sich gerissen. Dieser offene Aufruhr machte ein kaiserliches Einschreiten nötig. Am 28. September 1614 erschien ein Herold, um die Reichsacht über den Lebküchler Vinzenz Fettmilch, den Schreiner Konrad Gerngroß und den Schneider Konrad Schopp zu verkündigen, am folgenden Tage verlangten die beiden kaiserlichen Kommissare, der Kurfürst Joh. Schweickhard von Mainz und Landgraf Ludwig von Hessen-Darmstadt die Auslieferung der Geächteten. Niemand getraute sich zum Vollstrecker des kaiserlichen Willens zu machen, bis eine weitere Aufforderung der Bürgerschaft eine Frist von acht Tagen oder eine Exekution in Aussicht stellte. Gerngroß stellte sich freiwillig, die meisten Zünfte fielen aus Furcht ab, aber Fettmilch mit seinem Anhang schien es auf Gewalt ankommen zu lassen. Da entstand zur Zeit der höchsten Not der Stadt ein Retter in der Person des Zeugherrn Johann Martin Baur. Am 27. November trat der unerschrockene Mann mit dem Profoß und einigen Söldnern in Theobald Strauchs Wirtschaft „Zum großen Christoph“ in der Geln-

häuſergaſſe ein, wo Fettmilch gerade beim Mittagsmahl ſaß. Baur eilte mit Ausſetzung ſeines eigenen Lebens auf den Ueberraſchten zu, umklammerte ihn mit beiden Armen und nahm ihn gefangen. Sein Anhang ſetzte ſich mit Dolch und Feuerwaffen verzweifelt zur Wehr, wobei der Profoß tödlich, einige Söldner leicht verwundet wurden; wie durch ein Wunder blieb der tapfere Zeugherr in dem Kampfe unverſehrt. Dann wurden die Gefangenen auf den nahen Bornheimer Turm gebracht. Aber man hatte die Volkstümlichkeit Fettmilchs unterſchätzt. Fettmilch rief vom Turme, man ſolle ihn nicht ſtecken laſſen. Darauf ſtürmen Handwerksburſchen das Gefängnis und führen den Befreiten im Triumph nach ſeinem Hauſe in der Töngesgaſſe. Auf ſeinen Gevatter Johann Adolf Cantor, der ihn gütlich überreden wollte, drückte er ſeine Piſtole ab, zum Glück ohne zu treffen. Alles deutete darauf hin, daß Fettmilch nur der Gewalt weichen wollte, er verbarrikatierte ſein Haus, beſetzte die Fenſter mit ſeinen bewaffneten Anhängern und pflanzte vor der Treppe einen geladenen Mörſer auf, außerdem ließ er ausſprengen, daß er im Beſitze von zwei Tonnen Pulver ſei, die er auffliegen laſſe. Baur aber ließ ſich durch Drohungen nicht einſchüchtern, ſondern rief am folgenden Tage, einem Montag, die Bürger zu den Waffen, ließ die Tore ſchließen, die Straßen mit Ketten ſperren und zog dann vom Römer aus mit den bewaffneten Zünften und Söldnern durch die Schnurgaſſe und den Trieriſchen Hof zu Fettmilchs Haus. Die Inſaſſen wurden vergeblich zur Uebergabe aufgefordert, ſtatt deſſen ſetzte man ſich in Verteidigungsbereit-

schaft. Jetzt ließ Baur angreifen, die Zimmerleute erhielten Befehl, die Pfosten einzuschlagen, die Söldner begannen aus dem Zeughause Geschütz zu holen, mehr aber noch bewirkten einige Flintenschüsse zweier Bürger. Fettmilch und die Seinen übergaben sich ohne Bedingung und wurden auf den Katharinenturm in Haft gebracht. Fettmilchs Weib und Kinder führte man ins Spital und verwies sie der Stadt. Den Hauptanführer, sowie den Schneider Konrad Schopp brachte man am nächsten Freitag unter starker Bedeckung nach dem Gutleuthof, wo sie von dem Schultheißen von Schwanheim*) in Empfang genommen und nach der Festung Rüsselsheim verbracht wurden. Die Untersuchung dauerte bis 1616 und endete mit sieben Todesurteilen gegen die Anführer und einer Anzahl anderer Strafen.

Am 27. Februar spannte man, nachdem tags zuvor die Bürgerschaft zur Ruhe ermahnt war, auf dem Roßmarkt ein großes, schwarzes Tuch, schlug Schranken auf und errichtete drei Bühnen, eine rechts für den Rat, eine links für die Zunftmeister und die mittlere für die Verurteilten. Die Zugangsstraßen waren durch Pfähle mit dem kaiserlichen Adler und der Inschrift „Reichsfreiheit" gekennzeichnet.

Am 27. Februar spannte man, nachdem tags zuwurde die Exekution vorgenommen. Wälle, Werke und Zeughäuser wurden mit Bürgerkompagnien und Söldnern besetzt, letztere standen auf dem Roßmarkt mit brennenden Lunten in doppelter Reihe und führten acht Geschütze bei sich. Zwischen

*) Brief Bauers an Hieronymus Dreuteln, dat. 3. X. 1614.

sieben und acht Uhr trafen die Gefangenen unter der militärischen Bedeckung von 200 Reitern und 2000 Fußgängern ein. Schwer gefesselt, auf vier Karren geladen, wurden sie durch das Galgentor zu dem Blutgerüst gefahren, wo sie abstiegen, um in der Maternuskapelle den letzten geistlichen Trost zu empfangen; dann folgte die Strafe der weltlichen Richter. Den drei Haupträdelsführern, Fettmilch, Schopp und Gerngroß wurden zuerst die beiden Finger der rechten Hand, womit sie einst den Bürgereid geleistet, abgeschlagen, dann wurden sie sitzend enthauptet, und die Körper durch eine Falltüre unter das Gerüst geworfen. Darauf wurden der Seidenfärber Georg Ebel, der Schneider Hermann Geiß, der Seiler Hermann Wolf und das einstige Mitglied des neuen Rats, Johann Adolf Cantor, enthauptet; neun Anhänger der Revolte wurden von dem Henker aus der Stadt gepeitscht und dreiundzwanzig verbannt. Nach dieser Hinrichtung wurden die vertriebenen Juden durch ein Fähnlein Fußvolk bei Trommelklang und Pfeifenton durch das Galgentor an der Richtstätte vorbei in ihre Gasse geführt und an deren Tore der kaiserliche Adler mit der Inschrift: „Röm. Kayserl. Majest. und des Heil. Reichs Schutz", auf drei Blechplatten gemalt, angeschlagen; dann verließen die fremden Kriegsvölker die Stadt. Jetzt vollendete der Scharfrichter sein blutiges Werk. Der Leichnam Fettmilchs wurde nach dem Rabenstein gebracht, dort auf einen Tisch gelegt und geviertteilt. Diese vier Teile wurden in den vier Himmelsrichtungen, am Rabenstein, am Röderhof, an der Friedbergergasse und an der Quirinspforte angebracht.

Dann wurden in der Reihenfolge von West nach Ost am Brückenturme auf einer Eisenstange mit vier Spitzen die abgeschlagenen Köpfe Ebels, Fettmilchs, Schopps und des Gerngroß zum ewigen Exempel für Landfriedensbrecher aufgesteckt und ein kaiserlicher Adler dabei angebracht. Damit aber Fettmilchs Frevel der Nachwelt erhalten bleiben solle, wurde dessen Haus in der Töngesgasse nach den üblichen drei Schwertschlägen dem Erdboden gleich gemacht und auf dem freien Platze eine Schandsäule, die Fettmilchsäule, errichtet. Sie zeigte auf einem dreifach gegliederten Unterbau einen mit einer Kugel abgeschlossenen Obelisken. Dieser Unterbau trug eine lateinische Inschrift, die den Verlauf des Aufruhrs schilderte und eine deutsche, welche die Strafe mitteilte. Erstere hieß: Vincentius Fettmilch Dulciarius Triubunus falsa spe litteris et sigillis seditiose motis, magistratu mutato judaeis publicatis Principum Commissariorum Legatis derisis ipsaque Caesarea proscriptione occupato commeatu ac propugnaculis pertinaciter spreta, cum bonos in summam non semel trepidationem tam sponte quam corruptus adduxisset, priedie Calend. Mart. MDCXVI digitis perjuris capiteque ad pontem a Turri porrecto, plexus, corpore vero de quatuor furcis in diversas Vias publicas suspenso, conjugi, Liberisque Exilium sibi Domus dejectae loco cippum hunc infamen promuerit. Sempiternae Rebellionis memoriae.

Die deutsche Inschrift lautete:

Daß dieser Platz bleibt öd und wüst,
Dran Vincentz Fettmilch schuldig ist,

Welcher diß Stadt drey gantzer Jahr
Gebracht hat in manch groß Gefahr
Deſſen er endlich hat darvon
Getragen dieſen böſen Lohn,
Daß er endlich an der Richt-Statt
Sein zwey Finger verlohren hat.
Hernach den Kopf geviertheilt drauf
Und die vier Theil gehenckt auff
An den vier Straßen dieſer Stadt
Den Kopf man auffgeſtecket hat.
Am Brücken Thurm auch Weib und Kind
Ewig des Lands verwieſen ſind,
Das Hauß geſchleifft das ich alhier
Zur treuen Warnung ſtehe dir:
XXVIII. Febr. MDCXVI.

Bei dem großen Chriſtenbrande vom 26. Juni 1719, der bald das ganze Stadtviertel einäſcherte, wurde der Obelisk nebſt Inſchrift durch eine niederſtürzende Mauer zerſtört. Der Stumpf blieb ſtehen, obwohl die Bürger an ſeiner Stelle einen Brunnen errichten wollten. Da das Denkmal laut Kaiſerlichem Willen auf ewige Zeiten errichtet ſei, wurde der Brunnen daneben geſtellt. Erſt 1878 wurde der Platz verbaut, an ſeiner Stelle ſteht das Haus Töngesgaſſe No. 32.

Am 23. September 1707 ſtürzte der erſte Schädel herab, wurde aber von dem Scharfrichter mit Draht zuſammengeheftet und wieder angebracht. Am 1. Sept. 1717 fiel der zweite und zerſchellte zu kleinen Stücken, im Laufe der Jahre zerbröckelten die beiden anderen bis auf den Fettmilchs, der erſt bei

der Niederlegung des Turms 1801, wie bereits erwähnt, abhanden kam.

Dem wackeren Zeugherrn Joh. Martin Baur, der die Stadt durch sein unerschrockenes Eingreifen von der kaiserlichen Ungnade rettete, wurde vom Rate zum Dank ein silberner Becher im Werte von 100 Reichstaler mit 100 Goldgulden verehrt, von Seiten der beiden Kommissäre ihre beiden Brustbilder in goldenen Medaillen. Nachdem er am 1. Mai 1615 zum jüngeren Bürgermeister erwählt worden war, ernannte ihn der Kaiser Matthias zum Stadtschultheißen von Frankfurt. Laut Diplom wurde Baur nebst seinen beiden Brüdern in den Adelstand erhoben als „Baur von Eyssenеck." Sein Wappen zeigt drei weiße Lilien auf schräglaufendem blauem Band in gelbem Grunde, als Helmzier einen Löwen mit zwei Lilien. Im Jahre 1622 wurde die Familie in das Haus Limpurg aufgenommen, dem sie heute noch angehört. Baur von Eyssenеck starb 1634 und wurde in der Katharinenkirche vor der Kanzel beigesetzt.

Die wohltätige Folge dieser Unruhen war eine am 25. Oktober 1614 vom Kriegszeugamt herausgegebene „Der Statt Frankfurt am Mayn Quartier-Ordnung", welche die seitherige Einteilung der Bürgerwehr in Zünfte aufhob, um die staatsgefährlichen Sonderinteressen der Handwerker lahm zu legen. Man bildete aus den waffenfähigen Bürgern eines jeden Quartiers eine Kompagnie, die sogenannten Quartierkompagnien unter dem Quartier- oder Bürgerkapitän, einem Leutnant, Fähnrich und den Rottmeistern. Je zehn Häuser oder Personen, die nahe bei

einander wohnen, bildeten unter ihrem Rottmeister eine Rotte. Die Verordnung gibt genaue Vorschriften über die Pflichten dieser Bürgerwehr bei Aufläufen, friedbrüchiger Gewalttat und dergleichen. „Im fall es auch das Ansehen haben möchte, daß es zu einem gemeinen Ufflauff kommen wollte: Als denn und eher nicht soll der Capitain, jedoch jederzeit mit vorwissen eines der Herrn Burgermeister die Trummel durch sein Quartier schlagen, der Fendrich sein Fändlein sehen lassen und durch die Befehlchhaber und Rottmeister alle und jede in solchem Quartier vorhandene Rotten in guter Ordnung leicht allein beysammen halten, sondern auch dem nahesten Quartier solches eheſt zu wissen machen." Diese Einteilung des Bürgermilitärs in zwölf Quartierkompagnien bestand bis 1812, wo der Großherzog von Frankfurt Carl von Dalberg, die 180 Jahre alte, gut bewährte Einrichtung in die „Großherzogliche Nationalgarde der Stadt Frankfurt" umwandelte.

Die goldene Bulle.

Der Besitz der „Goldenen Bulle" jenes ersten Reichsgrundgesetzes Kaiser Karls IV. machte die freie Reichsstadt Frankfurt weit und breit berühmt. Diese Schöpfung des feinen Diplomaten auf dem Thron regelt genau die Wahl und Krönung in ihren Einzelheiten, sowie die Rechte und Pflichten der Kurfürsten; sie handelt vom Geleit, vom Landfrieden und inneren Angelegenheiten, die bisher stets zu Irr-

tümern und Streitigkeiten Anlaß gaben. Am wichtigsten ist für Frankfurt § 21 des ersten Kapitels; er bestimmt, daß nach dem Ableben eines Kaisers oder Königs der Erzbischof von Mainz als Reichskanzler den andern Kurfürsten deren Mitteilung zu machen habe. Sie sollten dann innerhalb dreier Monate in der oftgenannten Stadt Frankfurt zusammen kommen, um einen König zum künftigen Kaiser zu wählen. Die Abstimmung erfolgte nach Mehrzahl der Stimmen, die verderblichen Doppelwahlen wurden beseitigt; denn Karl hatte bei seinem tapferen Gegner Günther von Schwarzburg kennen gelernt, wie schwer es war, um eine Kaiserkrone zu kämpfen. Auch wurde der päpstliche Einfluß eingeschränkt, der dem Kaiser den Weg zum Thron geebnet hatte. Durch diese und andere Bestimmungen war Frankfurt nicht mehr wie seit 1147 zur herkömmlichen, sondern durch die Schöpfung seines ehemaligen Gegners zur gesetzlichen Wahlstadt des Reiches erklärt, bis zu dessen Auflösung am 6. August 1806. Die wichtige Sammlung dieser Reichsgrundgesetze wurde 1356 auf den Reichstagen zu Nürnberg und Metz beraten und nach ihrem Verfasser zuerst „Karolina“ geheißen. Bald aber mußte diese Bezeichnung der volkstümlichen Benennung „Goldene Bulle“ weichen, welche von der großen aus Goldblech geprägten Kapsel (bulla) mit dem kaiserlichen Majestätssiegel hergeleitet wurde. Das Frankfurter Exemplar ließ sich der Rat in der kaiserlichen Kanzlei 1366 zehn Jahre nach der Verkündung anfertigen. Siegfried von Paradies vermittelte das Geschäft mit einem Kostenaufwand von 800 Goldgulden. Diese Frankfurter Anfertigung

wurde vielfach für das Original gehalten, obwohl sich noch mehrere Abschriften in dem Besitze der Kurfürsten befanden, welche kleinere Abweichungen enthielten. So soll die Kurmainzische und die Böhmische Abschrift sich in Wien, die Kurkölnische in Darmstadt, die Kurtrierische in Stuttgart, die Kurpfälzische und Nürnberger sich in München befinden. Die Frankfurter „Goldene Bulle" ist ein Buch mit 44 wohlerhaltenen Pergamentblättern in Quartformat. Der lateinische Text besteht aus 21 Kapiteln, während die zahlreichen Abdrücke eine Einteilung von dreißig Kapiteln zeigen; letztere ist die allgemein übliche. Die Schrift selbst ist deutlich und gut zu lesen. Nach einer kurzen Einleitung und dem Register gibt Blatt 3a—35a die Nürnberger, 35a bis 44a die Metzer Gesetze wieder. Das erste und letzte Blatt ist mit dem Einband zusammengebunden, der ursprünglich aus rotem Kalbleder bestand, der aber durch die Jahrhunderte vergilbt ist. Vierundzwanzig gelbe Seidenfäden halten die Blätter zusammen und gehen in einer Schleife durch die „Goldene Bulle". Als in den Jahren 1642 und 1710 mehrere Seidenfäden durch ihr hohes Alter mürbe wurden und rissen, wurden sie im Beisein von zwei Notaren und vier Zeugen, des Stadtschultheißen, des älteren Bürgermeisters, eines Schöffen, zweier Syndici und zweier Abgeordneten der Kurfürsten von Mainz, als Reichserzkanzler, wieder erneut. Die berühmte Kapsel (aurea bulla) besteht aus zwei dünnen zusammengeschweißten Goldblechen, die mit Wachs ausgegossen sind. Die Vorderseite zeigt den Kaiser im Ornat, mit Krone, Szepter und Reichsapfel

auf einem Throne sitzend; zu beiden Seiten befindet sich je ein gothisches Schild, das eine mit dem einköpfigen Reichsadler, das andere mit dem zweischwänzigen Böhmischen Löwen. Die Unterschrifft des Siegels lautet: KAROLVS QVARTVS DIVINA FAVENTE CLEMENTIA ROMANORVM IMPERATOR SEMPER AVGVSTVS ET BOEMIAE REX. D. h. Karl der Vierte von Gottes Gnaden römischer Kaiser allezeit Mehrer des Reichs und König von Böhmen.

Die Rückseite des Siegels weist einen burgähnlichen Bau in romanischen Formen, der die Stadt Rom vorstellen soll. Das auf beiden Seiten von Gebäuden mit runden Türmen flankierte runde Eingangstor, hinter dem sich ein größeres Bauwerk erhebt, zeigt die Inschrift:

A V R
E A R
O M A

AVREA ROMA = Goldenes Rom und die Unterschrift ROMA CAPVT MVNDI REGIT ORBIS FRENA ROTVNDI zu deutsch: Rom, die Hauptstadt der Welt, regiert des Erdkreises Zügel. Die Buchstaben der beiden Umschriften sind in gothischen Typen ausgeführt.

Nach der goldenen Bulle sollte allerdings die freie Reichsstadt Aachen das Vorrecht der Kaiserkrönung haben, aber von 1562 ab wurden auch die Kaiserkrönungen in Frankfurt vorgenommen, obwohl Aachen jedesmal seine Rechte wahrte. Von den zwölf Kaisern, die seit 1562 in Frankfurt gekrönt wurden, machen nur drei, Rudolf II., Ferdinand III. und

Joseph I. eine Ausnahme. Die Urkunde selbst wurde in einem Kästchen aufbewahrt, das aus Schildpatt besteht mit dem Frankfurter Adler und Verzierungen aus Perlmuttereinlage geschmückt und inwendig mit gelbem Sammt gefüttert ist.

Wie ein Heiligtum wurde das wertvolle Schriftstück in dem Archiv der Stadt behütet und als hervorragendste Sehenswürdigkeit nur fürstlichen Personen, vornehmen Fremden oder Leuten gezeigt, die über den bekannten goldenen Schlüssel verfügten, der alle Türen und somit auch die zur „Goldenen Bulle" aufschloß. Die kostbare Urkunde ist Eigentum des Archivs und in dem historischen Museum ausgestellt.

Die Aemter der Kurfürsten.

Der in den allgemein gebräuchlichen Abdrucken der Goldenen Bulle als Kapitel XXVII bezeichnete Abschnitt handelt von den Aemtern der Kurfürsten bei hochfeierlichen Gelegenheiten am Hofe des Kaisers oder des Königs. Namentlich bei einer Krönung mußte genau nach diesen Bestimmungen gehandelt werden. Die Paragraphen sind gekürzt wiedergegeben:

§ 1. Wenn der Kaiser oder König auf seinem kaiserlichen oder königlichen Stuhle sitzt, so hat der Herzog von Sachsen (Erz-Marschall) seines Amtes zu walten. Vor das Gebäude, in dem die Feierlichkeit stattfindet, ist ein Haufen Hafer zu legen, der

bis an die Brust des Pferdes geht, auf dem der Herzog reitet. Dieser Fürst trägt als Zeichen seines Amtes einen silbernen Stab und ein silbernes Maß, beide im Gewicht von zwölf Mark Silber. Der Herzog nimmt vom Pferd herab ein Maß Hafer und reicht es dem ersten Diener. Dann stößt er den Stab in den Hafer und reitet davon. Die Verpflichtung, den Hafer auszuteilen, übernimmt sein Unter-Marschall (Erb-Marschall), der Graf von Pappenheim, oder falls dieser fehlt, der Hofmarschall.

§ 2. Wenn der Kaiser oder König zu Tisch geht, sollen die drei geistlichen Kurfürsten als Erzbischöfe mit den weltlichen Kurfürsten und Prälaten am Tische stehen, den Segen sprechen und auf die herkömmliche Ordnung halten. Nach dieser feierlichen Handlung empfangen die drei geistlichen Kurfürsten von dem Kanzler des Hofes die kaiserlichen Insiegel und Zeichen. Die drei Kurfürsten tragen dann den silbernen Stab, an dem die Insiegel hängen, zu dem Kaiser (König) und legen ihn vor diesem auf den Tisch. Der Kaiser gibt ihnen die Siegel wieder und der Kanzler, durch dessen Kanzlei solches geschieht, hat bis nach Beendigung der Festlichkeit das große Insiegel am Halse zu tragen. Den Stab haben die drei geistlichen Kurfürsten gemeinschaftlich zu stellen, er soll zwölf Mark Silber im Gewicht haben.

§ 3. Dann kommt der Markgraf von Brandenburg, der Erzkämmerer, angeritten und trägt ein silbernes Becken mit Wasser in den Händen, im Gewicht von zwölf Mark Silber. Er überreicht dann dem römischen Kaiser oder König das Becken nebst

einer schönen Handzwehl (manutergium = Handtuch) zum Händewaschen.

§ 4. Der Pfalzgraf bei Rhein reitet vor und bringt vier silberne Schüsseln voll Essen in den Händen. Jede Schüssel soll drei Mark Silber im Gewicht haben. Er steigt dann vom Pferde und setzt das Essen vor dem Kaiser (König) auf den Tisch.

§ 5. Danach kommt der König von Böhmen, der Erz-Schenk, auf seinem Pferd und soll führen in seiner Hand einen silbernen Kopf (Pokal), der zwölf Mark Silber an Gewicht hat und gedeckt sei. Das Gefäß enthält Wein und Wasser gemischt. Dann steigt der König vom Pferd und reicht den Pokal dem Kaiser zum Trinken.

§ 6 regelt die Uebergabe der Zeichen weltlicher Kurfürsten an die Inhaber der Erbämter und deren Stellvertreter.

Das Kurfürsten-Kollegium zerfiel nach der Goldenen Bulle in folgende Aemter:

a) Die drei geistlichen Kurfürsten:
Kurmainz = Reichserzkanzler für Deutschland.
Kurtrier = Reichserzkanzler für Burgund.
Kurköln = Reichserzkanzler für Italien.

b) Die vier weltlichen Kurfürsten:
Kurböhmen = Reichserzschenk.
Kurpfalz = Reichserztruchseß.
Kursachsen = Reichserzmarschall.
Kurbrandenburg = Reichserzkämmerer.

Die Kurfürsten wurden mit Gerichtshoheit, Erblichkeit und Unteilbarkeit ihrer Gebiete und anderen Privilegien ausgestattet, welche der Einheit des Reiches einen Riegel vorlegten.

Durch die Reichsacht über Friedrich V. von der Pfalz, den Winterkönig, ging 1620 die pfälzische Kurwürde an Bayern über. Bei dem westfälischen Frieden erhielt dagegen Kurpfalz eine neue Kurwürde mit der Bestimmung, daß die bayerische an Kurpfalz bei Absterben der Thronlinie erblich sei. Mithin bestanden acht Kurfürsten mit Bayern als Erztruchseß, Kurpfalz als Reichserzschatzmeister. Als neunte Kurwürde trat unter Leopold I. 1692 Hannover in das Kollegium. Als in Bayern 1777 die jüngere wittelsbachische Linie mit Maximilian Josef ausstarb, ging der Thron nach dem Friedensschluß zu Teschen 1779, der dem bayerischen Erbfolgekrieg ein Ende machte, an den Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz, als Haupt der älteren wittelsbachischen Linie über; die Zahl der Kurfürsten betrug also wieder nur acht. Mit diesem Kollegium fanden die letzten Kaiserkrönungen 1790 und 1792 statt. Die nach dem Reichsdeputationshauptschluß 1803 geschaffenen Kurwürden hatten keinen Kaiser mehr zu wählen, da Franz II. am 6. August 1806 die deutsche Kaiserwürde niederlegte. Von den geistlichen Kurfürsten blieb der Kurfürst Karl von Dalberg als Kurerzkanzler übrig, dagegen gab es an neuen Würden Kurbaden, Kurwürttemberg, Kursalzburg und Kurhessen. Nach dem Frieden zu Preßburg 1805 fiel Kursalzburg an Österreich, die Kurwürde erhielt dafür Würzburg, das im Rheinbunde bald zum Großherzogtum emporstieg. Im Anfange mögen wohl die Kurfürsten selbst diese Erzämter verrichtet haben, später aber erschienen zwar die drei geistlichen zur Krönung, die weltlichen ließen sich durch ihre

wahlbevollmächtigten Kämmerer und durch die Inhaber der Erbämter, bei der Krönung vertreten. Man konnte einem Friedrich dem Großen als Erzkämmerer, einem August dem Starken, König von Polen als Erzmarschall oder Georg dem Fünften, König von England-Hannover nicht zumuten, selbst die Erzämter für das Oberhaupt des schwachen, in sich zerfallenden Römischen Reiches deutscher Nation, zu verrichten. Den Titel „Heiliges Römisches Reich deutscher Nation" führte das deutsche Reich seit 962, als Otto I., der Große, zu Rom die Kaiserkrone erhielt, die von da ab bei dem Reiche blieb. Durch diese wichtige Erwerbung war das von Karl dem Großen gegründete abendländische Kaisertum auf die deutschen Könige übergegangen und wieder erneuert.

Des Reiches Wappen stammte ursprünglich von dem, dem Feldzeichen (signum) der römischen Legionen entliehenen Adler ab. Unter den Karolingern war dasselbe in Gold, unter den Ottonen in Silber und Gold, später einfach in Schwarz auf goldenem Grund ausgeführt. Unter Kaiser Sigismund wurde um 1433 der orientalische Herkunft zeigende doppelköpfige Adler angenommen, dem man später Reichsapfel und Schwert zufügte.

Die Krönung Franz des Zweiten

am 14. Juli 1792.

Am fünften Juli 1792 war die Wahl Franz des Zweiten gemäß der Satzungen der Goldenen Bulle zum Römischen König und künftigen Kaiser erfolgt.

Das vor der Wahlkirche versammelte Volk hatte mit lautem Jubel die einstimmig erfolgte Wahl begrüßt, und nun brach über Frankfurt die übliche Feiertagsstimmung herein. Pomphafte Auffahrten der Wahlbotschafter wechselten mit festlichen Gelagen ab. Nicht wenig erfreut war die Bürgerschaft, als am 7. Juli die Aachener und Nürnberger Reichskleinodien mit ihren Krongesandtschaften eintrafen und an der Bockenheimer Warte und Quirinspforte von den Frankfurter Geleitsreitern den Kurmainzern abgenommen wurden. Aachen sandte das Schwert Karls des Großen, das mit Edelsteinen reich besetzte Evangelienbuch und ein mit reichem Schmucke versehenes Kästchen, welches mit dem Blute des heiligen Stephanus getränkte Erde enthielt. Die Nürnberger Reichskleinodien bestanden aus der goldenen Reichskrone, dem Scepter, dem Reichsapfel, dem kostbaren, aus dunkelrotem Seidenstoff gewirkten Krönungsmantel, reich mit Goldstickerei und köstlichem Perlenbesatz versehen, der reich gestickten Alba, zwei Dalmatiken, eine aus blauem Purpurstoff mit kostbarem Besatz, die andere verziert mit schwarzen Reichsadlern auf goldenem Grund, der seidenen, mit Adlern bestickten Stola, dem Gürtel, den rotseidenen, reich mit Perlen und Edelsteinen verzierten Handschuhen und der Fußbekleidung und anderen Kostbarkeiten mehr. Drei Tage später reiste der Erzkanzler Friedrich Karl Josef v. Ertal, dem künftigen Reichsoberhaupt nach Seligenstadt entgegen, um es auf seinem Gebiet im dortigen Kaisersaal willkommen zu heißen. Entgegen den sonstigen prunkhaften Einholungen traf am folgenden Tage gegen 8 Uhr abends der Ersehnte in aller Stille,

unter Vortritt von sechzehn kaiserlichen Posthaltern, in der Wahl- und Krönungsstadt ein. Am 12. Juli fand die große kaiserliche Eidesleistung auf die Wahlkapitulation statt, wobei alles zusammenströmte, um den feierlichen Aufzug in sechsspännigen Galawagen, unter Eskorte der bürgerlichen Reiterei und den kurfürstlichen und kaiserlichen Garden, mitanzusehen. Gegen Mittag führte man, um das Volk für seine Vergnügungen vorzubereiten, den für die Ochsenküche bestimmten „Krönungsochsen" mit vergoldeten Hörnern, und reich geziert mit Bändern, unter Musik und Begleitung von vier Metzgern durch die Stadt. Der folgende Tag war für Paraden angesetzt, und dann nahte der große 14. Juli, das Krönungsfest.

In aller Frühe kündete das Geläute sämtlicher Glocken die hohe Feier an. Die Stadt-Soldaten und Bürgerkompagnien rückten aus, um Spalier zu bilden, durch die Straßen wogte die festlich gekleidete Menschenmenge, um später um ihre Plätze zu kämpfen. Vom Dome bis zum Römer war eine Bretterbrücke gelegt und mit schwarzem, gelbem und weißem Tuche überzogen, auf dem sich nach erfolgter Krönung der Zug zum Römer begibt. Dieses Tuch wurde dann an die Zuschauer verteilt, die sich um die Fetzen balgten. Bei der Krönung Karl VII. zog man das Tuch dem Kaiser unter den Füßen weg, der beinahe in vollem Ornate deshalb zu Fall kam. Man hatte darum eine stattliche Truppenmacht aufgeboten, um dergleichen unangenehme Zwischenfälle nach Kräften zu verhindern. Gegen zehn Uhr ritten die Wahlgesandten unter Führung des Erzkämmerers zum Braunfels, um Ihre Majestät abzuholen. Die

Gesandtschaften, Reichsfürsten, Grafen und Kavaliere gingen mit entblößtem Haupte voran, hoch zu Roß folgten dann die Vertreter der weltlichen Kurfürsten, und des Reiches Oberhaupt mit der Hauskrone unter dem Krönungsbaldachin, der von zehn Ratsherrn getragen wurde. Die Garden und bürgerliche Reiterei schlossen den Zug, der sich unter dem Donner der Kanonen und dem Jubelgeschrei der Menge zum Dome bewegte. Dort wurde der Erwählte von den drei geistlichen Kurfürsten empfangen und feierlich in die geschmückte Kirche eingeführt, worauf das Hochamt seinen Anfang nahm. Die Kurämter nehmen mit ihren Insignien Aufstellung. Dann schreitet der Kaiser zum Altar, kniet vor dem Kurfürsten von Mainz nieder, beantwortet die vorgelegten Fragen und beschwört dann, indem er die Hand auf das Aachener Evangelienbuch legt, den Regenteneid. Hierauf tritt seine Majestät zurück, kniet auf ein Polster nieder und entblößt sich, während Kurmainz die Benediktion spricht, zur Salbung mit dem heiligen Oel, welche unter Gebet von Kurtrier, Kurköln und zwei Weihbischöfen im Zeichen des Kreuzes auf Haupt, Brust, zwischen den Schultern und am rechten Arm zwischen Hand und Ellenbogen vorgenommen wird. Der Kaiser wird in das Konklave geführt, wo man ihm die gesalbten Teile wieder abwäscht, um jetzt die angeblichen Kleider Karls des Großen anzulegen. In dem prunkvollen Mantel und Gewand tritt das Reichsoberhaupt zum Altar. Man umgürtet den Erwählten mit dem Schwerte Karls des Großen, steckt ihm einen kostbaren Ring an den Finger und ziert ihn mit den übrigen Reichsinsignieen.

In diesem Ornat, mit der Krone auf dem Haupt, legt die Majestät den Reichseid auf das Aachener Evangelienbuch ab, legt dann die Krone wieder auf den Altar, und empfängt das heilige Abendmahl. Dann setzten ihm Kurtrier und Kurköln die Krone wieder auf und führen den Kaiser, von sämtlichen Kurfürsten und Wahlbotschaften geleitet, auf den Thron. Feierlich setzt das Te deum ein, das Reich hat nun seinen rechtmäßig gekrönten Kaiser. Jetzt beginnt im Dome vor dem Thron der Ritterschlag. Ein Reichsherold betritt die untere Stufe und ruft dreimal den Reichsfreiherrn v. Dalberg auf.*) Dieser erscheint ganz geharnischt, mit bloßem Haupte, seinen Helm in der linken Hand haltend, kniet sich vor dem Kaiser nieder und empfängt mit dem bloßen Schwerte den Ritterschlag. Dann erst werden noch die übrigen verdienstvollen Männer aufgerufen, um zu Reichsrittern geschlagen zu werden. Damit hat die kirchliche Feier im Dom ihr Ende erreicht.

Nun gehts zum Römer, wo die Kurfürsten ihre Aemter verrichten sollen. Auf dem Römerberg haben geschäftskundige Bürger vor den Häusern Tribünen aufgeschlagen, die vielen Fenster sind dicht mit gutzahlenden Fremden besetzt, sogar die Dächer sind teilweise abgedeckt und vermietet. Unten auf dem Platze steht dichtgekeilt die tausendköpfige Menschenmenge. Grenadiere, in funkelnden Blechmützen, bilden Spalier und zeigen den Weg an, den der feierliche Krönungszug einnimmt. Jetzt hört man von Ferne die Pauken wirbeln und die kaiserlichen Trompeter schmettern helle Fanfaren, dabei donnern die Ge-

*) „Ist kein Dalberg da?"

schütze und feierlich setzt das Geläute sämtlicher Glocken ein. Dann kommt die tobende Brandung der tausendfache Ruf: „Vivat Franziskus! Es lebe der Kaiser!“ näher. Erwartungsvolle Bewegungen gehen durch die Menge, Kommandorufe erschallen, die Truppen präsentieren das Gewehr. Aus der Enge des alten Marktes biegt die Spitze des Zuges, der Reichsprofoß mit dem Stab, der Reichskurier mit zwei Trabanten und den Kurieren sämtlicher Botschafter, geleitet von ihren Dienern und den Lakeien der Marschall- und Hofämter. Dann folgen zwei kaiserliche Hofkuriere mit den kaiserlichen Bedienten, die Pagen der Wahlbotschaften, mit ihren Hofmeistern, die Botschafts-Marschälle und Botschafts-Kavaliere, alle entblößten Hauptes und in reicher, spanischer Manteltracht. In feierlichen Schritten kommen die Kaiserlichen, Kurmainzischen, Kurtrierischen und Kurkölnischen Hofmarschälle mit ihren Stäben, um würdig das folgende glänzende Bild alter Reichsherrlichkeit einzuleiten. Es blinkt und glitzert an Silber und Gold auf reichgestickten Galaröcken und Uniformen, die Reichsfürsten, sämtliche Reichsgrafen und die Reichsritterschaft zieht entblößten Hauptes vorüber. Jetzt donnern die Pauken zu der reichen Musik der kaiserlichen, kurmainzischen, kurtrierischen und kurkölnischen Trompeter. Jubelndes Vivatgeschrei ertönt, des Reiches Majestät naht selbst. Zehn Herren des Rats, Schöffen und Senatoren tragen den gelbseidenen Krönungsbaldachin*) mit schwarzem, doppelköpfigem Reichsadler über dem

*) Dieser Krönungbaldachin befindet sich in der städtischen Altertumssammlung.

Gekrönten. Vor ihm schreiten die Gesandten von drei weltlichen Kurfürsten mit eingestecktem Schwerte, in ihrer Mitte ein Domherr im Talar, den silbernen Stab mit den Insiegeln in der Hand. Dann folgt Kurtrier allein. Der Kaiser trägt den großen Krönungsornat, die edelsteinbesetzte, goldene Krone auf dem Haupt, in der Rechten das Szepter, in der Linken den Reichsapfel, ein Schritt rückwärts schreiten auf der rechten Seite Kurmainz, auf der linken Kurköln und tragen den reichgestickten, kaiserlichen Krönungsmantel. Die Kurfürsten sind gekleidet in leuchtend-scharlachrotem Kurhabit mit Hermelinverbrämung und Kurfürstenkappe. Bei den weltlichen Kurfürsten war das Kleid aus rotem Sammt, bei den drei geistlichen aus rotem Tuch angefertigt. Auf beiden Seiten marschieren kaiserliche Hratschiere und Trabanten. Erstere in goldbortiertem Hut, mit weißer Federplümage, schwarzem, goldbesetztem Rock, ebensolchem Kamisol und Unter-Kleidern. Rote Aermel mit gelben Aufschlägen, grün und rot gestreiften, hängenden Ueberärmeln, alles reich mit Gold besetzt, dienten als Waffen, Degen und Couse. Letztere waren mit rotem Rock, mit schwarzen Aufschlägen und Kragen, roter Weste und roten Beinkleidern, mit goldenem Litzenbesatz, bekleidet. Der Schnitt war das sogenannte altertümliche Schweizerkostüm. Bewaffnet war diese Trabantengarde mit Degen und Hellebarde. Als Kopfbedeckung wurde schwarzer, goldbesetzter Hut mit wehender, weißer Feder getragen. Hinter dem Kaiser schreiten die übrigen kurfürstlichen Gesandten mit dem Obersthofmeister, dem Hratschier- und Gardehauptmann. Das kurfürstliche Kollegium gedeckten Hauptes, die anderen

Teilnehmer des Zuges mit entblößtem Kopfe. Die kurfürstlichen Garden machen den Schluß des imposanten Krönungszuges. Von den Tribünen und aus den Fenstern winken die reichgeschmückten Damen mit Tüchern und das tausendstimmige Vivatgeschrei übertönt die schmetternde Musik der Trompeter. Es war ein flimmerndes Meer von bunten Farben, von Gold und Silber, ein Gruß deutscher Vergangenheit an die Gegenwart. Im Römer angelangt, beginnt eine andere große Ceremonie. Der Kaiser zeigt sich im vollen Ornat dem Volke an den geöffneten Fenstern des Römersaales und sieht den Verrichtungen der Erbämter zu. Wiederum setzt die Musik ein. Der Reichserbmarschall, Graf von Pappenheim, setzt sich zu Pferd und sprengt in Begleitung der Trabanten bis zum Sattelgürtel in den Haufen Hafer, füllt das silberne Fruchtmaß, streicht es mit dem silbernen Stabe ab, schüttet es aus und reitet zum Römer zurück; der Hafer wird darauf dem Volke preisgegeben. Auf die gleiche Weise reitet der Reichs-Erbkämmerer zu dem an dem Brunnen stehenden weißen Tisch, nimmt das silberne Handbecken nebst Handtuch, um das Handwasser in den Saal zu tragen. Der Erbtruchseß reitet dann zur Ochsenküche, einer aus Brettern bestehenden Hütte, wo ein ganzer Ochse, mit Geflügel gefüllt, kunstgerecht gebraten wurde, nimmt ein Stückchen in seine silberne, prächtig vergoldete Schüssel, um sie auf die kaiserliche Tafel zu setzen. (Der Standort dieser Ochsenküche ist auf dem Römerberge vor der Nikolaikirche mit zwei Steinen O K bezeichnet, angegeben.) Ebenso reitet der Erbschenk, Graf von Althan nach

dem vor dem Römer stehenden gedeckten Tische, um den mit Wein und Wasser gefüllten Becher dem Kaiser abzuliefern. Jetzt kommt der Glanzpunkt. Der Reichserbschatzmeister Graf von Sinzendorf sprengt der Menge entlang und wirft die goldenen und silbernen Krönungsmünzen zwischen die Menschenmassen. Neugierde und Eigennutz malen sich auf den Gesichtern, tausend begehrliche Hände strecken sich in die Höhe, um nach den Erinnerungszeichen zu haschen. Aus einem mit doppelten Adler gekrönten Springbrunnen fließt weißer und roter Wein, unter die Menge wird Weißbrot geworfen, und eine wüste Balgerei beginnt, die ihren Höhepunkt bei der Preisgabe der Ochsenküche erreicht. Die Hütte wird demoliert, die Grenadiere und Bürgersoldaten gebrauchen Kolben und Säbel, bis es endlich den Metzgern gelingt, die Ueberreste des Ochsens samt der Pfanne im hellen Jubel davonzutragen. Auch an dem Weinbrunnen, der extra errichtet wurde, geht es wüst zu, alle drängen nach dem köstlichen Naß, um den Krönungswein in Bechern, Krügen und anderen Gefäßen zu schöpfen, wobei es Püffe und Stöße regnet.

Der Adler des Weinbrunnens dagegen blieb der Stadt, er wurde gewohnheitsmäßig dem Benderhandwerk verehrt, das den Wein dafür umsonst stellte. Daß es bei diesen Massenschlägereien Verwundete gab, darf nicht wundern, es waren größtenteils Angehörige der verschiedenen Zünfte, welche um den Preis stritten. Namentlich kam es bei den Krönungsfeierlichkeiten der Kaiser Mathias (1612), Ferdinands II. (1619) und Karls VI. (1711) zu erbitterten Kämpfen um die Brunnenzierde, weshalb

der Rat verordnete, daß solche zurückgeliefert werden müsse.

Mittlerweile walten im großen Kaisersaale des Römers die drei geistlichen Kurfürsten ihres Amtes. In der vorgeschriebenen Rangordnung geleiten die Kurfürsten und deren Vertreter den Kaiser zur Tafel, wobei die Reichserbämter ihre Zeichen tragen. Bei der Tafel wird dem Kaiser die Krone von dem Reichserbschenken abgenommen, der kurbrandenburgische erste Gesandte als Vertreter des Erbkämmerers reicht das Wasser zur Waschung, dann stellen sich der Reihe nach Kurtrier, Kurmainz und Kurköln an die Tafel. Kurmainz spricht das „Benedicite", worauf die beiden anderen antworten. Dann nehmen die drei geistlichen Kurfürsten den silbernen Stab mit den Insiegeln und tragen ihn zu dem Kaiser. Kurmainz löst den großen Majestätssiegel ab und legt ihn vor den Kaiser, der sofort den Siegel dem Kurfürsten wieder zustellt und von diesem um den Hals gehängt wird. Jetzt stellt der Reichserbmarschall das silberne Fruchtmaß, der Reichserbtruchseß die silberne Schüssel und der Reichserbschenk den Becher mit Wein vor dem Herrscher auf die Tafel. Nach diesen Obliegenheiten findet das große Krönungsmahl statt. Ihro Majestät speisen an besonders erhöhter Tafel, desgleichen die drei geistlichen Kurfürsten. Den übrigen Gesandten ist es freigegeben, mitzuspeisen, auch die Reichsfürsten nehmen an der Tafel teil, die aus der kaiserlichen Silberkammer gedeckt ist. Nach beendeter Cercle erfolgt unter stetem Jubel und Vivatrufen des Volkes die Rückfahrt in das kaiserliche Hoflager in sechsspän-

nigen Staatskarossen. Am Abend erglänzt die Stadt in einer prächtigen Illumination. Doch sind damit die Feierlichkeiten nicht abgeschlossen. Zwei Tage später findet unter großem Pompe auf dem Römerberg vor dem Kaiser die Huldigung der Bürgerschaft statt, dann paradieren jeden Tag die Bürger bei den Abschieden der Kurfürsten, bis endlich am 19. Juli der letzte Römische Kaiser deutscher Nation, Franz II. unter dem Donner von 300 Kanonenschuß selbst von den getreuen Bürgern seiner lieben Wahl- und Krönungsstadt Frankfurt Abschied nimmt.

Als sich 4 Jahre später die Franzosen unter Jourdan dem wehrlosen Nürnberg näherten, drohten den Reichskleinodien große Gefahr. Jourdan hatte den Befehl, sich um jeden Preis dieser Schätze zu bemächtigen. Aber vor dem Eindringen der Neufranken hatte der Losungsrat von Haller mit einigen Ratsherrn in finsterer Nacht heimlich das Schatzgewölbe in der Sakristei der Heiliggeistkirche geöffnet und die Kleinodien in zwei großen Körben fortgeschleppt. Man packte sie in Kisten, lud sie auf einen Düngerwagen und bedeckte sie mit Pferdemist. Arglos ließ man den unsauberen Karren nach dem anspachischen Gebiet passieren, wo Oberst von Roller die Kisten in Empfang nahm und nach Prag sandte. Von dort kamen die Schätze nach Regensburg unter die sichere Obhut des Panierherrn von Hügel, der sie in unscheinbaren, schwarzen Koffern unter einem Haufen Hafer verborgen hielt. Alle Nachforschungen waren vergebens, sogar Napoleon, der zu seiner Krönung die historischen Dekorationsstücke gerne gehabt hätte,

konnte ihren Aufenthalt nicht ausfindig machen. Erst 1818 kamen die Kleinodien nach Wien in die Hofburg, wo sie in der k. k. Schatzkammer aufbewahrt werden.

Die letzte Kaiserniſche.

In dem alten Kaiſerſaal des Römers, wo ſich das gekrönte Reichsoberhaupt dem jubelnden Volke zeigte und das prunkvolle Krönungsbankett abhielt, hatte ſeiner Zeit der Baumeiſter Niſchen angebracht, in die man die Bildniſſe der Kaiſer als Büſten hineinmalte. Mehr und mehr füllten ſich die Wände, Kaiſer auf Kaiſer folgte, das heilige Römiſche Reich in der Zeiten Wandel redete eine ſtumme und doch lebendige Sprache mit dieſen Bildern. Tatkräftige Herrſcher und ſchwache Schattenkaiſer, wie ſie gerade das Schickſal ſchenkte, harrten auf ihre Nachfolger, die mit des Reiches Krone dieſe hiſtoriſche Stätte betraten. Nun war bei der Krönung Leopolds II. nur noch eine Niſche für deſſen Nachfolger Franz II. übrig geblieben. Da erinnerte man ſich einer alten Prophezeihung, die lautete, daß die letzte Niſche für das Bild des letzten deutſchen Kaiſers beſtimmt ſei und das Schickſal wollte, daß die zufällige Anordnung des Baumeiſters und die Vorherſage einer trüben Zukunft nicht zu Schanden werde. Kurz nach dem Regierungsantritt Franz II. zogen im Weſten die Ungewitter der franzöſiſchen Revolution herauf. Neufränkiſche Horden überſchwemmten Deutſchland mit

Raub und Erpressungen schlimmster Art. Nur ein schmachvoller Friede rettete das bald tausendjährige altersschwache Reich vor dem völligen Untergang, bis Napoleon, der neue Herrscher Frankreichs, erschien, ein Cäsar, vor dessen Blick Völker zitterten, ein Despot, dessen Willkür alte Staaten zerschmetterte und neue schuf. Sein Wille diktierte am 12. Juli 1806 den Rheinbund, dem sechzehn deutsche Reichsfürsten beitraten; jetzt konnte der Gewaltige stolz erklären, er kenne den Reichskörper nicht mehr an. Am 6. August legte Franz II. die Kaiserkrone nieder und nahm, um seine Hausmacht zu retten, den Titel eines Kaisers von Oesterreich an. Die Prophezeiung hatte sich erfüllt, die letzte Nische war mit seinem Bildnis voll, er war der letzte Kaiser des alten Reichs. Zeiten tiefster Erniedrigung folgten. Bald wurde unter dem Schutze französischer Bajonette im Römersaal die Einverleibung der alten Kaiserstadt in den neuen Staat des Kurerzkanzlers Karl von Dalberg, den Primatialstaat, verkündet. Aber Napoleon, der Weltbesieger, stürzte im Zenith seines Ruhmes. Das deutsche Volk kaufte mit seinem Blut die Freiheit wieder, ein Deutscher Bund entstand, aber die Sonderinteressen der Staaten ließen keine Einigung aufkommen. Endlich beschloß man 1849 den neuen deutschen Kaiser zu wählen und zwar Friedrich Wilhelm IV. Man hatte schon Zweiguldenstücke geprägt mit dem Reichsadler und der Inschrift „Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen, erwählt zum Kaiser der Deutschen am 29. März 1849." Nach einer Sage soll, als der Glocken festliches Geläute die Wahl verkündeten, die Kaiserglocke gesprun-

gen sein. Die Sehnsucht nach Einheit und einem Kaiser sollte sich nicht erfüllen. Erst der große Krieg 1870/71 brachte das Werk zu Stande, nach dem Deutschland geschmachtet. Nun stellt man die Marmorbilder der neuen deutschen Kaiser in den Prunksaal des Römers, die der alten „Römischen Kaiser deutscher Nation" hat man in lebensgroßen Oelbildern in dem alten Kaisersaal verewigt. Dieser Gedanke wurde in einer Eingabe des Städelschen Kunstinstituts vom 10. September 1838 an den Senat angeregt. Die freien Städte, mehrere deutsche Fürsten und vor allem der patriotische Gemeindesinn Frankfurter Bürger und Institute spendeten die Mittel. Berühmten Künstlern wie Veit, Ballenberger, Rethel, Oppenheim, Lessing, Passavant und anderen vertraute man die meisterhafte Ausführung der Gemälde an, die jetzt eine Zierde und Sehenswürdigkeit der Stadt bilden.

Geschichtsbilder aus Frankfurts Vergangenheit.

Die oberrheinischen Kreistruppen auf dem Fischerfelde zu Frankfurt am Main am 24. Juni 1757.

Gegen alle Erwartungen hatte Friedrich II. von Preußen den österreichischen Erbfolgekrieg von 1748 siegreich zu Ende geführt. Doch konnte dieser bange Friede nur als ein Waffenstillstand gelten, Oesterreich konnte den Verlust Schlesiens nicht vergessen

und das Emporblühen des jungen preußischen Staates, des verhaßten Nebenbuhlers im Norden, konnte nicht länger mit Gleichmut angesehen werden. Im Geheimen hatte man sich zu Wien des Einverständnisses Rußlands, Schwedens, Kursachsens und namentlich Frankreichs gesichert und begann zu rüsten.

Friedrich, von den Absichten seiner Gegner unterrichtet, kam diesen durch einen Handstreich zuvor und rückte im Frühjahr 1756 mitten im Frieden in Kursachsen ein, ehe die Oesterreicher zuhilfe eilen konnten. Nun war der willkommene Grund gegeben, Friedrich vor aller Welt als Reichsfriedensstörer hinzustellen. Am 10. Januar begannen zu Regensburg die Unterhandlungen. Der Einfall wurde als ein ungesetzlicher, räuberischer Angriff erklärt und Oesterreich drängte darauf den „Markgrafen von Brandenburg" in die Reichsacht erklären zu lassen und eine Reichsexekutionsarmee gegen ihn ins Feld zu schicken. Braunschweig, Hessen-Kassel, Gotha und das mit England durch Personalunion verbundene Kurfürstentum Hannover hatte sich offen auf die Seite Preußens gestellt, und die übrigen Stände gaben teils widerwillig, teils durch französisches Geld bestimmt, ihre Stimmen ab. Ein Reichsgutachten vom 8. Januar bewilligte mit knapper Mehrheit endlich ein dreifaches Aufgebot der Kontingentsstärke zur Bildung dieser Reichsexekutionsarmee und erhielt am 27. Januar die kaiserliche Bestätigung. Ein Erlaß vom 26. Februar verlangte die Marschbereitschaft bis Ende März, aber die Reichsoperationskasse bewilligte erst am 9. Mai die erforderlichen Mittel.

Langsam und mißmutig begannen einige Stände zu rüsten, andere, namentlich die protestantischen, verspürten überhaupt keine Lust dazu, gegen den Schirmherrn ihrer Glaubensfreiheit zu Felde zu ziehen oder hatten kein Geld. Nach einigen kaiserlichen Ermahnungsschreiben begann man, sich zum Rekrutieren zu entschließen, aber woher die Leute nehmen? Die Landstraßen entvölkerten sich. Alle Landstreicher, Müßiggänger und sonstiges Gesindel wurden abgefaßt und in die Montur desjenigen souveränen Staates gesteckt, der das Glück hatte, sie auf seinem Gebiet festzunehmen. Zum Schluß blieb nur noch eine gewaltsame Aushebung übrig, um dieses „triplum armaturae" auf die Beine zu bringen, obwohl die Reichsgesetze nur „freiwillig angeworbene Kriegsleute" forderten. Am schlimmsten waren die kleinsten Stände daran. So konnten in unserem Oberrheinischen Kreise Salm-Salm, Salm-Kyrburg, die Wild- und Rheingrafen von Grumbach und Grohweiler keine Mannschaft finden, obwohl sie rührig die Werbetrommel schlugen. Jetzt wurden die „Bauernkerls" vom Pfluge geholt und unter die Fahnen gepreßt, um bei erster Gelegenheit zu desertieren. Namentlich im Schwäbischen Kreis setzte sich der liederliche Karl Eugen damit ein Denkmal despotischer Willkür.

Am 18. April beschloß der Oberrheinische Kreistag, daß die Stände sich nun wirklich in „militärische Verfassung" zu setzen hätten und am 29. April gab der Kreisobrist Landgraf Ludwig VIII. von Hessen-Darmstadt auf dem Kommandoweg den Befehl, die Oberrheinischen Kriegsvölker sollten zwischen 16. und

24. Mai von ihren Garnisonen in ein Sammellager nach Frankfurt abmarschieren; der Kreistag zog die Sache bis zum Juni hinaus. Es wurde ernst. Die gemischten Kompagnien sollten jetzt in ihren Kantonierungen zusammengezogen werden, um sich später der gefürchteten Musterung durch den Kreisgeneralquartiermeister zu unterziehen. Ein Sturm der Entrüstung folgte. Die Minderheit der gräflichen Stände, unter Führung von Solms-Braunfels, erklärte, ihre Truppen erst dann marschieren zu lassen, wenn Kaiser und Reich das Vorrücken beschlossen und die Generalität nebst Sammelplätzen bestimmt festgesetzt habe. Andere meinten, man solle sich erst um die großen Kontingente kümmern, dritte gaben an, daß sie überhaupt keine Truppen stellen könnten, weil ihre Untertanen seit 1748 die Zahlung von Reichs- und Kriegsgeldern verweigert hätten, auch wüßten sie nicht, welche Montur die Armee trage. Wiederum setzte es langwierige Verhandlungen ab, bis der Einfall Mayrs mit seinen „Bösewichtern" im Fränkischen Kreise zur größeren Eile anspornte. Endlich war man sich über die Zusammenstellung dieser Musterarmee einig. Außer dem österreichischen Kontingent, das aus zwei Küraſſier- und der gleichen Anzahl Husarenregimentern, einem hochfürstlich Würzburgischen Infanterieregiment in kaiserlichem Sold und einer Anzahl Grenztruppen bestand, konnten nur sechs Kreise Truppen aufstellen. Die übrigen standen auf seiten Preußens oder waren vom Feinde besetzt.

Am buntesten sah es im Schwäbischen Kreis aus. Hier schickten 179 deutsche Vaterländer ihre Kinder

zu den Waffen, um insgesamt zwei Kavallerie- und vier Infanterieregimenter zu bilden. So zählten die 569 Mann Hohenzollernkürassiere 61 Kontingente in ihren Reihen. Würdig reihte sich der Fränkische Kreis mit 108 Kontingenten an. Es stellte ein Kürassier- und ein Dragonerregiment. Seine drei Infanterieregimenter galten als gut preußisch gesinnt und unzuverlässig. Kurrhein formierte ein Kürassierregiment und vier Infanterieregimenter in vier Kontingenten. Die Kurmainzer erklärten öffentlich, sie hätten sich alle miteinander verbunden, keinen Augenblick länger zu bleiben, sobald man sie wirklich gegen Preußen führe. Westfalen stellte nur zwei Infanterieregimenter. Unser Oberrheinischer Kreis dagegen erhielt sein Reiterregiment von Kurpfalz gestellt. Seine drei Infanterieregimenter setzten sich zusammen:

Hessen-Darmstadt 1. Kontingent, 1 Bataillon,
Pfalz-Zweibrücken 33. Kontingente, 2 Bataillone,
Nassau-Weilburg 26. Kontingente, 2 Bataillone.

Zu Nassau-Weilburg gehörten sieben Kompagnien Frankfurter. Verweilen wir bei unseren „Oberrheinischen". Am 2. Juni rückte das hochfürstliche Kreisregiment „Hessen-Darmstadt" von seiner Garnison Gießen ab und traf als erste Truppe pünktlich am 6. Juni in dem Lager auf dem Fischerfeld vor Frankfurt ein. Das Kommando hatte Oberst Stutzer, als Stabsoffiziere standen Oberstleutnant Hoffmann von Löwenfeld und Major Glöckler beim Regiment, dessen Chef Prinz Georg Wilhelm selbst mit ins Feld rückte. Die ursprüngliche Stärke von 600 Mann war auf 900 erhöht worden; Offiziere, Unteroffiziere und

zwei Drittel des Regiments waren gediente Mannschaften und sollten die übrigen Kreis-Kriegsvölker im Lager einexerzieren: „Den Bauern aus den Kerls austreiben“. Die Grenadierkompagnie trug gelbe Blechmützen, auf dem durchgängig blauen Waffenrock mit weißen Abzeichen breite weiße Brustlitzen, die übrigen acht Kompagnien hatten Füsilierhüte und statt der Streifen weiße Revers; Hosen und Westen waren gleichfalls weiß. Die Truppe war in vorzüglicher Verfassung und konnte als Muster für die ganze Armee gelten. An demselben Tag marschierten auch die sieben Frankfurter Kreiskompagnien zum Allerheiligentor hinaus, um das Lager zu beziehen. Ihre Uniform war ein blauer Rock mit Halskragen und weißen Knöpfen, weißem Unterfutter, weißer Weste, Klappen, Aufschlägen und Hosen, Füsilierhüte mit weißen Borten. Die Offizierstellen wurden mit den Söhnen von Patriziern besetzt. Die Mannschaften waren größtenteils Frankfurter, nach den Gewerben herrschten Schuster, Schneider und Leineweber vor, sonst waren die Leute friedselig und harmlos, überhaupt schien über der ganzen Reichsarmee der fromme Fahnenspruch des Hildesheimer Kontingents zu wehen: „Da pacem Domine in diebus nostris.“ (Herr gib uns Frieden in unseren Tagen.)

Vereinzelt trafen nun haufenweise die anderen „Mitkämpfer“ in verwahrlostem Zustande ein. Verschiedene Kontingente hatten anstatt Feuersteinen viereckig geschnittene Holzstäbchen an den Schlössern. Die Gewehre selbst gaben eine geschichtliche Uebersicht über die Entwicklung der Feuerwaffen, so verschieden waren die Kaliber und Konstruktionen. Die meisten

dieſer Tapferen hatten keine Munition mitbekommen, weil keine vorhanden war; viele hatten noch nie ein Gewehr in der Hand gehabt, noch viel weniger einen Schuß abgefeuert. Ein Kontingent kam zu ſpät, weil der Sattler eine Säbelſcheide nicht fertig gemacht hatte. Vier Kompagnien zogen es vor, überhaupt durch Abweſenheit zu glänzen. Es waren die Kriegsvölker von Waldeck, Wittgenſtein und der Solmsſchen Vaterländer, die ſich bis 2. Auguſt Zeit nahmen, um nachher das Sammellager zu Fürth verſchönern zu helfen. Ein heilloſes Durcheinander herrſchte bei den kombinierten Kompagnien. So ſtellte der Fürſt von Stolberg-Gedern einen Hauptmann, einen Tambour und zwei Gemeine, die übrige Mannſchaft lieferten die Reichsſtädte Friedberg und Wetzlar.

Im Regiment „Pfalz-Zweibrücken“ traten als geſchloſſene Körper die vier Kompagnien Fulder und $2^1/_2$ Kompagnien Speyerer auf. Vernichtend war die Kritik durch den Kreis-Generalquartiermeiſter Hoffmann. Namentlich die wackeren Frankfurter erregten Anſtoß. 53 der Krieger mußten wegen Leibesbaufälligkeit ausſcheiden und fanden teilweiſe Aufnahme in den drei Stabskompagnien, teils waren es Jubelgreiſe und hatten keine Zähne mehr, um die Patronen abzubeißen, teils litten ſie an Kurzatmigkeit oder waren ſo dick, daß ſie nicht marſchieren konnten. Schlimmer war es bei den kleinen Ständen, die von der Landſtraße rekrutiert hatten; der Geiſt war hier der denkbar ſchlechteſte.

Bei der löblichen Kreisartillerie ſah es auch nicht roſig aus.

Die Reichsmatrikel von 1681 hatte genau das Material und Personal jedes Kreises bestimmt. Der oberrheinische Kreis hatte die vorgeschriebene Armierung besessen, sie jedoch auf dringendes Ansuchen des Reiches zur Ausrüstung der Reichsfeste Philippsburg hergeliehen und nach mehrfacher, eindringlicher Aufforderung erst 1735 nur noch zum Umschmelzen tauglich zurückerhalten.

Als Depot dieser Kreisartillerie diente ein alter Schuppen im Rahmhof zu Frankfurt, einem nördlich von der Biebergasse gelegenen alten Zeughaus. Hier war der gesamte Artilleriepark angefahren. 10 Dreipfünder, 6 Sechspfünder nebst den zugehörigen Lafetten, Protzkasten und zweiräderigen Munitionskarren. Dieser Park kostete sofort bei der Uebernahme durch Leutnant Müller 300 Taler Reparaturen. Kugeln waren keine vorhanden, bis die Stadt Frankfurt „einen trockenen Platz zu deren Unterkunft anweisen könne." Das übrige Material ruhte weltvergessen in der Reichsfeste Philippsburg. Nun fragte es sich, ob man die schönen Kanonen mit ins Feld geben sollte? Die Frankfurter Senatoren, die beiden de Neufville als Kreis-Kriegsreferenten unter dem technischen Beirat des Frankfurter Ingenieurleutnants Steller als Kreiszeughauptmann, hatten ihre besonderen Ansichten. Sie erklärten in einem Gutachten vom 12. April, daß man die ganze Artillerie nicht mitgeben könne. Es sei möglich, daß die Geschütze verloren gingen und dann seien keine Mittel vorhanden, um neue anzuschaffen. Auf die Vorstellung des Kreisobersten überwies man vorläufig jedem Regiment zwei Dreipfünder mit dem Troste,

man schicke beim Eintreffen der Munition jedem Regiment zwei Sechspfünder Falkaunen nach, die aber nie eintrafen. Nach langer Verhandlung bewilligte der Kreistag endlich 2000 Reichstaler für die Bedienungsmannschaften. Auf jedes Geschütz kamen vier Büchsenmeister und vier Handlanger, sie erhielten grüne Kittel, Hirschfänger und Flinten. Am 8. Juni kamen schon die neu gekauften Pferde und Leutnant Müller ging ans Einfahren und Geschützexerzieren. Die versammelten Kriegsvölker waren nicht wenig stolz darauf, sechs blinkende Kanonen zu besitzen; viele hatten solche „Dinger" in der Nähe noch nie gesehen.

Der Abmarsch der Armee aus dem Lager am Fischerfeld wurde auf den 24. Juni, morgens 2 Uhr, festgesetzt. Hier zeigte sich diese Komödie in Uniformen noch einmal in strahlendem Lichte. Wegen der heißen Jahreszeit hatte der Kreisgeneralfeldwachtmeister Prinz Karl von Stolberg-Gedern, ein tüchtiger, kriegserfahrener Offizier, den Aufbruch auf die frühe Morgenstunde verlegt, um mittags die Leute lagern zu lassen, da er sonst eine erhebliche Anzahl Maroder befürchtete. Am Tage vorher waren die erforderlichen Befehle erteilt und die Behörden der freien Reichsstadt über den Durchmarsch verständigt worden. Pünktlich erschien von seinem Hauptquartier zu Bornheim der Kreisfeldherr auf dem Fischerfeld und leitete persönlich den Aufbruch seiner Truppen. Aus Artigkeit gegen die Stadt wurde „Nassau-Weilburg" mit seinen sieben Kompagnien Frankfurtern an die Spitze gestellt und mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen ging es nach dem Allerheiligentor. Aber welches Erstaunen! Die

Marschkolonne fand das Tor verschlossen. Der anwesende Frankfurter Oberst von Pappenheim erklärte auf Befragen kurz und bündig, „er werde mit seinen Canons auf die Truppen feuern lassen, wenn man sich nicht darein füge, daß jedes Bataillon einzeln von einem Detachement Bürgersoldaten durch die Stadt geleitet werde, um Exzesse der Soldaten auf dem Durchmarsch zu verhüten." Um diese Drohung wahrscheinlich zu machen, sah man auf den Wällen die 60 Mann starke Artilleriekompagnie, an ihren roten Abzeichen kenntlich, mit einigen Bürgerartilleristen an rostigen Kanonen hantieren. Der Frankfurter Oberst drohte also seinen eigenen Kompagnien mit Kanonen und suchte seinen Kreistruppen den Weg zu verlegen. Vor den notdürftig mit ungeübten Leuten besetzten Wällen stehen geduldig 3000 Mann Kreistruppen mit sechs Kanonen und warten auf gnädigen Einlaß. Das ganze könnte als Satire auf die Reichsarmee gelten. Stolberg ließ durch seinen Adjutanten bei dem regierenden Bürgermeister protestieren, aber ohne Erfolg, es blieb bei der Order. Endlich fügte sich der Prinz in die beleidigenden Sicherheitsmaßregeln des Frankfurter Kommandanten. Statt „Nassau-Weilburg" rückte „Hessen-Darmstadt" an die Tête. Nun wurden die Tore geöffnet. Jedes Bataillon marschierte einzeln von einem starken Kommando Bürgermilitär mit alten Donnerbüchsen durch die Stadt über Allerheiligen- und Fahrgasse, Alte Brücke und Sachsenhausen geleitet zur Stadt hinaus. Die nächste Abteilung mußte vor dem Tore warten, bis die Bürgersoldaten wieder zurück waren, und das Schauspiel begann aufs neue.

Der ganze Zweck des frühen Abmarschs war damit zu nichte gemacht. Völlig erschöpft kamen die drei Regimenter nach 13 Stunden unnützen Aufenthalts in dem zwei Stunden entfernten Heusenstamm in sengender Junihitze an und bezogen dort ein Lager. Von da schickte Stolberg eine flammende schriftliche Beschwerde an den Kreistag, die ohne Antwort blieb. Der Frankfurter Magistrat hatte nämlich gehofft, den Abmarsch zu verhindern, um sein Kontingent frei zu bekommen, wie es bei einzelnen kleinen Reichsstädten der Fall war.

Bereits am 1. Juli kann der Sekretär des Prinzen Georg von Hessen, Regierungsrat Molinger aus Bischofsheim berichten: „Die Desertation bei diesem Korps (Oberrhein) ist ungemein hübsch und gehet recht gut von Statten, doch am meisten bei dem Nassau- und Ysenburgischen (Pfalz-Zweibrücken) Regiment, als worunter einige Kompagnien wie Schnee zerfloſſen und ad nihilum reduciert sind, so daß bei der einen noch 6 Mann, bei einer anderen nur der Hauptmann, ein 10jähriger Fähndrich und der Tambour, bei einer dritten gar niemand übrig blieb. Die Namen der Kompagnieinhaber sind mir wieder entfallen, einer darunter von Frankfurt und Laßberg von Usingen sind wieder nach Hause gekehrt, um Nachrichten einzuziehen, wo etwa ihre Kompagnien hingekommen sein mögen. Sie bieten ein gutes Trinkgeld, wer sie ausfindig machen kann."

Nach mehrfachen Zwischenfällen erreichten endlich am 30. Juli die „Oberrheinischen" das Sammellager zu Fürth und rückten abends gegen sechs ein. Dort

war auch die 173 Mann ſtarke Kreiskavallerie eingetroffen. Die erſte Kompagnie in roten Röcken, die beiden anderen in weißen, Weſten und Hoſen paillefarbig. Nun kam die zweite große Muſterung, ernſt durch die Beſchwerden Hoffmanns, heiter durch die naiven Antworten der beiden de Neufvilles als Kriegsreferenten. Der Oberſt fand den Mannſchaftsſtand für völlig ungenügend, die meiſten Leute ſeien kriegsunbrauchbar, mißgeſtaltet und gebrechlich, er verlange Abhilfe dieſer Uebelſtände. Die beiden Referenten waren wie immer anderer Meinung: „Die Menſchlichkeit erlaube doch nicht, Leute wieder fortzujagen, die man einmal angenommen, auch wegen des ſtarken Mankos einzelner Kontingente müſſe die Sache auf ſich beruhen.“ Ebenſo ungehalten ſprach ſich Hoffmann über die Offiziere aus, dieſe ſeien militäriſch als untüchtig zu bezeichnen. Die kleinen Kontingentsherren hätten allerlei ſeltſame Leute als Hauptmänner und Leutnants geſchickt, die man zu gar nichts gebrauchen könne. Die beiden Fachleute antworteten: „Obwohlen nicht ohne, daß die allzu jungen Oberoffiziers zum Dienſte nicht allzu dienlich, ſo ereignen ſich jedennoch manchmalen ſolche beſondere Umſtände, daß man auch ſehr junge, ſelbſt Höchſt und Hoher Stände oder verdienter Offiziere, Cavaliere oder bedienter Herren Söhne dazu employiret, ſo daß nach unſerem Ermeſſen in ſolchem Fall man nicht gar zu genau darauf zu ſehen habe.“ Die Ausbildung ſchildert der Oberſt als eine klägliche, ein Dienſt- und Exerzierreglement ſei nötig. Die Referenten waren damit einverſtanden. Das Reglement wurde nie entworfen, noch weniger ge-

druckt. Ueber Ausrüstung und Bekleidung haben wir bereits gesprochen. Der dringliche Antrag auf gleiches Kaliber (16 Kugeln aufs Pfund) wurde von den „Hohen und Höchsten Ständen" kaum beachtet, dagegen wurde von den Referenten mit großer Genauigkeit erörtert, egale Trommeln nach Muster des Regiments Darmstadt (mit messingenen Särgen) einzuführen. Gage, Löhnung und Montur war überall verschieden. Festgesetzt war 4 Gulden pro Monat für den Gemeinen, davon gingen ab für große (45) und kleine (30) Montierung 75 Kreuzer, Beckengeld 3 Kreuzer, Brot 30 Kreuzer, Regimentsunkosten 12 Kreuzer, so daß noch 2 Gulden dem Soldaten blieben, also 4 Kreuzer den Tag. Die Regimentsunkosten bildeten nach dem Kreisschluß vom 25. April 1704 bei gemischten Regimentern eine besondere Kasse, aus welcher die Unkosten der Lazarettkranken bestritten wurden. Der Ueberschuß gehörte dem Oberst. Wer krank wurde, konnte deshalb ruhig verhungern.

Die in jüdischen Händen befindliche Verpflegung glich der ganzen Armee. Schon am 1. Juli desertierten eine Anzahl Oberrheinischer aus Hunger, da das Brot ungenießbar war. Einigen dieser Ehrenmänner von Lieferanten wurde übel mitgespielt, aber die Lage wurde dadurch nicht besser. Im bayerischen, westfälischen und fränkischen Kreis sah es gerade so aus. Am schlimmsten erging es den kurrheinischen und schwäbischen Kontingenten.

Als Sammellager der Kurrheinischen war das Gefild zwischen Höchst, Sindlingen und Hattersheim bestimmt worden, aber nur die Kurmainzer Regi-

menter „Knorr“ und „Ried“ konnten erscheinen. Kurtrier kam später, die beiden Kurkölner Regimenter „Leibregiment“ und „Wildenstein“ stießen erst bei Meiningen am 16. Sept. zur Armee. Der Grund lag darin, daß nur 400 Gewehre zur Verfügung standen, die anderen 1600 mußten erst in Lüttich angefertigt werden. Die Truppen des schwäbischen Kreises standen dagegen in hellem Aufruhr. Die Regimenter waren gleich den Kurmainzern gut preußisch gesinnt. Die Geistlichen predigten von den Kanzeln gegen den liederlichen Herzog von Württemberg und beteten für den „großen Friedrich.“ Bei den starken Desertationen ließ Markgraf Carl August von Baden-Durlach das Lager umstellen und in der Nacht des 28. Juli die Mannschaften verlesen. Major von Göler wurde dabei ausgelacht und von einem Schwäbisch-Haller angemeckert. Er ließ den Unverschämten festnehmen, das war das Zeichen zum Losschlagen. Die Schwäbisch-Haller stürzten aus den Zelten, griffen zu den Waffen und begannen blindlings ins Lager zu feuern. Der Markgraf konnte mit großer Mühe seine Haut in Sicherheit bringen. Die Marketenterwagen wurden geplündert und alles kurz und klein geschlagen. Als Grund gaben die Empörer an, daß der Krieg ein Religionskrieg werden solle und sie nicht gegen den Schirmherr ihres Glaubens kämpften. Dieselben Truppen verkauften später auf dem Marktplatz zu Eisenach öffentlich ihre Zelte zu 10 und 12 Kreuzer. Der Reichsfeldmarschall konnte den Empörern später nichts anhaben, weil sie der Kaiser begnadigt hatte. Dies sind nur kurze Einzelheiten, die anderen

Zwischenfälle würden den Rahmen dieser Schilderung überschreiten.

Am 11. August brach die Armee von Fürth auf, vereinigte sich am 25. August bei Erfurt mit den Franzosen unter Soubise und ging mit einigen kleinen Abenteuern durchs Thüringische nach Sachsen. Während der Schlacht bei Roßbach lagen die Frankfurter bei Roßbach an der Unstruth. Von dem Rückzug der Armee bekamen sie wenig zu sehen, sie waren schon auf und davon, als Kurtrier und die anderen im Laufschritt anrückten. Stand hielten in der Schlacht nur „Hessen-Darmstadt" und „Blau-Würzburg." Beide deckten den Rückzug zum Glück der Reichsarmee und retteten damit die Waffenehre. Ende 1757 sah man in Frankfurt wieder viele bekannte Gesichter. Es war die Mehrzahl von Mannschaften der Frankfurter Kompagnien, die aus ihren Winterlagern und den Kulmbachischen Landen desertiert waren. Für sie war der Winterfeldzug 1757 beendet.

Das Krönungslager bei Bergen

vom 23. Sept. bis 17. Okt. 1790.

Wer vom „Heiligenstock" bei Frankfurt a. M. den Feldweg über die Höhe des Lohrberges nach dem freundlichen Bergen wandert, erblickt auf einsamem Felde eine altersgraue Steinsäule, die sich kurz vor der Berger Warte mit ihrem alten Hochgericht klar und deutlich vom Horizont abhebt.

Zwei verwitterte Sandsteinstufen tragen eine Säule, die auf der einen Seite mit einem Medaillon,

auf der anderen mit kriegerischen Emblemen geschmückt ist. Der Sockel trägt auf der nach Frankfurt zugekehrten Seite folgende, durch Witterungseinflüsse stark beschädigte Inschrift:

IN · CASTRIS · AD · SECVRITATEM · ELECTIONIS · ET · CORON · CAESAREAE · D · XXIII · SEPT · AD · XVII · OCTOB · HIC · POSITIS · LEOPOLDUM · II · IMP · CVM · AVGVSTA · CONIVGE · FRANCISCVM · EIVSQVE · CONIVGEM · AC · FRATRES · AVSTR · ARCHID · MARIAM · CHRIST · CVM · MARITO · ALBERT · SAX · ET · TESCH · DVCE · FEDINAND · IV · VTR · SICIL · REGEM · CVM · REGIA · CONIVGE AC · PRINC · ELECTOR · MOGVNT · TREVIR · ET · COLON · NEC · NON · CVNIGVNDAM · PRINC · REG · POLON · SVMMO · REVERENTIAE · CVLTV · EXCEPIT · WILHELMVS · IX · HASSIAE · LANDGRAVIVS · D · XI · OCTOB · M·D·CC·X·C·

Sie besagt, daß vom 23. September bis 17. Oktober 1790 hier Landgraf Wilhelm IX. von Hessen-Kassel mit seinen Truppen ein befestigtes Lager zum Schutze der Wahl und Krönung Leopolds des Zweiten, Bruders des hochherzigen Josef, zum deutschen Kaiser aufgeschlagen hatte. Diese Wahl vollzog sich unter ungünstigen Verhältnissen. Im Westen des Reiches zogen die Ungewitter der französischen Revolution herauf, und auch in Deutschland begann man sich für den politischen Umschwung des Nachbars mehr zu interessieren, als es den deutschen Fürsten lieb war. Frankfurt hatte zwar zum Schutze

seiner Mauern neben den Kreistruppen noch Bürgerwehr und Landesausschuß mobil gemacht, aber bei dem Zusammenströmen so gewaltiger Menschenmassen aus ganz Deutschland mußte man sich bei den politischen Gärungserscheinungen auf Möglichkeiten gefaßt machen, die ein bewaffnetes Einschreiten erforderten. Der Kurfürst von Mainz, Friedrich Karl Joseph von Ertal, als Erzkanzler des Reichs, wandte sich deshalb im Auftrage des kurfürstlichen Wahlkollegiums an den Landgrafen Wilhelm IX. von Hessen-Kassel und bat darin um militärische Deckung des Wahlorts, da der Landgraf auch zu gleicher Zeit den Rang eines Kreisobristen des oberrheinischen Kreises einnahm und als souveräner Fürst über seine Truppen frei verfügen konnte. Der Landgraf erhielt am 15. September in einem Manöverlager bei Weißenstein das Schreiben des Kurfürsten und erklärte sich sofort bereit, zum Beweise seiner reichstreuen Gesinnung sowie seiner wärmsten Verehrung für den künftigen Kaiser als auch zum Schutze des kurfürstlichen Kollegiums, 10 Bataillone Infanterie und 14 Schwadronen Kavallerie nebst den dazu gehörigen Geschützen in das Feld zu stellen und an der äußersten Grenze seiner Grafschaft Hanau bei Bergen ein festes Lager beziehen zu lassen. Bei der Eile, mit der Wilhelm das Korps zusamenzog, zählte die Kompagnie nur 60 Mann, anstatt der kriegsmäßigen Stärke von 120.

An Generalmajor Lemppe ging der Befehl, ungefähr 110,000 Exerzierpatronen im Zeughaus zu Hanau bereit zu stellen, da man mit dem Lager auch Manöver verbinden wolle, für den Notfall bekam

jeder Mann zwanzig scharfe Patronen. Generalleutnant von Kospoth erhielt den Befehl, das Lager abstecken zu lassen und suchte als Platz die Anhöhe zwischen dem Berger Galgen und der Frankfurter Straße aus, die als der strategisch wichtigste Punkt die weiteste Aussicht gestattete.

Am 23. September waren die Truppen in drei Kolonnen bei Bergen eingetroffen. Gegen elf Uhr morgens ließ der Landgraf das Korps in Parade antreten und führte folgende Regimenter mit klingendem Spiel ins Lager:

Husaren-Regiment „Schreiber"
Garde du Korps
Carabiniers
Grenadier Bataillon „Hessen Philippsthal"
Regiment „von Kospoth"
Regiment „Garde"
Regiment „Prinz Carl"
I. Bataillon „von Hanstein"
Grenadier Bataillon „von Stein"
Regiment „Leibdragoner".

Angesichts der Truppenmasse brauchten die Frankfurter keinen Handstreich zu fürchten.

Es war dasselbe Feld, auf dem Broglio am 13. April 1759 seine Schlachtstellung gegen die von Kilianstedten her anrückenden Verbündeten unter dem Herzog Ferdinand von Braunschweig eingenommen hatte. Unter den hessischen Offizieren befanden sich noch zahlreiche Mitkämpfer jener großen Zeit. Bei einer Länge von 2150 Schritten zog sich das Lager von der Berger Warte auf der Höhe bis zur Frankfurt-Vilbeler Straße. Die Aufstellung war

folgende: Der linke Flügel an der Warte setzte sich aus dem Grenadierbataillon „von Stein“ und dem zweiten Bataillon „von Hanstein“ zusammen. Als Centrum folgten die Regimenter „Prinz Carl“ und „Garde,“ hinter dem sich das Hauptquartier befand, heute noch erkenntlich an einem viereckigen, mit der Inschrift PRAETORIVM bezeichneten Steine, dem Regiment „von Kospoth“ und das Grenadierbataillon „Prinz von Hessen-Philippsthal“, das zwei Jahre später durch die Erstürmung des Friedberger Tores sich unverwelkliche Lorbeeren wand. Als rechter Flügel reihten sich die beiden Cavallerieregimenter „Carabiniers“ und „Garde du Corps“ an. Die Husaren biwakierten in Bergen, die Jäger in Enkheim; Bilbel und Seckbach waren mit kleinen Infanteriekommandos besetzt, die Artillerie hatte ihre 23 Geschütze vor dem Lager aufgefahren.

Für die Soldaten war es keineswegs ein Lustlager, denn täglich wurde unter den Augen des Landgrafen exerziert, und das Lager bildete bald den Zielpunkt zahlreicher Neugierigen, um das Exerzieren der Truppen, die schon so viel von sich reden gemacht, mit kritischen Augen zu betrachten.

Die Regimenter selbst sahen zum Teil auf die Lorbeeren der Türkenkriege und der Morea, sie kämpften in Griechenland, Schottland, England, Belgien, den Niederlanden und in Frankreich, standen im siebenjährigen Kriege auf Seiten Preußens und jetzt standen in ihren Reihen Bataillone, die vor sieben Jahren aus Amerika zurückgekehrt, bei Fort Washington und Fort Reedbank blutige Lorbeeren geerntet. Landgraf Friedrich II. hatte über 19000

Mann seiner Landeskinder für England nach dem neuen Erdteil verschachert, um das Geld für Bauten und Maitressen zu vergeuden. Andere gütige, deutsche Landesväter, wie die von Braunschweig, Waldeck, Anhalt-Zerbst und Bayreuth folgten seinem Beispiele.

Am 30. September kündeten 300 Kanonenschüsse von den Wällen Frankfurts die glücklich vollzogene Wahl Leopolds zum deutschen Kaiser. Der Landgraf ließ Alarm schlagen und Freudensalven feuern. Am 4. Oktober begab sich Wilhelm IX. mit großem Gefolge nach dem Frankfurter Forsthaus, um den Kaiser zu empfangen. Leopold zeichnete den Landgrafen auf das schmeichelhafteste aus und versprach ihm, mit der Kaiserin das Lager zu besuchen. Wilhelm hatte allen Grund, den Kaiser günstig zu stimmen, denn das Hauptmotiv seiner reichspatriotischen Gesinnung bestand auf der Sicherung der Kurwürde. Nachdem am 9. die Krönung stattgefunden hatte, wurde der 11., ein Montag, zum Festtage für das Lager bestimmt. Die Vorbereitungen waren für die Offiziere und Mannschaften nicht die angenehmsten. Abends wurden bis spät in die Nacht die Locken und Zöpfe vorschriftsmäßig gewickelt und gepudert, legen durfte sich niemand, damit die Frisur keinen Schaden litt, denn Wilhelm IX. sah auf den Zopf und führte ihn 1814 bei seiner Rückkehr wieder ein, nachdem man ihn überall abgeschafft hatte. Die Lederhosen wurden naß angezogen und mußten am Körper trocknen, damit das Leder hübsch anschloß! Dann kam das Putzen der Armatur, das Aufweißen des Lederzeugs, der Litzen und Püschel mit Tonerde, um

den Soldaten in „größter Propreté“ erscheinen zu lassen. Die gesamte Reiterei, die Garde und das Regiment von Kospoth bekam neue Montur, und die gesamte Infanterie statt der üblichen schwarzen durchwegs weiße Kniestrümpfe.

Gegen 11 Uhr verkündete ein Signalschuß, dem rollender Kanonendonner sämtlicher Geschütze folgte, das Herannahen der hohen Gäste. Der Kaiser, dem der Landgraf mit großem Gefolge entgegenritt, trug Chevauxlegers-Uniform mit blauem Oberrock ohne Stern. Ein glänzende Suite folgte: der König von Neapel, die Erzherzöge, die Kurfürsten von Mainz, Trier und Köln, der Landgraf von Hessen-Darmstadt, die Herzöge von Württemberg und sonstige dem höchsten Adel angehörige Mitglieder mit Gefolge. Die Kaiserin, die Königin von Neapel, die übrigen Prinzessinnen nebst Gefolge wurden in 11 Galawagen von der kaiserlichen Nobelgarde in roten, reich mit goldgetreßten Uniformen eskortiert und beschlossen den glänzenden Aufzug, den glänzendsten, den diese Gegend jemals gesehen.

Der hochfürstlich hessische Hauptmann vom leichten Infanterie-Bataillon Lenz B. W. Wiederhold hat eine detaillierte Beschreibung des Lagers veröffentlicht und dabei sämtliche Gäste, welche das Lager besuchten, einzeln aufgeführt. Die Truppen stellten sich in Parade, der Kaiser schritt mit großem Gefolge die Front ab und grüßte entblößten Hauptes sieben Bataillone, welche in Amerika mitgefochten. Am linken Flügel angelangt, wurden die Gäste in einem türkischen Zelte von den Angehörigen des landgräflichen Hauses empfangen.

Jetzt kam die Parade. Ein Versuch, die Truppen in einer Linie vorrücken zu lassen, scheiterte an der ungeheuren Menschenmenge, welche sich zwischen die Abteilungen gedrängt hatte, und welchen der gutgelaunte Landgraf nicht die Lust verderben wollte. Wiederhold schätzt die Menschenmenge auf 50 bis 60,000 Personen. Endlich war es gelungen, Platz zu schaffen. Die Parade konnte beginnen. Unter den Klängen altertümlicher Märsche ziehen die Regimenter auf. Die langen, dunkelblauen Linien, unter denen das blendende Weiß der neuen Kniestrümpfe von den paillefarbenen Hosen leuchtet, rücken mit wuchtigem Marschtritt näher. Voran das je aus einer Grenadierkompagnie „Garde“ und Garde-Grenadiere“ kombinierte Bataillon „Hessen-Philippsthal“, in hohen Bärenmützen mit weißem Stirnblech und weißem Stutz mit roter Wurzel an der Seite, das zwei Jahre später bei Erstürmung des Friedberger Tores seinen Führer verlor.

Die erste Kompagnie trug weiße Litzen mit Püschel auf blauen, die zweite solche auf roten Rabatten, Kragen, Aufschläge und Schöße rot. Dann mit klingendem Spiel das Regiment „Garde“ in weiß eingefaßten Hüten. Voran die schwarzen Trommler (Neger) in reichgestickten Röcken, die als Kopfbedeckung einen weißen, silbern gemusterten Turban mit roter Feder tragen. Die Offiziere mit reicher Silberstickerei auf den blauen Rabatten senken im Vorbeimarschieren die Spontons und ziehen die reichgestickten Hüte. So folgt Regiment auf Regiment in seinen Abzeichen mit „Gewehr auf“ und fliegenden Fahnen. Jetzt tönen Fanfaren. Die Reiterei rückt

an. Garde du Corps in weißen Röcken mit blinkenden Panzern, Carabiniers, Schreiber-Husaren in hellgelben, weiß verschnürten Attilas und hellblauen, weißverschnürten Pelzen (jetzt Husaren-Regiment 14), die Leibdragoner (jetzt Husaren-Regiment 13) in hellblauen, rot ausgeschlagenen Röcken, roten Abzeichen und weißen Litzen auf den roten Rabatten, paille Westen und weißen Lederhosen. Als Kopfbedeckung weiße Kasketts mit Schweif, rot-weißen Stulp auf dem Kamm und Pelzbräme. Ein buntes Paradebild des XVIII. Jahrhunderts. Nach geglücktem Vorbeimarsch schwenkten die Truppen wieder auf ihre Lagerplätze ein und dreimal dreizehn Salven rollten vom rechten nach dem linken Flügel, denen ein dreimaliges „Vivat Leopold" als Schluß des Schauspiels folgte. Die Herrschaften begaben sich dann ins Hauptquartier, um in türkischen Zelten, die einst hessische Truppen erobert, das Mittagsmahl einzunehmen, wobei an vier Tafeln 126 Couverts gedeckt waren. Gegen vier Uhr wurde die Tafel aufgehoben, worauf sich der neu gekrönte Kaiser nebst den geladenen Gästen nach der Krönungsstadt zurück begaben, während die hessischen Geschütze ihren Abschiedsgruß nachdonnerten. Der große Tag war vorüber, hell hatte die Sonne der kaiserlichen Gnade gestrahlt und die Huld des Reichsoberhauptes hatte die Erwartungen des Landgrafen übertroffen — der Kurhut schien sicher.

Die folgenden Tage wurden mit Uebungen ausgefüllt. Sonntag, den 17. rückten die Regimenter wieder nach ihren Standquartieren ab, mit dem Bewußtsein, ein kleines Stück deutscher Geschichte miterlebt zu

haben. Außer dem Generalstab und dem Gefolge zergliedert sich die Stärke der Truppen, wie folgt:

Offiziere	270
Unterchargen	680
Spielleute	230
Mannschaften	6002
Unterstab	40
	7222 Mann

darunter 1679 Mann Cavallerie nebst 23 Geschützen.

Wenn man bedenkt, daß diese Truppen nur einen Teil der hessen-kasselschen Armee vorstellten, so läßt sich begreifen, warum man später den Fürsten dieses mächtigsten mitteldeutschen Militärstaates bei dem Reichsdeputationsbeschluß 1803 mit dem ersehnten Kurhut bedachte, einer Würde, der vorübergehend Napoleon durch Schöpfung des Königreichs „Westfalen" und später die Ereignisse des Jahres 1866 für immer ein Ende machten.

In den breiten Volksschichten der Umgebung ist man sich über die Bedeutung des altersgrauen Steines auf dem einsamen Felde sehr unklar. Ich selbst machte mit zwei Einheimischen die Probe, der eine meinte: „es is vun ere gruße Schlacht" (er hatte gewiß von der Schlacht bei Bergen gehört), der andere erklärte mir: „es is vun de aale Römer, der Hasestaab uff em Heilgeschdock waaß es ganz genau".

Leider liegen die Wege sehr im argen, der zugänglichste ist von der Berger Warte aus. Zu empfehlen wegen seiner herrlichen Aussicht ist der allerdings nur bei trocknem Wetter passierbare Feldweg, der links von der Strecke Heiligenstock-Bergen abzweigt.

Anbei eine kleine Aufstellung der Soldaten, die für englisches Geld nach Nord-Amerika verkauft wurden und derer, die zurückkehrten:

Hessen-Cassel 1776/82	16992	10492
Hessen-Hanau 1776/82	2422	1441
Braunschweig	5723	2708
Anspach-Bayreuth 1777/82	2353	1183
Waldeck 1776/82	1225	505
Anhalt-Zerbst 1778/82	1152	984
	29867	17313

Anmerkung. Die hessische (Cassel) Armee Wilhelm IX. bestand 1790 aus:

a) Cavallerie-Regim. Garde du Corps, Kassel.
„ Gensd'armes, Gudensberg.
„ Carabiniers, Melsungen.
„ Leibdragoner, Homberg.
„ Prinz Friedrich Dragoner, Hofgeismar.
„ Husaren-Regt. Schreiber, Grebenstein.

b) Infanterie-Regim. Garde, Kassel.
„ Leib-Grenadier-Garde, Kassel.
„ Leib-Regiment, Kassel.
„ Erbprinz, Eschwege, Allendorf.
„ Prinz Carl, Hersfeld, Schmalkalden.
„ von Loßberg, Rinteln.
„ von Kospoth, Hanau,
„ von Hanstein, Marburg, Rheinfels.

c) Artillerie-Regiment, Kassel, Ziegenhain.
Jäger-Corps, Schmalkalden.
Leichtes Infanterie-Bataillon "Lenz", Treysa.
Kadetten-Corps, Kassel.

Die Grenadierbataillone wurden aus zwei Grenadierkompagnien von je 2 Regimentern formiert und erhielten den Namen für Führer.

Die Einnahme Frankfurts durch Custine, 22. Oktober 1792.

Durch die Besitzergreifung der Festung Mainz stand im Jahre 1792 dem französischen Revolutionsheer der Weg nach Frankfurt offen. General Custine wußte ganz genau, daß die Stadt Frankfurt ohne große Machtenfaltung zu nehmen war; denn der Festungsgürtel konnte infolge des veralteten und mangelhaften Ausbaues der Werke einer Beschießung nicht widerstehen, die Wälle waren nicht armiert, und am Platze war nur eine Artilleriekompagnie von 61 Mann vorhanden, deren Ausbildung nicht im besten Rufe stand.

An stehenden Truppen befanden sich in der Stadt die zum oberrheinischen Kreiskontingent gehörenden 10 Kompagnien Frankfurtische Infanterie in Stärke von 780 Flinten, die im Notfall durch die 14 Quartierkompagnien Bürgermilitär verstärkt werden konnten. Drei Kompagnien zu je 30 Mann freiwillige Bürgerkavallerie konnten überhaupt nicht in Betracht kommen.

Am Abend des 21. Oktober ließ Custine von Mainz ein Detachement Nationalgarden und reitender Jäger unter Oberst Houchard abgehen mit der Weisung, vor der Stadt auf den von Oppenheim anrückenden General Victor Neuwinger zu warten, um diesen bei seiner Aktion gegen die Stadt Frankfurt zu unterstützen. Mit Frankfurt als Stützpunkt weiterer kriegerischer Unternehmungen, konnte ein Vorstoß nach der fruchtbaren Wetterau, der Kornkammer Mitteldeutschlands, den beiden Landgrafschaften Hessen-Kassel und Darmstadt mit ihren reichen Stiftern und Städten und dem kurmainzischen Vizedomamt Aschaffenburg stattfinden.

Von hier konnte man einer andringenden deutschen Armee Halt gebieten und den Weg nach Mainz verlegen oder doch im ungünstigsten Falle einen geordneten Rückzug sichern. Wenn auch Frankfurt auf seine Neutralität pochte, so glänzte doch der Reichtum der Stadt und das Gold der Frankfurter Kaufherren zu verführerisch in den Augen der beutegierigen „Neufranken" und Gründe, um der Stadt feindselige Handlungen zu unterschieben, hatte man schon vorher in Mainz im Hauptquartier künstlich konstruiert. Frankfurt sollte und mußte fallen.

Man war in der Frühe des 22. Oktobers nicht wenig im Ringe der schützenden Mauern erstaunt, als die Wache des Bockenheimer Tores ungebetene Gäste meldete: „Die Franzosen stehen vor dem Tor!" Auf den Stoppeläckern des Galgenfeldes nach der Galgenwarte zu qualmten und loderten die Lagerfeuer, reitende Jäger in grünen Spenzern waren abgesessen,

und Nationalgardisten in schäbigen blauen Röcken kochten ab.

Sofort begab sich eine Ratsdeputation zu Houchard, um sich über Zweck und Absicht seines Besuches zu erkundigen. Houchard erklärte, auf Verstärkungen zu warten. Feindseliges habe er nicht im Sinne, er entbiete der Stadt im Namen seines Generals Custine den Gruß der ungeteilten und einigen französischen Republik; außerdem bat er um Holz und Nahrungsmittel gegen bare Zahlung, die auch sofort aus Angst geliefert wurden. Gegen Mittag sah man auf der linken Mainseite vom Affentor aus dichte Staubwolken vom Walde her aufsteigen, bald funkelten in der klaren Oktobersonne französische Bajonette und auf den Landstraßen rückten die Truppenkörper vor. Linieninfanterie in weißen Uniformen und Artillerie mit blinkenden Regimentsstücken näherten sich die Oppenheimer Geleitsstraße entlang dem Affentore.

Man schickte nun eine Deputation zu dem Befehlshaber der versammelten Macht, General Victor Neuvinger, um die Gründe zu erfahren, die ihn bewogen hatten, das Gebiet der Stadt zu betreten, da man sich keiner feindlichen Handlung gegen die Frankenrepublik bewußt sei. Neuvinger empfing die Abgesandten der Stadt höflich und erklärte, ein Handschreiben Custines an den Magistrat abgeben zu müssen. Ein Anerbieten der Deputierten, das Schriftstück zu übermitteln, lehnte der General ab unter Hinweis auf den strikten Befehl, das Schreiben persönlich abzugeben, wobei er eine militärische Eskorte mitzunehmen wünschte. Jetzt merkte man die Absicht und

wurde verstimmt. Die Deputation schützte vor, die Angelegenheit erst dem Magistrate vorlegen zu müssen, und fuhr eiligst nach der Stadt zurück. Die Tore wurden geschlossen und das Gatter aufgezogen, um ein Eindringen der Neufranken zu verhindern, deren Infanteriekolonnen sich nach dem Tore zu in Bewegung setzten. Jetzt klangen draußen Signale, die Trommeln wirbelten, die Infanterie formierte sich, und plötzlich gähnte das blinkende Erz der französischen Geschütze nach dem Tor, um der Forderung Neuvingers Nachdruck zu verleihen.

Das wirkte. Die Zugbrücke fiel, die Tore wurden geöffnet, und Neuvinger zog mit 2000 Mann unter den lustigen Klängen des „Ça ira" („Es wird schon gehen!") in die Krönungsstadt der deutschen Kaiser ein. Houchard rückte durch das Bockenheimer Tor, das ohne Aufforderung geöffnet wurde, und vereinigte sich auf dem Roßmarkt mit Neuvinger. Daselbst wurden die Geschütze aufgestellt, die Mannschaft trat ab und wurde bei den Bürgern einquartiert. Die Stadt war ohne Schuß, ohne Schwertstreich in die Hände der Neufranken gefallen. Der Magistrat versamelte sich sofort im Römer, und Neuvinger gab gegen Abend sein Schreiben „An die Räte des Volkes" ab. Custine forderte darin vor allem eine dem Reichtum der Stadt angemessene Kontribution, deren Höhe Neuvinger festsetzen sollte. Der Bürgergeneral suchte sich durch dieses Manöver den Rücken freizuhalten und Neuvinger als Sündenbock vorzuschieben. Die Begründung der französischen Forderung lautete dahin, daß sich die Stadt dadurch einer feindlichen Handlung schuldig gemacht habe, daß sie

französische Emigranten unterstützt und dadurch die Republik geschädigt habe. Man hatte in Frankfurt den armen, zum Teil von allen Mitteln entblößten Flüchtlingen, die dem Henkerbeil der entfesselten Volksleidenschaften verfallen sollten, eine gastliche Aufnahme gewährt. Diese Emigranten hatten allerdings die deutschen Armeen mit 10,000 Streitern verstärkt, hatten sich bei Longwy und Verdun ausgezeichnet und wurden nun von dem Nationalkonvent überall blutig verfolgt. Neuvinger fügte hinzu, Frankfurt habe, um die Nationalkassen zu schädigen, falsche Assignaten in Verkehr gesetzt und solche sogar selbst anfertigen lassen; außerdem habe man gelitten, daß die hier erscheinende „Frankfurter Kaiserliche Reichs-Oberpostamt-Zeitung" Schmähartikel gegen Frankreich verbreitet habe, um das Volk über die Errungenschaften der Revolution irre zu führen. Aus diesen Gründen müsse er auf eine Zahlung von zwei Millionen Gulden als billige Entschädigung bestehen.

Die Bedingungen waren hart und die Beschuldigungen Neuvingers unwahr; denn es waren grob erfundene Lügen der Mainzer Klubisten. Aber der Magistrat mußte sich, da die Neufranken Herren der Stadt waren, dem Zwange der Notwendigkeit fügen, um nicht durch seine Weigerung gar eine allgemeine Plünderung durch die undisziplinierte Soldateska herbeizuführen.

Eine Bekanntmachung des Magistrats bat die zahlreichen wohlhabenden Bürger um Vorstreckung der geforderten Summe gegen Zinsen und garantierte für das Darlehen mit dem städtischen Besitze. Die Bürgerschaft erklärte, für die Forderung auf-

kommen zu wollen, um die gefürchteten Ausschreitungen zu verhüten; doch gingen zu gleicher Zeit angesehene Bürger nach Mainz, um einen Nachlaß der für die damaligen Verhältnisse ungeheuren Summe zu erlangen. Custine empfing die Deputation geringschätzig und verletzend, spielte sich als unumschränkter Herr auf, erklärte sich dann auf wiederholtes Bitten bereit, eine halbe Million nachzulassen und sein Versprechen mit einem Schreiben vom 24. Oktober zu bestätigen.

„Die Franken-Nation erläßt Euch durch mich 500,000 Gulden an Eurer Brandschatzung. Ich setze sie auf 1,500,000 Gulden herunter, erteile deshalb meine Befehle dem General Neuvinger. Ich fordere Euch auf, mit der Bezahlung nicht zu zögern."

Wie dieser gallische Bramarbas sein Wort hielt, werden wir noch sehen.

Neuvinger versuchte sich nun bei der Bürgerschaft dadurch beliebt zu machen, daß er für die Restsumme den im Gebiete der Stadt zahlreich begüterten Adel, die Klöster und Stifte haftbar zu machen suchte. Die Stadt hielt sich jedoch nicht für berechtigt, in solchem Falle über fremdes Eigentum zu verfügen und fürchtete die Folgen einer solchen Exekution.

Mittlerweile hatten sich unbestimmte Gerüchte verbreitet von einem Anrücken deutscher Heereskörper, auch hatte man mit Bestimmtheit erfahren, daß Landgraf Ludwig X. von Hessen-Darmstadt seine Armee mobilisiere und bei Gießen zusammenziehe, um die Neufranken an einem weiteren Vordringen zu hindern. Durch die Wegnahme der im oberen Elsaß gelegenen

Herrschaft Hanau-Lichtenberg, welche zu Hessen-Darmstadt gehörte, war dem Fürsten der Krieg ohne weitere Erklärung aufgezwungen worden. Die Konzentration seiner Truppen hatte den Zweck, sich den durch das Lahntal anrückenden Preußen und Hessen (Kassel) anzuschließen und dann mit diesen vereint gegen Frankfurt und das untere Maingebiet aufzubrechen.

Der Magistrat sandte in Erwägung der Neuwingerschen Vorschläge wiederum eine Deputation nach Mainz, die dem General Custine den Dank der Stadt aussprach, aber auch zu gleicher Zeit die Erklärung abgab, daß man über fremdes Eigentum nicht verfügen könne, weshalb Custine die vorgeschlagenen Maßregeln selbst ausführen solle. Custine, über diesen Widerstand aufgebracht, wies die Unterhändler schroff ab; auf Beitreibungen könne er sich nicht einlassen, er wünsche endlich Geld zu sehen, andernfalls Zwangsmaßregeln unvermeidlich seien.

Die Stadt beruhigte den General einstweilen mit einer Rate von 300 000 Livres, mit dem Hinzufügen, daß sie diese Summe vorläufig als ein der Republik anvertrautes Depositum betrachte. Nun wurde Custine dringender und forderte in einem zweiten Schreiben die Herausgabe des im Rahmhofe aufbewahrten Artilleriematerials, vierundzwanzigpfünder Geschütze nebst Wagen und Munition, wofür er an der Kontribution weitere 500 000 Gulden nachlassen wolle. Das Material gehörte ausschließlich der Stadt, da die der oberrheinischen Kreisartillerie zählenden Kanonen, die gleichfalls bei Friedenszeiten im Ramhof aufbewahrt wurden, bei Gründung des

landgräflich hessischen Feld-Artilleriekorps am 7. April 1790 nach Darmstadt abgeführt waren. Auch dieses Verlangen wurde abgeschlagen, indem die Stadt auf ihre Neutralität und ihre Zugehörigkeit zum Reiche hinwies, weshalb sie diese Forderung nicht erfüllen könne.

An demselben Tage wurden durch Neuvinger weitere 250 000 Gulden nach Mainz abgeführt, doch bedingte sich die Stadt aus, über die Zahlungsweise der Restsumme zuvor mit Custine zu verhandeln, wobei sie sich auf die schonenden Bedingungen berief, die man Wetzlar und den Isenburgischen Landen zugebilligt hatte.

Custine versprach, selbst zu kommen, erließ aber zuvor eine Proklamation, worin er bestimmte, daß die Restsumme nur von denen gezahlt werden sollte, die über ein Vermögen von 30 000 Gulden verfügten. Er dachte sich dadurch die Sympathie der niederen Volksklassen zu erwerben und bei seiner Ankunft die gleiche Begeisterung für die Revolution wie bei den Mainzern vorzufinden.

Es war gerade nochmals eine Deputation nach Mainz abgegangen, als am Mittage des 27. Oktober plötzlich die Trommeln durch die Straßen rasselten und für die Kavallerie zum Sammeln geblasen wurde. Man schlug Generalmarsch. Die Soldaten eilten marschfertig aus ihren Quartieren und stellten sich auf ihren Sammelplätzen auf. Ein freudiger Schreck ließ jetzt die Herzen der bedrängten Frankfurter höher schlagen. „Die Deutschen sind da!“ hieß es. „Die Hessen stehen vor den Toren, und die Franzosen wollen abziehen!“ So schwirrte es durch die

Gassen. Man hoffte bestimmt auf das Erscheinen hessischer Truppen, die von Marburg und Gießen her im Anmarsch sein sollten.

Eine gewaltige Enttäuschung folgte. Der Bürgergeneral Custine kam mit großem Gefolge durch das Bockenheimer Tor in die eroberte Stadt geritten. Neue Truppen folgten mit klingendem Spiel, um die Besatzung abzulösen, die Frankfurt nur ungern verließ, da sich die Mannschaften bei den Bürgern einer guten Verpflegung erfreuten und im allgemeinen sich ordnungsgemäß betrugen.

Die Stadt erhielt als Besatzung ein Bataillon des 82. Linien-Infanterieregiments, zwei Bataillone Nationalgarden nebst zugehöriger Artillerie und eine Kompagnie reitender Jäger. Damit dachte Custine den Platz einstweilen zu halten, bis ein weiterer Nachschub aus Frankreich eingetroffen war, da die ausziehenden Truppen zur Verstärkung des Besatzungskorps einer von Höchst bis Oberursel projektierten, verschanzten Defensivlinie verwendet werden sollten.

Der Geschützpark wurde auf dem Komödienplatz aufgefahren und gegen 4 Uhr nachmittags nahm Custine an der Hauptwache eine große Revue über die ein- und ausziehenden Neufranken ab.

Augenzeugen schildern Custine als einen Mann von mittelgroßer Figur mit graumeliertem Schnurr- und Backenbart in dem wettergebräuntem Gesicht. Er trug blaue, goldgestickte Generalsuniform, eine dreifarbige Schärpe um den Leib und Federhut. Unter dem Gefolge fiel namentlich der Mainzer Klubist Dr. Böhmer auf, der in einer malerischen roten Phantasieuniform prangte.

Zur besseren Orientierung folge anbei eine Schilderung der neuen Truppen. Die Nationalgarden machten vor allem einen ungünstigen Eindruck, weil sie größtenteils aus jungen, ungeübten Leuten bestand. Man trug blaue Röcke mit weißem Futter, rotem Kragen und roten Aufschlägen. Als Beinkleider wurden teilweise Trikothosen, teilweise solche von weitem Schnitt getragen. Blauweißrot gestreiftes Tuch wurde mit Vorliebe verwandt, doch war auch solches von weißer und blauer Farbe beliebt. Die Fußbekleidung bestand in Stulpenstiefeln oder Schuhen, auch Holzschuhe waren teilweise vertreten. Als Kopfbedeckung trugen die Zentrumskompagnien Helm ohne Schild mit farbiger Raupe und Pelzverbrämung, während die andern Mannschaften schwarze Hüte mit blau-weiß-roter Kokarde trugen, die bei den Grenadieren mit einem roten hängenden Roßhaarbusch verziert waren. Erst am 21. Februar 1793 erhielten Nationalgarden und Linie nach Errichtung der Halbbrigaden ihre einheitlichen Uniformen: Blauer Rock mit weißen Klappen, Patten und Schößen, roter Vorstoß, roter Kragen, weiße Knöpfe mit Ordnungsnummer, weiße Beinkleider. Als Kopfbedeckung wechselte bald Hut bald Helm. Die Grenadiere erhielten hohe Grenadiermützen aus Roßhaar mit weißer Einfassung, rotem Deckel mit weißem Kreuz und kupfernem Stirnschild, einige Regimenter trugen einfache Granaten auf der Mütze. Die Jäger zu Pferd waren mit grünen Röcken, grünen Hosen, chamois Westen, Hut und Stiefeln mit Besatz bekleidet. Die Aufschläge waren bei den sechs Regimentern verschieden, die in Frankfurt liegende Abteilung ge-

hörte zum dritten Regiment und trug als Abzeichenfarbe gelb. Die einheitliche Uniform der Artillerie bestand in blauem Rock mit blauem Kragen, blauen Rabatten mit rotem Vorstoß und roten Aufschlägen mit blauer Patte, roten Schößen und Epauletten. Die engen Beinkleider waren gleichfalls blau.

Custine gab sich der zahlreich zusammengeströmten Menge so leutselig wie möglich, unter anderm fragte er: „Nicht wahr, ihr habt neulich einen Kaiser gekrönt?“ Als diese Frage freudig bejaht wurde, fügte er spöttisch hinzu: „Ihr werdet keinen mehr krönen!“ Wohlgefällig sah sich der Franzose um und hoffte denselben Beifall zu finden, wie bei den Mainzern auf eine ähnliche Frage. Doch die Menge schwieg und nahm eher eine drohende Haltung ein. Die Frankfurter hielten nichts von den neufränkischen Freiheitsbäumen, „den Bäumen ohne Wurzel mit der Kappe ohne Kopf.“

Eine kleine Episode soll hier nicht unerwähnt bleiben. Einige vierzig junge Metzger hatten sich mit ihren Fanghunden eingefunden und in nächster Nähe Custines Aufstellung genommen, auch folgte ihm dieses sonderbare Geleit bis zu seinem Hauptquartier, dem „roten Hause“ auf der Zeil, an Stelle der jetzigen Hauptpost. Der Zweck war Custine nicht unbekannt geblieben. Man fürchtete nämlich, daß der General Befehl zur Plünderung der Stadt erteile, und war in diesem Falle entschlossen, die Bestien über Custine und sein Gefolge herfallen zu lassen, außerdem hatten sich die Metzger heimlich bewaffnet, um Widerstand leisten zu können, sodaß der General wohl den kürzeren gezogen hätte.

Am Abend ließ Custine sieben angesehene Kaufleute zu sich kommen, es waren J. J. Willemer, Bethmann-Hollweg, Heinrich Gontard, J. E. Ehrmann, Franz Schweitzer, Brentano Sohn und Isak Michel Speyer und erklärte ihnen, daß er sie einstweilen als Geiseln behalten werde, bis die Kontribution voll und ganz bezahlt sei. Die auf halbem Wege befindliche Deputation war inzwischen zurückgekehrt und begab sich sofort zu Custine, um ihm Vorstellungen zu machen. Dieser erwiderte ungeachtet seines Versprechens, er habe jetzt Geiseln und fordere in anbetracht der renitenten Haltung der Stadt jetzt voll und ganz die von Neuwinger auferlegten zwei Millionen Gulden innerhalb vierundzwanzig Stunden nebst sämtlichem Geschütz und zugehöriger Munition.

Da man nun einsah, daß alle weiteren Verhandlungen fruchtlos waren, zahlte die Stadt bis zum 31. Oktober die erste Million unter dem schon erwähnten Vorbehalt, bestand aber betreffs des verlangten Geschützes auf ihrer früher gegebenen Erklärung. Custine entließ jetzt die Geiseln, die Stadt erhielt, da Handel und Gewerbe vollständig stockten, einen Schutzbrief, auch versprach der General, sich beim Nationalkonvent dafür verwenden zu wollen, daß die zweite Million in Gnaden erlassen werde.

Weitere Summen und zwar je 200 000 Gulden wurden von der Judengasse und von dem Reichs-Ober-Postamt erpreßt.

Bald traten zwecks diplomatischer Verhandlungen zwei Unterhändler die Reise nach Paris an, der Syndikus Seeger und Kaufmann Gottlieb Engel-

bach. Leider waren ihre Bemühungen vergeblich, obwohl Frankfurt in dem Konventsdeputierten Josef Gorani und dem Minister Roland zwei überzeugte Fürsprecher hatte. Das völlige Mißlingen der Unterhandlungen war namentlich den Mainzer Klubisten, vor allem Georg Forster zu verdanken. Die Stadt wurde aufs neue bei dem Konvent verdächtigt und das alte Märchen von den „falchen Assignaten" wieder aufgefrischt. Man habe durch diese Falsifikate absichtlich das bare Geld aus Frankreich gezogen und einen Sturz der französischen Papiere herbeigeführt, die den Staatsruin bezweckten. Der Rat sah sich genötigt, bei einer namhaften Belohnung Zeugen zu fordern, um die Anschuldigungen zu beweisen, aber merkwürdigerweise wollte niemand in Mainz die Summe verdienen. — Eine zweite Deputation wurde zu Paris im Dezember verhaftet und erst am 21. Januar 1793 wieder in Freiheit gesetzt, sie bestand aus dem Schöff v. Günderrode, Peter L. Müller und Johann Heinrich Jordis.

Einen vorübergehenden Erfolg hatten die neufränkischen Waffen bei Nauheim aufzuweisen. Am 27. Oktober war morgens drei Uhr Houchard von Frankfurt aus mit 1500 Mann Kavallerie und 1000 Mann Nationalgarden nach der Wetterau aufgebrochen, um sich in den Besitz der Nauheimer Salinen zu setzen. Ein Teil dieser Macht wandte sich nach Ilbenstadt, brandschatzte das dortige Kloster mit 100 000 Gulden und nahm den Syndikus nebst zwei Geistlichen als Geiseln mit. Bei Friedberg vereinigten sich die Abteilungen und gingen gegen Nauheim vor. Der Platz wurde lebhaft von 120 Mann

des Regiments von Kospoth" verteidigt. Erst nachdem die Besatzung ihre Munition verschossen und den Rückzug angetreten hatte, wurde sie von französischer Reiterei umzingelt und gefangen genommen.*) Tags darauf wurden die braven Hessen im Triumph durch Frankfurt eskortiert. Die Offiziere Hauptmann v. Mondorf und Leutnant Fließ wurden auf Ehrenwort, nicht mehr gegen Frankreich zu kämpfen, freigelassen, während man die Mannschaften in Mainz internierte. Ueberall drängten sich die Bürger zu den braven Hessen, um mit Geld und Lebensmitteln ihr Los vorübergehend zu erleichtern; die Lebensmittel wurden ihnen denn auch von den Franzosen gelassen, das Geld aber nahmen ihnen die Sieger wieder auf dem Marsche ab.

Zu gleicher Zeit trafen von den erbeuteten Salinen größere Salztransporte ein, die gleichfalls nach Mainz dirigiert wurden. Die ärmeren Volksklassen drängten sich bei dieser Gelegenheit hinzu, um von dem Ueberflusse etwas zu erbeuten, da Salz hoch im Preise stand, weshalb sich der Rat gezwungen sah, durch eine Bekanntmachung vor Ausschreitungen zu warnen.

Mittlerweile war ein von allen Zünften und Berufsklassen unterzeichnetes Schreiben vom 5. November an Custine abgegangen, das darauf hin-

*) Am 28. Oktober schickte Custine einen Commissär nach Nauheim, um die Bürger gegen den Landgrafen aufzuhetzen. Er fragte unter anderem nach dem Preis des Salzes: „Sieben bis acht Gulden das Malter" wird ihm geantwortet. Der Franzose ergreift die Gelegenheit, sich als Wohltäter aufzuspielen und bietet das Salz zur Hälfte des Preises an. Die Nauheimer merkten den Kniff und einer Namens Salzmann meinte: „Ihr Franzosen könnt das Salz noch billiger als die Hälfte geben, es kostet euch ja nichts, ihr habt es gestohlen!" Was mit dem Kühnen geschah, wird nicht berichtet.

wies, daß die Summen nicht nach dem Vorschlage Custines nur von den Reichen, sondern auch von den Unbemittelten getragen werde; alle Bürger ohne Ausnahme wollten zur Brandschatzung beisteuern. Es hieß darin:

„Unsere Abgaben sind äußerst gering, und keiner unter uns hat sich darüber zu beklagen. Kurz wir sind alle glücklich, alle zufrieden. Aber unsre allgemeine Wohlfahrt hängt mit unsrer glücklichen Verfassung und dem Wohlstand unsrer reichen Mitbürger allzu eng zusammen, als daß wir uns nicht für diese verwenden sollten. Denn wenn Sie, Herr General, unsern reicheren Mitbürgern so viel Geld abnehmen, so sind wir, der Mittelstand und ärmere Bürger, mitgestraft, weil unser Handel, unser Gewerbe sinkt und unser Verdienst abnimmt. Wir leiden also alle darunter. Indem Sie, Herr General, sich als einen Verteidiger der Freiheit, als einen Beschützer der öffentlichen Wohlfahrt darstellen, so würden Sie Ihren eignen Grundsätzen zuwider handeln, wenn Sie uns nicht bei den Unsrigen ließen und wenn Sie nicht von aller Kontribution abstünden, die wir so wenig als unsre reicheren Mitbürger verschuldet haben und die unsern bis daher glücklichen Staat zu Grunde richten muß!"

Der edle Neufranke hielt es nicht der Mühe wert, eine Erklärung abzugeben, ihm war es einerlei, wer das Geld gab. Mitte November ließ Custine, der in der Gegend zu überwintern gedachte, die schon erwähnte verschanzte Linie von Höchst bis Homburg anlegen, wozu die Bauern gegen einen Lohn von 20 Sous

Schanzarbeiten verrichten mußten. Täglich marschierten Truppen durch die Stadt, man plante, sich in den Besitz Hanaus zu setzen, wo hessische (Kassel-) Regimenter lagerten. Der General ließ eine Aufforderung ergehen, die von Beleidigungen gegen den Landgrafen triefte, forderte die Truppen zur Meuterei auf und versprach gute Löhne für die, welche in seine Dienste eintreten wollten. Die Antwort war sehr derb und das Gegenteil erreicht. Ein hessischer Offizier, Friedrich Treusch von Butlar, forderte sogar Custine zum Zweikampf. Daniel Stamm sandte von Mainz als Antwort eine großmäulige Drohung. —

Um sich gegen einen Ueberfall zu schützen, ließ Custine Bergen, Seckbach und Vilbel mit fünf Grenadierkompagnien, Nationalgarden, Jägern zu Pferde, Dragonern und sechs Geschützen besetzen. Vilbel und Seckbach wurden jedoch bald aufgegeben und bei Bergen längs der nach Vilbel führenden Straße einige Schanzen errichtet.

Am 28. November vernahm man plötzlich bei Tagesanbruch heftiges Geschütz- und Gewehrfeuer. Die Vorhut des anrückenden preußisch-hessischen Heeres hatte in der Frühe die Verschanzungen bei Bergen überrumpelt und trieb die Franzosen mit Verlust zurück. Gelbe hessische Husaren des Regiments Schreiber drangen bis nach Bornheim vor.

Das Gros der deutschen Armee traf noch an demselben Morgen unter dem preußischen General von Kalkreuth in der Gegend ein, der rechte Flügel, aus hessischen Regimentern bestehend, schlug bei Bergen ein Lager auf und begann einzelne Abteilungen nach Frankfurt vorzuschicken, während Zentrum und lin-

ker Flügel längs der Nidda einzelne französische Detachements zurücktrieben, den französischen Linien gegenüber sich aufstellten und am folgenden Tage Homburg einnahmen.

Bornheim wurde von einem Bataillon des hessischen leichten Infanterie-Regiments v. Lenz besetzt, auf der Bornheimer Heide plänkelten die Vorposten und in den Wingerten zwischen Röderberg und Bornheimerweg (Sandweg) zeigten sich hessische Abteilungen. Gegen Mittag sprengte eine an der Friedberger Warte aufgestellte Abteilung reitender Jäger in rasendem Galopp durch das neue Tor, verfolgt von preußischen Husaren des Regiments v. Eben. Die deutschen Reiter hatten das 50 Mann starke Detachement überfallen, einige gefangen, mehrere verwundet und den Rest bis an das Tor verfolgt, zogen sich aber bis zur Warte zurück, wo hessische Infanterie eintraf und sich festsetzte, um jede Aufklärung über die deutsche Stellung den Neufranken unmöglich zu machen.

Gegen vier Uhr nachmittags erklangen vor dem Eschenheimer Tore schmetternde Fanfaren. Der preußische Oberstleutnant v. Pellet stand in Begleitung eines Husarentrompeters vor dem Werk und forderte Einlaß, um die Besatzung zur Kapitulation aufzufordern. Mit verbundenen Augen wurde der Offizier durch die jubelnde Menschenmenge geführt, die in laute Hochrufe auf den König von Preußen ausbrach. In dem „roten Hause", dem Hauptquartier des Stadtkommandanten van Helden, wurde eine längere Verhandlung geführt, aber schließlich mußte der Parlamentär mit abschlägigem Bescheide zurück-

kehren. Van Helden sandte sofort eine Estafette mit der Aufforderung Kalkreuths nach Höchst in das Hauptquartier Custines und erhielt von diesem den Befehl, die Stadt ohne jede Rücksicht auf das Aeußerste zu verteidigen. Das Ansinnen Kalkreuths sei eine Unverschämtheit, die man nur mit Ironie beantworten könne:

„Bedenken Sie, daß ein Republikaner mit Sklaven, mit Despotenknechten nicht kapitulieren darf; es ist nur eine Wahl, nämlich zu siegen oder zu sterben.

Sollte die Stadt sich rühren, so legen Sie Feuer in die Stadt. Entwaffnen Sie die Besatzung und erfüllen Sie meine Drohung, wenn sich die Stadt rührt."

Der Kommandant verlangte auf die Weisung hin sofort die Schlüssel zum Zeughaus, um die Wälle mit städtischem Geschütz zu armieren und sich zur Verteidigung einzurichten. Die zugehörige Munition wollte er bar bezahlen. Die Antwort des Rats, die zwei Deputierte überbrachten, lautete, daß man nach wie vor seine Befehle verweigern werde, im Gegenteil, man berufe sich auf die anerkannte Neutralität der Stadt, die rechtlich keine Verteidigungsmaßregeln zulasse. Alles Zureden, alle Vorstellungen waren vergeblich. Aus den Aeußerungen van Heldens und seines Adjutanten Fischer war zu entnehmen, daß man sich laut Befehl des Geschützes bemächtigen werde, um den Platz aufs äußerste zu behaupten.

Van Helden kam selbst mit einigen Stabsoffizieren auf den Römer, um dem Rate persönlich seine Entschlüsse mitzuteilen, aber wieder verweigerte dieser

ſtandhaft jene Forderung, die namenloſes Unglück über die Stadt bringe. Man bat nochmals den General, von einer Verteidigung abzuſehen, da Befeſtigung wie Beſatzung völlig unzureichend ſeien und ein Widerſtand die Lage nur verſchlimmern könne und deſſen Folgen die Einwohner tragen müßten. Van Helden erwiderte, er könne von ſeinem Befehle nicht abſtehen, noch weniger von den Forderungen, die Ehre und Pflicht von ihm verlangten. Eine feige Kapitulation ſchände den Waffenruhm der Republik, und ein ehrenvoller Abzug ſetze die Armee einem allgemeinen Angriffe aus; er beſtehe auf ſeiner Forderung. Vorläufig blieb es bei dieſer mündlichen Erörterung, und das Schwert ruhte in der Scheide.

Angeſichts der drohenden Gefahr begaben ſich in der Nacht zwei Abgeſandte nach Bergen in das Hauptquartier Kalkreuths, um ihm die Sachlage vorzuſtellen, und um Schonung der Stadt vor einem gewaltſamen Angriff zu bitten. Der General erklärte: „Daß er vor der Hand nichts gegen die franzöſiſche Beſatzung unternehmen, vielmehr — um die Stadt nicht den mit einem gewaltſamen Angriff und vergeblichem Widerſtand verbundenen Schrecken und Gefahren auszuſetzen — gern den freien Abzug mit ihrer geſamten Equipage zugeſtehen werde, wenn ſich der franzöſiſche General mit ſeinen Truppen nur bis den folgenden Mittag aus der Stadt ziehen wolle, weil bis dahin Seine Preußiſche Majeſtät mit dem Armeekorps in der Gegend eintreffen würde, und das weitere hernach nicht mehr von ihm, dem General, ſondern lediglich von der Dispoſition des Königs abhinge. Indeſſen habe er — um den Abzug der

französischen Garnison weniger zu genieren — bereits seine Vorposten eingezogen, und könne es geschehen lassen, daß der General van Helden dieses erfahre, damit dieser seine Maßregeln danach nehmen könne." Noch in derselben Nacht trat der Rat zusammen und gegen Morgen wurde van Helden von der Antwort Kalkreuths verständigt. Der General dankte für die Bemühung, erwähnte jedoch nichts von einem Abzug, sondern versuchte am Morgen, sich des städtischen Geschützes mit Gewalt zu bemächtigen. Gegen acht Uhr morgens drang ein Detachement Linientruppen in den Rahmhof und begann die Türen des Zeughauses zu sprengen. Bei dem Mißtrauen, mit dem man die Franzosen beobachtete, ging es bald wie ein Lauffeuer durch die Stadt: „Die Neufranken rauben das Geschütz!" Bürger und feiernde Handwerksburschen griffen zu den Waffen, rotteten sich vor dem Rahmhof zusammen, um zu stürmen und die Neufranken mit Gewalt zu vertreiben. Endlich gelang es dem Zureden angesehener Ratspersonen, die Menge von ihrem unbesonnenen Vorhaben abzubringen, und das Kommando zog unverrichteter Sache unter den Drohungen der zusammengeströmten Volksmenge ab.

Van Helden sah ein, daß ein Entflammen der Volksleidenschaft nur schlimme Folgen für seine schwache Truppe haben konnte und suchte das Vorkommnis im guten beizulegen. Er entschuldigte sich damit, daß seine Soldaten das im Vorhofe befindliche Fleisch holen sollten und ihre Absicht mißverstanden worden sei. Damit war für ihn die Sache abgetan, der Rat hielt es jedoch für besser, nochmals eine Depu-

tation nach Höchst ins Hauptquartier zu senden, als gegen vier Uhr nachmittags Custine selbst mit einer Eskorte von 15 Mann reitender Jäger unverhofft in der Stadt eintraf, an der Hauptwache abstieg und sich sofort zum Römer begab.

Der Rat hatte sich schnell versamelt, um den Höchstkommandierenden auf die Erklärung Kalkreuths hinzuweisen und ihn zur Schonung und Aufgabe des Platzes zu bewegen. Nach einer längeren Verhandlung mit den beiden regierenden und vorjährigen Bürgermeistern erklärte Custine: „Er sei in dem gegenwärtigen kritischen Zeitpunkt darum hierher gekommen, um dem Magistrat anzuzeigen, daß er sich genötigt sähe, mit der sich annähernden preußischen Armee ein entscheidendes Treffen wagen zu müssen. Er sei fest entschlossen, die mit seinen Truppen in hiesiger Gegend gewonnene Position zu behaupten, und er müsse daher mit jedem Augenblick den Angriff von jener Seite gewärtigen. Da sich indessen nach der gegenwärtigen Stellung der schauerliche Schauplatz von einem entscheidenden Treffen in der Nähe der Stadt eröffnen könnte, so habe er in dem Augenblick nichts Angelegeneres zu tun, als dem Magistrat zur Beruhigung der Bürgerschaft die feierliche Versicherung zu erteilen, daß — die Schlacht möge entscheiden, für welche Seite sie wolle, die Stadt Frankfurt dennoch vor aller Gefahr gesichert bleiben solle, da sich auf den unglücklichsten Fall seine Truppen dahier nicht halten und die Stadt also keiner Belagerung aussetzen sollten, daß also kein Schuß auf die Stadt geschehen und die franzö-

fische Garnison in aller Stille und ohne den mindesten Schaden zu tun, abziehen werde."

Die beiden Bürgermeister, Dr. Schweitzer und Muhl, begleiteten den General aus der Römerhalle, vor der eine große Volksmenge wartete, um die Entschlüsse Custines zu erfahren, der entblößten Hauptes sich unterhielt und sehr aufgeregt schien. Custine betonte, daß er beim Nationalkonvent seinen ganzen Einfluß aufgeboten habe, um den Rest der Kontribution abzuwenden, auch habe er bereits über das Wohlwollen und die Ordnung der Behörden und Bürger nach Paris berichtet. Der General verabschiedete sich darauf freundlich und begab sich zur Hauptwache. Hier hatte Custine mit van Helden eine längere Unterredung, wobei er auf seine früheren Befehle hinwies, und van Helden den äußersten Widerstand dringend empfahl; dann stieg Custine zu Pferde und ritt mit seiner Eskorte nach Höchst zurück. Er war zum letztenmale in Frankfurt gewesen.

Da ein kleines Kommando Nationalgarden mit Munition und Bagagewagen gleichfalls die Stadt verließ, folgerte man, daß die Besatzung sicher abziehen würde. Der Rat erließ sofort eine Bekanntmachung:

„Ein Hochedler Rat macht mit besonderem Vergnügen seinen lieben Mitbürgern nur mit Wenigem eilends bekannt, daß der Herr General Custine soeben in keiner anderen Absicht hierher und in Person in den Römer gekommen, als um die Versicherung zu erteilen, daß, wenn er allenfalls in der Nähe dieser Stadt zu einer Schlacht genötigt werden sollte, gleichwohl von seiner Seite die

hiesige Stadt dabei wegen aller Beschädigung von den Kanonen, und wegen aller Furcht einer Belagerung auf jeden Fall vollkommen sicher und beruhigt sein könne.

Daher um so mehr die liebe Bürgerschaft nochmals wiederholt ermahnt wird, sich und die Ihrigen ganz ruhig zu halten, und bei einer vorfallenden Aktion aller schädlichen oder gar gefährlichen Neugierde zu enthalten.

Frankfurt, den 29. Nov. 1792, abends 5 Uhr.

Stadt-Kanzlei."

Tags darauf passierte ein Transport von fünfzig gefangenen Preußen die Stadt, an die sich eine glorreiche Waffentat der Neufranken knüpfte. Die Gefangenen waren krank bei dem Rückzug aus der Champagne in Verdun zurückgelassen worden und sollten dann zu Schiff die Mosel herab der Armee folgen. Bei Trarbach machten Nationalgarden auf die Wehrlosen einen Ueberfall, zwangen die Schiffe zu landen, wobei 11 Kranke getötet wurden, und transportierten dann im Triumph die Gefangenen auf dem Landweg über Frankfurt.

Einige kleine Scharmützel längs der ganzen Linie, und die Aufstellung starker Reserven längs der ganzen deutschen Linie ließen auf eine baldige Entscheidung schließen. Van Helden machte keine Vorbereitungen zum Abzug, aber auch keine Anstalten zur Verteidigung, nur die Tore wurden stärker besetzt, und die Pforte für Fußgänger blieb geöffnet. Sonst blieb alles beim Alten, bis der erste Adventssonntag des neuen Kirchenjahres, der zweite Dezember

1792, sich mit Blut in die Geschichte Frankfurts einschreiben sollte.

Die Erstürmung des Friedberger Tores durch die Hessen am 2. Dezember 1792.

Trotz seiner ungenügenden Besatzung und des Mangels an schwerem Geschütz suchte der französische Kommandant, General van Helden, noch immer das schwach befestigte Frankfurt gegen das Andringen des rechten Flügels der verbündeten Preußen und Hessen zu behaupten. Der vom Zufall verwöhnte Custine träumte schon von einem entscheidenden Siege über die anrückenden Deutschen, über deren Stärke und Aufmarsch er völlig im Unklaren war, woraus sich die Vernachlässigung eines festen Stützpunktes wie Frankfurt erklären läßt. Van Helden selbst hoffte fest auf Unterstützung von Höchst aus, wo unter Custine das Gros der Neufranken stand, und wagte die Entscheidung in festem Vertrauen auf das blinde Waffenglück der Revolutionsarmee, welche die festen Mauern von Mainz und die Wälle Frankfurts ohne ernsthaften Widerstand eingenommen hatte.

Strapazen, Krankheiten und Entbehrungen aller Art hatten die Reihen der aus der Champagne zurückkehrenden deutschen Truppen so gelichtet, daß dieser Rückzug eher einer Flucht ähnlich schien. Am 28. Oktober hatten die Hessen in Gewaltmärschen das von den Neufranken bedrohte Koblenz erreicht, somit den nachdrängenden Preußen den Rückzug gesichert und die Festung mit ihren Magazinen nebst Ehren-

breitstein vor dem Schicksal der Schwesterfeste Mainz bewahrt. Nach dem Eintreffen der preußischen Heereskörper marschierten die hessischen Regimenter unter Generalleutnant v. Biesenrodt das Lahntal hinauf, um sich bei Marburg mit den von Generalmajor von Kochenhausen befehligten Reserven zu vereinigen. Für die erschöpften Feldtruppen wurden einige Rasttage festgesetzt, um die Kadres zu ergänzen und neu zu equipieren, dann setzte sich am 25. November die ganze hessische (Kassel) Armee in Stärke von 12 Bataillonen Infanterie, 13 Schwadronen Kavallerie nebst zugehöriger Artillerie in Bewegung, um zu den vom hinteren Taunus her vordringenden Preußen zu stoßen.

Landgraf Ludwig X. von Hessen-Darmstadt begann am 15. Oktober, seine Truppen bei Gießen zu konzentrieren und vereinigte sich Ende November bei Homburg gleichfalls mit den Verbündeten, sodaß jetzt mit überlegenen Streitkräften ein Vorstoß nach dem Main und gegen die französische Stellung stattfinden konnte.

Kleine französische Abteilungen, welche die Wetterau und den Taunus plünderten, wurden überall geworfen, Nauheim wurde besetzt und Bergen nach einem kurzen glücklichen Gefechte von den Hessen unter Oberst Schreiber eingenommen. Auf der Berger Höhe schlugen die Hessen ein befestigtes Lager auf und zwar auf derselben Stelle, wo die Regimenter ein Jahr zuvor zum Schutze der Krönung Leopolds II. ihre Zelte aufgerichtet hatten, woran noch jetzt eine Gedenksäule auf freiem Felde zwischen Heiligenstock und Bergen erinnert.

Das Hauptquartier befand sich in letztgenanntem Flecken, wo auch König Friedrich Wilhelm II. von Preußen eingetroffen war, um die Operationen gegen Frankfurt und Höchst persönlich zu leiten. Von hier dehnte sich der linke hessische Flügel in einem großen Halbkreis gegen Frankfurt, in Vilbel stand das Landgräflich Hessen-Darmstädtische Feldartilleriekorps mit einer Infanteriebrigade, um die Aktion gegen Frankfurt zu unterstützen, von dort bis Bonames bildeten längs der Nidda die preußischen Regimenter „Lottum" und „Katte" unter dem Herzog von Weimar eine Kette, an die sich der französischen Linie gegenüber die preußische Hauptmacht unter Hohenlohe nach Homburg zu anschloß.

Von dem Zentrum der französischen Stellung bei Höchst, wo Custine, durch die Nidda gedeckt, sich in vorteilhafter Stellung befand, zog sich die neuerrichtete Verteidigungslinie aus kleinen Erdschanzen bestehend über Rödelheim nach Oberursel, wo Houchard ein stark befestigtes Lager bezogen hatte; als rechter Stützpunkt galt Frankfurt, das van Helden mit einem Bataillon des 82. Linien-Infanterie-Regiments, zwei Bataillonen Nationalgarden und einer Schwadron reitender Jäger gegen den Ansturm des linken deutschen Flügels verteidigen sollte.

Mittlerweile hatte man im deutschen Hauptquartier eingesehen, daß zu einem allgemeinen Angriff der Besitz Frankfurts unbedingt notwendig wäre, und beschlossen, die Stadt in anbetracht ihrer schwachen Besatzung zu überrumpeln, zumal die Sorglosigkeit van Heldens genügend bekannt war. Ueber die Vorgänge und die Volksstimmung in Frankfurt selbst

war man durch Spione stets auf dem Laufenden, und ein Ueberfall auf die Stadt schien Aussicht auf Erfolg zu haben.

Obwohl van Helden über den Anmarsch der Deutschen genügend unterrichtet war, unterließ er völlig, die feindliche Stellung bei Zeiten aufzuklären oder sich durch Sperrung der Zugangsstraßen mit Verhauen und Anlegung von Verschanzungen bei den dominierenden Warttürmen gegen voraussichtliche Ueberraschungen zu schützen. Custine sah die bedrängte Lage bei der Wichtigkeit des Platzes ein und beschloß, den General Victor Neuvinger mit Verstärkungen nach Frankfurt zu schicken.

Man hatte jedoch im deutschen Lager von der Absicht Custines erfahren und beschlossen, den Neufranken durch einen Handstreich zuvorzukommen, weshalb am 2. Dezember bei Tagesanbruch der geplante Ueberfall stattfinden sollte.

Zu diesem Zwecke hatte man in Hanau drei gedeckte Schiffe requieriert, die, mit 150 Grenadieren bemannt, in Frankfurt am Holzpförtchen landen sollten, während man zu gleicher Zeit die Stadt in drei Kolonnen am Neuen Tor, Allerheiligentor und Affentor zu stürmen gedachte. Da nun van Helden jedenfalls seine verfügbaren Truppen nach den bedrohten Punkten dirigieren mußte, wäre es den Grenadieren im Verein mit den mißvergnügten Bürgern ein Leichtes gewesen, der Besatzung in den Rücken zu fallen und so über die Wegnahme des Platzes zu entscheiden.

Es sollte jedoch anders kommen.

Bei Tagesanbruch ließ König Friedrich Wilhelm II. das hessische Lager alarmieren und nahm erst

über die Truppen, die er persönlich zu führen gedachte, eine Parade ab; dann musterte der König mit größem Gefolge sämtliche am Zollhaus hinter Bornheim aufgestellten Bataillone, die zum Sturme auserlesen waren, wodurch sich der Abmarsch bis 8 Uhr verzögerte, während ursprünglich die Kolonnen bereits punkt sieben Uhr von der Friedberger Warte und Bornheim nach Frankfurt vorrücken sollten.

Die Bataillone marschierten ab, um sich an den vorgeschriebenen Sammelplätzen aufzustellen. Die Hauptsturmkolonne aus den Elitetruppen der hessischen Regimenter formierte sich unter Generalleutnant v. Biesenrodt und Generalmajor v. Wurmb an der Friedberger Warte, um gegen das Neue Tor, wie das jetzige Friedberger Tor damals genannt wurde, vorzurücken. Die Kolonne hatte folgenden Bestand: Zwanzig Mann Garde du Corps unter Rittmeister von Stein und Kornet von Osterhausen als äußerste Vorhut. Das hessische Jägerkorps unter Major von Motz. Grenadier-Bataillon Prinz von Hessen-Philippsthal, zusammengesetzt aus je zwei Grenadier-Kompagnien des Regiments „Garde" und Regiments „Garde-Grenadiere". Erstes Bataillon Garde, erstes Batillon Garde-Grenadiere, zweites Bataillon Garde-Grenadiere. Als Kavallerie waren noch beigegeben eine Abteilung Garde du Corps und das Regiment Carabiniers zu Pferde.

Die zweite Kolonne unter General von Hanstein stellte sich auf dem Felde hinter Bornheim auf, um durch das Dorf den Bornheimer Weg, jetzt Sandweg, nach dem Allerheiligen-Tor vorzugehen. Sie war gebildet aus: Eine Abteilung preußische Husa-

ren v. Eben; Grenadier-Bataillon v. Eschwege, zusammengesetzt aus je zwei Grenadierkompagnien des Leib-Regiments und des Regiments v. Hanstein; erstes Bataillon „Leibregiment"; zweites Bataillon „Leibregiment" und Husaren-Regiment Schreiber.

Als dritte Kolonne hatte sich an der Fleschenburg (ein ehemaliges Raubritternest, später Deutschherrn-Hof) zwischen Oberrad und Offenbach das Landgräflich Hessische Chevauxlegers-Regiment unter Oberst von Düring aufgestellt, um am Affentore die ausbrechenden Neufranken vom Rückzuge abzuschneiden.

Folgen wir dem Anmarsch der Hauptkolonne. Die einstündige Verspätung sollte leider blutige Folgen nach sich ziehen, indem um sieben Uhr noch dichte Herbstnebel gute Verbündete des Unternehmens waren, in deren grauen Wolken man sich unbemerkt dem Tore nähern und durch einen glücklichen Handstreich sich in den Besitz der Stadt setzen konnte.

Beim Verlassen der Friedberger Warte war bereits die Sonne aufgegangen und begann die wallenden Nebelschleier zu lösen. Das junge Morgenlicht glänzte auf den Bajonetten, funkelte auf den weißen Stirnblechen der Grenadiermützen und erhellte immer mehr das reifbedeckte Feld, so daß man die Hoffnung auf einen sturmfreien Ueberfall im voraus aufgab. Im Schnellschritt eilte man dem blutigen Ziel zu, — Frankfurt, das mit seinen Türmen und Wällen dunkel aus leichtem Dunst aufstieg und sich in unbestimmten Linien vom grauen Dezemberhimmel abhob.

Von den Wällen aus konnte man die obere Friedberger Landstraße infolge der dichten Atmosphäre nicht übersehen, dann wechselten dichte Baumstücke mit einzelnen Gärten ab, in denen sich kleine Gartenhäuser und Schuppen befanden, bis endlich vor dem Tore sich große Lagerplätze von Bauholz und Brettern anschlossen, so daß die Hessen ihren Anmarsch bis auf kurze Entfernung maskieren konnten. Sorglos schlenderte die Wache auf und ab, die Pforte für Fußgänger stand offen, und man schien von der drohenden Gefahr nichts zu ahnen.

Die äußerste Vorhut, die sich unbemerkt auf hundert Meter genähert hatte, stürzte sich nun, gefolgt von den Jägern, auf die Wache unter dem althessischen Kriegsruf: „Schurri, schurri, druff! — Das Tor ist offen!“

Ebenso schnell hatten aber die französischen Posten, Linienſoldaten des 82. Regiments, das Tor zugeworfen, die Zugbrücke aufgezogen und so den Ueberfall vereitelt. Jetzt wurde es auf dem Werke lebhaft und ein heftiges Musketenfeuer vom Torturm und dem Walle begrüßte die in geschlossenen Kolonnen anstürmenden Grenadiere, die mit Trommelschlag und Schlachtgeschrei zwischen den engen Mauereinfriedigungen der Straße hervorbrachen. Die zur Vorhut gehörigen Jäger wichen den Kugeln aus, indem sie sich in gegenüberliegende Gärten warfen und hinter sicherer Deckung das feindliche Feuer erwiderten. Das Grenadierbataillon war jedoch in der Meinung, das Tor sei offen, bis an den Grabenrand vorgedrungen und setzte sich auf freiem Terrain dem Feuer der Neufranken aus, ohne sich zurück-

ziehen zu können, da das Garde-Grenadier-Regiment sich nachgedrängt hatte und die ganze Straßenbreite einnahm. Es entwickelte sich nun, da sich auch das Bataillon Garde fest angeschlossen hatte, ein furchtbares Gedränge, in das verheerend die feindlichen Kugeln einschlugen. Vergeblich knatterten die Jägerbüchsen gegen den verdeckten Feind, der auf kurze Entfernung sein tödliches Feuer auf die in Unordnung geratenen, dicht aufmarschierten Massen konzentrieren konnte. Die Hauptleute v. Michelhausen und v. Wolf fallen an der Spitze ihrer Grenadiere, der tapfere Führer, Prinz Karl von Hessen-Philippsthal-Barchfeld, Hauptmann Desclaires und Leutnant v. Rademacher tränken tödlich verwundet die feuchte Erde mit ihrem Blute, der sechste Teil des Grenadierbataillon wird kampfunfähig, und die Lage ist unhaltbar.

Um größeren Verlusten vorzubeugen, erhält das Grenadierbataillon den Befehl, in die anliegenden Lagerplätze einzudringen und hier Deckung zu suchen. Das Garde-Grenadier-Regiment war gleichfalls in Unordnung geraten und fing an, unter dem anhaltenden Feuer zu leiden. Major v. Donop hält sich, von zwei Kugeln getroffen, an der Spitze des ersten Bataillons nur mühsam aufrecht. Eine dritte Kugel läßt den Braven in den Armen seines Adjutanten Leutnant v. Langenschwarz vor der Front sterben mit der Bitte, die Führung dem ältesten Hauptmann abzugeben. Da sich die Infanterie nutzlos erwies gegen die hinter sicherer Brüstung kämpfenden Feinde, und der Endzweck sich nur durch Demolierung des Tores durch Artillerie erreichen ließ, gab Biesenrodt Befehl,

das Garde-Grenadier-Regiment hinter das Bataillon Garde zurückzuführen, „damit es seine Glieder neu formiere“. Der Rückmarsch verursachte in dem eng aufgestellten Bataillon Garde ein heftiges Gedränge und drohte, die Reihen mit fortzureißen, so daß sich Oberst von Benning genötigt sah, mit dem Degen in der Faust zu drohen, jeden niederzustechen, der einen Schritt zurückweiche. Da nun Platz für die eingetroffene Artillerie geschaffen werden mußte, wurde die Garde auch zurück beordert, um die Geschütze wirken zu lassen.

Die beiden Regimentsstücke unter Leutnant v. Riepe fuhren auf, und in wenigen Minuten krachten schon die ersten Schüsse und schleuderten ihre vierpfündigen Vollkugeln gegen das Tor, daß die Balken splitterten, ohne daß es gelang, die Zugbrücke zu Fall zu bringen. Das feindliche Feuer hatte sich inzwischen verstärkt und unter die weißen Röcke der Linie mischten sich die blauen der Nationalgarde. Dichte Wolken von weißem Pulverdampf verhüllten gegenseitig das Ziel.

Wie erlösend klingen jetzt die dumpfen Schläge der in der Gegend der jetzigen Bornheimer Landstraße aufgestellten schweren preußischen Batterie in die Ohren der Stürmenden, die in ohnmächtiger Wut auf die Wirkung ihrer Artillerie warten. Jetzt donnern auch von der Eisernen Hand her die hessischen Geschütze ihren Gruß und fangen an, die Stadt mit Granaten zu bewerfen. Auch am Sandwege steigen Rauchwolken auf. Vier dort aufgefahrene Regimentsstücke fangen an, die vorspringende Bastion zu bestreichen, um der zweiten Kolonne das Vorrücken

zu erleichtern. Der Kampf wird allgemein und auf beiden Seiten mit größter Erbitterung geführt; vor den Wällen die tapferen hessischen Krieger, die ihre Verluste rächen und keinen Schritt zurückweichen wollen, auf den Wällen die abgeschnittenen Neufranken, die das Leben gegen die Wut der Angreifer zu verteidigen haben.

Folgen wir nun einen Augenblick den Ereignissen innerhalb der bedrängten Mauern Frankfurts.

Da die französische Besatzung nicht abzog, erwartete man zwar einen Angriff, dachte jedoch nicht, daß an dem ersten Adventssonntag die blutigen Würfel fallen sollten.

Die Bürgerschaft hatte sich gerade zur Kirche begeben, als sich unter das friedliche Geläute der Domglocken eine schrille Dissonanz mischte: das Knattern des Pelotonfeuers und die dumpfen Schläge der hessischen Kanonen. Die Gotteshäuser leerten sich, alles eilte nach Hause zu den Seinen, die Türen wurden ängstlich verschlossen, und man harrte der Schrecken einer Beschießung und der Greuel eines Sturmes. Die Straßen wurden menschenleer bis auf eine Anzahl feiernder Handwerksburschen und Gesellen, die sich bald, sei es durch Zufall, sei es mit Absicht, zu größerm Haufen zusammenrotteten und eine herausfordernde Haltung annahmen. Als nun in der Stadt die hessischen Kugeln einschlugen und auf Straßen und in den Häusern die preußischen Granaten krepierten und teilweise zündeten, stieg die Volkswut zum äußersten.

Auf der Zeil sah man van Helden verzweifelt auf und ab gehen, er hatte seine Gegner unter-

schätzt und fürchtete jetzt das Ausbrechen eines Aufruhrs in der Stadt selbst. Eine vor dem Gasthaus zum Römischen Kaiser auf der Zeil aufgestellte Reservekompagnie Nationalgarden bekam Befehl, nach dem Friedberger Tore abzurücken. Die Menge verfolgte die Soldaten mit Johlen und Geschrei und ging zum Angriff vor, als zwei vor dem Roten Hause stehende Kanonen nach dem Wall abgeführt werden sollten. Die Begleitung wurde unterwegs entwaffnet und zerstreut, von den Lafetten schlug man die Räder ab und trug sie fort; die Rohre selbst ließ man vernagelt an der Peterskirche im Straßenkot liegen. Einer Anzahl von den Wällen zurückkehrenden Neufranken wurden die Gewehre abgenommen und die Träger mißhandelt. Unaufhaltsam sollte die Entscheidung nahen. Da nun das Granatfeuer immer zunahm, begaben sich die beiden Bürgermeister Mühl und Dr. Schweitzer zu van Helden, um den General zu bestimmen, dem Blutvergießen und der Zerstörung ein Ende zu machen unter Hinweis auf die Versprechungen Custines, welcher der Stadt Schonung an Gut und Eigentum und im Falle eines Angriffs Abzug der Besatzung zugesichert hatte. Van Helden verlegte sich auf Ausflüchte, schickte aber in anbetracht der drohenden Haltung, welche die Volkshaufen angenommen hatten, einen Trompeter nach dem Friedberger Tore und beorderte außerdem einen Stadttrompeter nach dem Allerheiligentore, welche den deutschen Führern ein Handschreiben zur Einstellung der Feindseligkeiten und die Bedingungen eines freien Abzuges übergeben sollten.

Am Friedberger Tore gelangte der Bote nicht wei-

ter als an das Torgewölbe, da die Hessen zu einem neuen Sturm ausholten und man das Tor bei dem mörderischen Feuer nicht verlassen konnte. Der Trompeter suchte sich durch Signale verständlich zu machen; die Menge aber nahm an, van Helden wolle kapitulieren und ging gegen die Wache vor. Der kommandierende Offizier, ein Linienkapitän, forderte die Menge auf, sich zu zerstreuen und befahl der Mannschaft, zu feuern. Die Antwort war ein Sturm auf die innere Torhalle, wobei die Soldaten überwältigt und entwaffnet wurden. Schmiede und Zimmerleute kletterten mit Gefahr ihres Lebens in die Höhe und zertrümmerten mit Hämmern und Aexten trotz der einschlagenden Kugeln und splitternden Balken mit wuchtigen Schlägen die schweren Ketten der beiden Zugbrücken, von denen die kleine für Fußgänger sofort niederfiel. Vor dem Tore formierte sich gerade die Sturmkolonne, als auch die große Brücke niederrasselte und das Tor aufgesperrt wurde.

„Vorwärts, vorwärts!" schallte es draußen durch das Knattern der Musketen, die Trommeln setzten ein, und mit gefälltem Bajonett herein drangen die vier ersten Kompagnien des ersten Bataillons Garde unter Major v. Offenbach mit dem Schlachtgeschrei: „Tod dem Eustinus, der Eustinus muß sterben!" Die fünfte Kompagnie drang in Vorwerk und Torturm und ließ sämtliche Verteidiger unbarmherzig über die Klinge springen. Das erste Bataillon Garde-Grenadiere drängte nach mit sämtlichen Offizieren in den Vorderreihen und bestieg von innen die Wälle. Leutnant von Selchow war der erste, Fahnenjunker Appelius der zweite auf dem Werk und steckte die

Fahne auf, zum Zeichen, daß der Wall genommen und das Feuer einzustellen sei. Von den Volkshaufen geführt, eilte das zweite Bataillon Garde-Grenadiere nach dem Eschenheimer Tor, das jedoch der Feind bereits verlassen hatte. Das Grenadier-Bataillon wandte sich unter Hauptmann von Hachenberg, der an Stelle des tödlich verwundeten Prinzen von Hessen-Philippsthal-Barchfeld das Kommando übernommen hatte, durch die Stadt nach dem Allerheiligentore, wo noch das Gefecht im Gange war, aber in ähnlicher Weise wie am Friedberger Tore durch das Volk noch vor dem Eintreffen des Bataillons entschieden wurde.

Der befehligende französische Offizier hatte den Stadttrompeter mit der Pistole zurückgewiesen, weil er keine Befehle habe und der Trompeter, ohne Ordonnanz komme. Die Folge war, daß auch hier die Menge die zwölf Mann starke Wache über den Haufen warf und das Tor öffnete. Sofort drangen das Grenadierbataillon von Eschwege und das Leibregiment, gefolgt von den gelben Schreiber-Husaren, durch die Allerheiligengasse in die Stadt.

Die über ihre Verluste und den zähen Widerstand des Feindes ergrimmten Hessen gaben keinen Pardon und machten bei ihrem Eindringen alles nieder, was französische Uniform trug. Fast zu gleicher Zeit war die Reiterei der beiden Kolonnen auf der Zeil angekommen, die vom Friedberger Tore eindringende Infanterie säuberte die Straßen rechts von der Zeil, das vom Allerheiligentor eindringende Leibregiment und die Grenadiere stürmten durch Schnur- und Töngesgasse den Feinden nach. Die gesamte

Kavallerie sprengt die Zeil herab auf die fliehenden Neufranken. Hier spielten sich düstere Szenen ab. Ueberall das Geschrei der Sieger, das ängstliche Hilferufen der Besiegten, die, von wuchtigen Hieben getroffen, sich in ihrem Blute auf der Straße wälzten, bis ein Fußtritt oder das Bajonett der nachdringenden Infanterie die Unglücklichen von ihren Leiden erlöste oder mitleidige Bürger die Verwundeten mit Lebensgefahr in die Häuser zogen. Jetzt waren auch am Holzpförtchen die Schiffe angekommen und hatten ihre Besatzung gelandet. Die Grenadiere zogen haufenweise durch den am Main gelegenen Teil der Altstadt und fahndeten nach versprengten Franzosen. Außer fünf Nationalgardisten, die sich in der Bendergasse hinter Fässern versteckt hatten, fiel den Grenadieren nichts in die Hände. Die Versteckten wurden herausgeholt und mit dem Bajonett niedergemacht. Den reitenden Jägern, der Grenadierkompagnie und ungefähr 200 Nationalgarden gelang es, durch das Affentor zu entkommen. Die ansprengenden landgräflich Hessen-Darmstädtischen Chevauxlegers ließen von der Verfolgung ab und drangen in Sachsenhausen ein. Die mitleidigen Linksmainer hielten zahlreiche wehrlose Neufranken in den Häusern verborgen, bis der erste Zorn der Deutschen verraucht war; nur ein Mann fiel unter dem Säbel eines Chevauxlegers. Alles, was entrinnen konnte, retirierte durch Galgen- und Bockenheimer Tor und suchte die Warte zu erreichen, wo sich Neuvinger mit dem versprochenen Sukkurs, der zum Glück für die Stadt und die Hessen zu spät kam, in Schlachtordnung zwischen Galgenwarte und Hellerhof auf-

gestellt hatte. Mit Hilfe von drei Bataillonen Infanterie und einer reitenden Batterie unter Kapitän von Mayer warf die Hessische Reiterei die Scharen Neuvingers zurück und verfolgte sie eine Strecke weit, wobei die Franzosen über 500 Tote und Verwundete auf dem Feld ließen. Nach diesem kurzen Gefecht rückten die Truppen wieder zurück in das wiedereroberte Frankfurt.

Den Kolonnen auf dem Fuße waren König Friedrich Wilhelm II., der Kronprinz und der Herzog von Braunschweig in die wiedererrungene deutsche Krönungsstadt gefolgt, wo ihnen aus allen Straßen begeisterter Jubel entgegenbrauste, denn man schrieb die Wiedereroberung des Platzes fälschlich der Initiative des Königs zu. Die hessischen Bataillone sammelten sich auf Zeil und Roßmarkt. Dort begrüßte sie der König, um ihnen in einer längeren Ansprache seine Bewunderung für selbstlosen Mut und altheissische Tapferkeit auszusprechen. Als Belohnung wurde deshalb den Mannschaften ein „Sturmsold" aus der Königlichen Kriegskasse zuerkannt und zwar den Unteroffizieren je ein Konventionsgulden, den Gemeinen je 36 Kreuzer, auch wurde vom König eine 24stündige Erholungspause festgesetzt, weshalb am Abend preußische Garden den Garnisonsdienst übernehmen sollten.

Nachdem der König die Krieger nochmals seiner „vollsten Zufriedenheit" versichert hatte, begab er sich durch das Friedberger Tor nach Bonames, wo unter seiner Leitung der Hauptangriff gegen die Neufranken stattfinden sollte.

Während in der Stadt tiefer Friede eingekehrt schien, entbrannte vor den Toren der Kampf auf der ganzen Linie. Von Oberursel her rollte dumpfer Kanonendonner und deutete auf ein schweres Gefecht. Dort hatte gegen Mittag der rechte deutsche Flügel unter Hohenlohe die verschanzte Stellung Houchards angegriffen. Der Mainzer Klubist Daniel Stamm, Custines Feldadjutant, berichtet hierüber: „Houchard, die Geißel der Despoten, narrte von 9 Uhr früh bis abends 4 Uhr mit 2000 Mann das ganze hohenlohische 12,000 Mann starke Korps.“ Das hohenlohische Korps zählte aber kaum die Hälfte dieser Ziffer. In Wirklichkeit nahm sich die Sache doch anders aus. Das Gefecht wurde gegen Mittag durch ein heftiges Artilleriefeuer eingeleitet, wodurch die Stellung Houchards erschüttert wurde. Dann wurden mit dem Bajonett die Befestigungen genommen, wobei die Neufranken in wilder Flucht davoneilten und teilweise ihre Geschütze unvernagelt im Stich ließen. Houchard selbst entging mit knapper Not der Gefangennahme durch preußische Husaren.

Jetzt rückte auch von Bonames her unter einer furchtbaren Kanonade das preußische Zentrum unter Kalkreuth vor. Eschersheim, Heddernheim und Ginnheim wurden im Sturm genommen, wobei General von Eben an der Seite des Königs schwer verwundet wurde. Custine, der seinem bedrängten rechten Flügel zu Hilfe eilen wollte, wurde mit schweren Verlusten geworfen und gezwungen, seinen Rückzug zu nehmen, der an Bockenheim vorbei, über Rödelheim und das Nieder Wäldchen nach Höchst erfolgte. Nur durch Zerstörung der Brücken und die hereinbrechende

Dunkelheit wurde der Verfolgung ein Ziel gesetzt. Die Nacht noch brach Custine auf, um die schützenden Mauern von Mainz zu erreichen, er hatte die Rolle des Unüberwindlichen ausgespielt.

Gegen Abend rückte König Friedrich Wilhelm II. mit drei Bataillonen preußischer Garden ein und nahm Quartier im Roten Hause auf der Zeil, dem ehemaligen Quartier Custines und van Helbens. Die Garden bezogen die Wachen und lösten die Hessen ab, die trotz ihres aufreibenden Angriffs bis zum Abend unter Gewehr gestanden hatten.

Allerdings hatten diese Braven ihren Sieg nicht zu leicht erkämpft, 16 Offiziere waren teils gefallen oder tödlich verwundet, der Verlust an Mannschaften belief sich auf 168 Mann. Dagegen wurden auf den Wällen und in den Straßen nur 41 tote Franzosen gefunden, 154 waren teils schwer, teils leichter verwundet. Nach einem Protokoll des Bornheimer Schultheißen J. C. Rühl vom 10. Dezember stellt sich der französische Verlust folgendermaßen:

Einer so im Lazaret gestorben	1
Vom Bockenheimer bis an das Friedberger Tor auf den Wällen Todtgefundene, worunter auch die in der Stadt gefundene wenige Todtgebliebene begriffen	41
Von Blessierten so hernach im Lazaret gestorben, nemlich aus dem Kompostell, bis Dato	4
Aus dem Lazaret im roten Ochsen	13
Einer aus dem Krankenhaus von Sommerlatt	1
In Summa	60

Die Toten wurden auf der Bornheimer Heide beerdigt, wo man bei der Bebauung in den siebziger Jahren in der Gegend der Schopenhauerstraße auf die Gräber stieß. An Gefangenen kamen 1219 Mann, darunter der Kommandant und 65 Offiziere, in die Hände der Sieger. Van Helden wurde im „Römischen Kaiser" von zwei hessischen Offizieren bewacht und am 6. Dezember nach Marburg abgeführt. Die übrigen Gefangenen kamen nach Hanau, von wo ein Regiment zu ihrem „Empfang" ausmarschiert war.

Die halbstündige Beschießung hatte namhaften Schaden an Gebäulichkeiten angerichtet; so waren in der Judengasse 25 Häuser beschädigt, der Frohnhof, das Dominikanerkloster, das Hessische Postamt, das Riesenersche Haus, das Mergenbaumsche Haus und das Armen- und Waisenhaus hatten durch Granaten schwer gelitten. Trotz des Schadens an Gut und Eigentum zeichneten sich aber die Bürger im Augenblicke höchster Gefahr durch Mitleid gegen ihre Feinde aus. Die wehrlosen Neufranken, die ihre Waffen fortwarfen, um sich vor den feindlichen Bajonetten zu retten, fanden überall Zuflucht in den Bürgerhäusern, wo man sie vor der Wut der eindringenden Hessen verbarg, und erst später, als Ruhe eingekehrt schien, den Siegern auslieferte; daher die hohe Anzahl Gefangener.

Erbeutet wurden je eine Fahne vom Bataillon Garde und von den Husaren, außerdem fielen 800 Pfund Fleisch und die reichen Heu- und Hafermagazine in die Hände der Hessen. Eine kleine Summe Bargeld, die man im Roten Hause fand, wurde unter die Soldaten verteilt.

Die kriegerischen Unternehmungen für das Jahr 1792 schlossen mit der Einnahme Frankfurts ab, um gleich bei Beginn des nächsten Jahres mit Nachdruck begonnen zu werden, wobei den altheſſischen Regimentern Gelegenheit geboten wurde, neue Lorbeeren an ihre Fahnen zu heften. Am 6. Januar wurden Wicker und Hochheim von den Verbündeten eingenommen und die Franzosen gezwungen, sich unter dem Schutz der Mainzer Kanonen zurückzuziehen. Am 8. März kapitulierte die Bergfeste Königstein mit 435 Mann, darunter 14 Offizieren und 6 Geschützen, wodurch die Verbündeten in Stand gesetzt wurden, die Belagerung energischer zu betreiben. Während von Hochheim die deutschen Batterien donnerten, eröffnete man in Mainz den „Rheinisch-deutschen National-Konvent", sagte sich von Kaiser und Reich los und erklärte den ganzen Landstrich von Landau bis Bingen zu einem „freien, unabhängigen, unzertrennlichen Staat", den „Rheinisch-deutschen Freistaat", der aber, im Zeichen des Bankerotts geboren, am 23. Juli wieder zu existieren aufhörte. Am 10. Mai gab die neue Republik bereits Zwei- und Fünf-Sousstücke zum doppelten Zwangskurs als Belagerungsmünze nebst Assignaten aus, zu deren Tilgung sich General d'Oyre später vom König von Preußen 20,000 Taler lieh, nachdem die Aufnahme einer Anleihe in Frankfurt durch Mermann fehlgeschlagen war. Das stark befestigte Kostheim wurde am 8. Juli erstürmt, so daß die Festung von kaiserlichen, hessen-kasselschen, darmstädtischen, sächsischen und pfalzbayerischen Truppen umklammert war. Nach mehrfacher, verheerender

Beschießung unterzeichnete General d'Oyre am 23. Juli die Kapitulation, worin er Mainz den Verbündeten übergab.

Eine eingehende Beschreibung der weiteren Ereignisse würde den Rahmen unserer Aufgabe überschreiten. Um nochmals auf die Erstürmung Frankfurts zurückzukommen: Den gefallenen Hessen ließ König Friedrich Wilhelm II., der, wie schon erwähnt, beinahe Zeuge ihrer Tapferkeit war, vor dem Friedberger Tore, auf blutgetränkter Erde, ein Denkmal errichten. Am 1. Februar 1793 wurden dem Könige die Pläne des nach einer Zeichnung von Jussow von dem Bildhauer Ruhl in Kassel modellierten Denkmals vorgelegt, und bereits gegen Ende des Jahres konnte die Enthüllung stattfinden.

Eine genaue Beschreibung ist wohl überflüssig, nachdem Anlaß und Zweck genügend erläutert sind, und der Frankfurter Leser die Besichtigung hinzufügen kann.

Vielleicht tragen diese Zeilen dazu bei, manchem, der sonst achtlos am Hessendenkmal vorüberging, die Liebe zur Geschichte seines engeren Vaterlandes zu wecken und der Tapferen zu gedenken, die hier unter epheuumrankten Steinen zum ewigen Schlaf gebettet sind und dem jüngsten Apell entgegenträumen.

Die Custinsmesser.

Custine ließ nun, um seine Niederlage zu rechtfertigen, einen von ihm inspirierten und von Daniel Stamm verfaßten Artikel verbreiten. Er erschien

in der „Mainzer National-Zeitung", Nr. 137, Donnerstag, den 6. Dezember 1792, „im ersten Jahre der deutschen Freiheit". Die Einnahme der Stadt wurde darin nicht als das Werk der Hessen dargestellt, sondern als ein meuchlerischer Ueberfall auf wehrlose Soldaten durch die Bürger.

Der Artikel trug den Titel: „Frankfurter Adventsfeier. Ein Gegenstück zur Bartolomäusnacht und den sizilianischen Vespern." Es wird unter anderem darin angeführt:

„Der zweite Dezember war als der erste Adventssonntag zum Mordtage ausersehen. Früh um 9 Uhr sah man zwei Kolonnen Hessen sich jenseits des Mains ausdehnen, alles lief auf die Wälle, um die ankommenden Truppen zu empfangen, als plötzlich die Einwohner Frankfurts mit allen Arten von Mordinstrumenten bewaffnet, heimtückisch über die Verteidiger der Freiheit herfielen, mit mörderischen Schlägen sie hinwarfen, die Pferde an ihren Kanonen zerhaueten, die Räder am Wagen zertrümmerten, aus den Fenstern auf sie schossen und so in einen Haufen von 2000 Franken Verzweiflung brachten". Die Geschichte schloß mit den Worten: „Frankfurter! Diesen Tag werdet ihr trotz eurer feilen Zeitungen nicht aus den Jahrbüchern eurer Geschichte auslöschen. Buben auf der Straße werden euch anspeien, der Name Frankfurt wird der Nachwelt ein Abscheu seyn, der Franke ist verabscheuungswerth, der euch ansehen kann, ohne euch zu würgen. Euch und euern Namen zu tilgen, sey der Schwur, den jeder freie

Mann auf dem Vaterlandsaltare ablegen wird. Ich tue ihn freiwillig und ich werde ihn halten!"

Zum Glück kam der Schwur Stamms nicht zur Ausführung. Custine ging in seinen Machenschaften noch weiter und schickte dem Nationalkonvent ein Messer mit den Begleitworten:

Bürger-Präsident! Ich kann dem National-Konvent die merkwürdige Verräterei nicht verschweigen, die Ursache an der Wiedereinnahme Frankfurts und dem Meuchelmorde unserer Waffenbrüder war. Dreihunderte von ihnen sind, glorreich für die Sache der Freiheit fechtend, durch das Messer der Meuchelmörder gefallen.

Ich überschicke dem National-Konvent eines von den Messern, das ein Soldat überbrachte, der es einem dieser Nichtswürdigen aus den Händen gerissen und Gelegenheit gefunden hatte, dem schrecklichen Gemetzel in Frankfurt zu entkommen. Die Messer waren alle von der nämlichen Form; beinahe 10 000 Menschen waren damit bewaffnet; 150 Zimmerleute aus Nassau (er meinte damit die von Hanau zu Schiff abgegangene dritte Sturmkolonne des Regiments „v. Kospoth"), Untertane des Landgrafen, waren auf zwei Schiffen angekommen und sollten die Tore öffnen; und der Herr van Helden, Kommandant von Frankfurt, darf sagen, er habe nichts von ihrer Ankunft und ebensowenig von der Austeilung der Messer gewußt! Der Kommandant darf sich noch rühmen, seine Schuldigkeit getan und Lob von seinen Feinden erhalten zu haben".

In diesem Tone geht es weiter. Die Folge war, daß die Frankfurter Unterhändler in Paris verhaftet und als Geiseln behalten wurden, bis der 22. Januar 1793 ihnen die ersehnte Freiheit gab.

Der Magistrat setzte sofort in einer Erwiderung vom 12. Dez. eine Belohnung von 24 000 Livres für diejenigen aus, die zu den unerhörten Anschuldigungen Stamms und Custines Beweise bringen könnten. Aber auch diesmal gab es wieder uneigennützige Menschen, die das Geld lieber im Besitze der Stadt ließen.

Zum Glück besaßen die zahlreichen verwundeten und gefangenen Neufranken so viel Ehrgefühl, daß sie diese Lügen nicht auf den Frankfurtern sitzen ließen, sondern freiwillig ihren Dank für die gute Verpflegung und das Wohlwollen der Bürger in zwei Schreiben vom 5. und 9. Dezember aussprachen. Namentlich das zweite Schreiben verdient erwähnt zu werden:

„Wir unterschriebene Offiziere und Gemeine der am Sonntag Morgens gefangen genommenen Franzosen bekennen freiwillig, daß dasjenige, was die Mainzer Zeitungen wie auch sonstige von der Art unserer Gefangenschaft sagen, erlogen und gar nicht mit der Wahrheit der Sache übereinkömmt; der Bürger zu Frankfurt ist zu gut gesinnt, als Leuten übel zu begegnen, von denen er nie ein Uebel empfangen hat. Allein der Magistrat war nicht so ganz im Stand, dem Unfug zu steuern, wie er es wünschte, denn der hiesige Pöbel begienge, wie an jedem anderen Orte, Gesetzwidrigkeiten, die dem guten Namen hiesiger Bürger zum

Nachteil gereichten. Wir wären schlechte Leute, verdienten den Namen als Franzosen nicht, wenn wir uns selbst über die Behandlung unserer Gefangenschaft beklagen würden. Der Magistrat und hiesige Bürgerschaft beweiset uns täglich ihre Güte, durch sie erhält der Gefangene das Notdürftige, werden gut mit Essen versorgt, selbst Kappen, Strümpfe, Hemden und dergleichen wurden unter uns verteilt. Die Wahrheit der Sache erfordert, daß wir Gegenwärtiges bekannt machen; mehrere unserer Leute, die sich in Bürgerhäuser flüchteten, blieben daselbst so lange bis sie zur Sicherheit der Einwohner bleiben konnten. Die Bürgerschaft flehte um Pardon für jeden. Wir Unterschriebene bekennen solches, selbst für die schon fortgeführten Offiziere, wie auch die gemeinen Gefangene, und wünschen, daß solches überall bekannt gemacht werde. Geschrieben zu Frankfurt, ganz freiwillig und ungezwungen, am neunten Tag unserer Gefangenschaft, den 10. Dez. 1792."

Es folgen 26 Unterschriften von Offizieren und Gemeinen. Dieselben Schriftstücke wurden von den Mannschaften, die der deutschen Sprache nicht mächtig waren, auf französisch dem Magistrate zugestellt.

Vor allem war es der schwer kompromittierte van Helden und seine Offiziere, die gegen die Ausfälle ihres früheren Chefs Protest erhoben und darauf hinwiesen, wie Behörden und Bürgerschaft wetteiferten, um ihr Los zu erleichtern.

Sämtlichen Chirurgen wurde anbefohlen, sich der Lazarette anzunehmen; die Stadt stellte Holz zu Heiz- und Kochzwecken, an Verwundeten und Ge-

fangenen bewährte sich private Mildtätigkeit in reichstem Maße. Wollene Decken, Kleider, Schuhe, Strümpfe und Hemden wurden an alle verteilt. Bürger, denen Soldaten früher zugewiesen, besuchten ihre ehemalige Einquartierung, um sie mit Geld zu unterstützen. Die Leute hatten also alles, nur allerdings ihre Freiheit nicht.

Die Naturalverpflegung bestand pro Mann und Tag aus $1^1/_2$ Pfund Brot, $^1/_2$ Pfund Fleisch und Suppe, einem Trunk Bier und zum Frühstück einem Glas Branntwein. Die Offiziere hatten Zimmer für sich und erhielten ein ordentliches Frühstück, zu Mittag Suppe, Gemüse mit einer Beilage, Fleisch und Braten, abends Salat und Braten nebst eine Flasche Wein pro Tag. Man suchte hiedurch die Verleumdungen nach Kräften unwirksam zu machen.

Der Magistrat sandte an Custine nach Mainz am 9. Dezember eine Erklärung, welche die Lügen Stamms widerlegte, einen weiteren Protest sandten verwundete Offiziere am 11. Dezember ab, der die Vorgänge wahrheitsgemäß darstellt und gegen die Mainzer Zeitungen in scharfer Weise Stellung nimmt. Custine wälzte in einem Antwortschreiben die Sache von sich ab und wies auf die Freiheit der Mainzer Zeitungen hin, die er nicht einschränken könne. Er schloß mit den Worten:

„Uebrigens, meine Herren, bin ich weit entfernt, zu denken, daß die sämtlichen Einwohner Ihrer Stadt an jenen Greueltaten teilgenommen haben, über die Frankreich mit so vielem Rechte aufgebracht ist, und ich weiß, daß in Frankfurt rechtschaffene Bürger sind, die man Unrecht hätte,

mit den Böſewichtern und Mördern vom 2. Dezember zu vermiſchen".

Er ſtand alſo trotzdem feſt auf der Seite ſeines Freundes Stamm. Damit ſchien die Sache vorläufig abgetan. Zum Glück für Frankfurt ereilte ſeine Feinde die verdiente Nemeſis, ehe die Stadt im Jahre 1796 zum zweiten Male nach einer nächtlichen Beſchießung die Neufranken unter Kleber in ihren Mauern ſah. Cuſtine endete am 28. Auguſt 1793 auf dem Revolutionsplatze zu Paris unter der Guillotine, Houchard folgte ihm ein Jahr ſpäter auf das Blutgerüſt, auch Stamm konnte ſich nicht vor dem Fallbeile retten. Wer weiß, welcher zügelloſen, mit Mord und Brand verſehenen Plünderung die Stadt vier Jahre ſpäter verfallen wäre, wenn dieſe Männer noch am Ruder geweſen wären.

Nebenbei ſei noch bemerkt, daß ſich in den ſtädtiſchen Sammlungen noch einige Erinnerungen dieſer ſchweren Zeit befinden, wie ein ſogenanntes „Cuſtinsmeſſer", womit die Bürger wehrloſe Franken ermordet haben ſollten, ein Wachsporträt van Heldens und zwei Oelgemälde, welche die Erſtürmung des Friedberger Tores darſtellen.

Die Bedrängniſſe Frankfurts durch die Franzoſen vom 12. Juli bis 8. Sept. 1796.

„Nachdem die unbilligen Forderungen des übermütigen franzöſiſchen Gouvernements alle Ausſichten zum Frieden für jetzt haben verſchwinden machen und

daher ein neuer Feldzug eröffnet werden muß, so ist der Waffenstillstand auf Befehl Sr. Majestät des Kaisers aufgekündigt worden und die Feindseligkeiten nehmen den 31. zwischen 11 und 12 Uhr vormittags wieder ihren Anfang", so beginnt der denkwürdige Generalbefehl Erzherzogs Karl, nachdem er den Waffenstillstand der beiderseitigen Armeen am 21. Mai durch Feldmarschall-Leutnant von Kray hatte aufsagen lassen, um seine Kerntruppen zur austro-sardischen Armee nach Italien gegen die andrängenden Bonaparte zu schieben. Das Kriegstheater nahm in Deutschland wieder seinen Anfang und zwar zu gunsten der Neufranken. Bereits am 13. Juni sah man die gesamte Maas- und Sambre-Armee unter Jourdan an der Lahn vereinigt. Erzherzog Karl ließ dem Gegner keine Zeit, den beabsichtigten Vorstoß nach dem Maintal zu machen; am 10. Juni war die österreichische Armee auf das rechte Rheinufer übergegangen, am 15. wurde Levèbre bei Wetzlar geschlagen und Jourdan genötigt, sich bei der Flankenbewegung der Kaiserlichen wieder auf das linke Rheinufer zurückzuziehen, nachdem ein Teil seines Heeres bei Uckerath eine empfindliche Niederlage durch General v. Kray erlitten hatte. Aber Karl konnte diese Erfolge nicht ausnützen. Moreau überschritt am 24. Juni bei Straßburg den Rhein, eroberte Kehl und drang, die zersprengten schwäbischen Kreistruppen vor sich hertreibend, durch die Schwarzwaldpässe gegen Schwaben und Bayern vor. Zwei Tage später erhielt Erzherzog Karl die Hiobspost von dem neufränkischen Einfall, der seinen ganzen Feldzugsplan vereitelte. Ohne Verzug eilte der Feld-

herr mit dem Gros seiner Armee dem Neckar zu. Als Schutz ließ er 30 Bataillone Infanterie und 54 Schwadronen Kavallerie unter Wartensleben, dann als Reserve bei Idstein sieben Bataillone und 22 Schwadronen unter Werneck zurück, eine Truppenmacht, die kaum zur Verteidigung seiner Stellung ausreichte. Am 28. Juni überschritt Jourdan bei Düsseldorf und Köln wieder den Rhein und zwang die Oesterreicher, sich auf das linke Lahnufer zurückzuziehen. Nach einigen unglücklichen Gefechten bei Limburg, Runkel und Wetzlar erfolgte der allgemeine Rückzug durch den Taunus nach der Maingegend. Am 6. Juli wurde bei Offenbach eine Brücke geschlagen, weitere Pontonsbrücken bei Kostheim und Rüsselsheim folgten. Zwischen den Kaiserlichen und den nachdrängenden Franzosen kam es zu dem zweistündigen Gefecht am Johannisberg bei Nauheim. Die beiden deutschen Flügel wurden zurückgedrängt und das zäh aushaltende Zentrum, die beiden Regimenter Mitrovsky und Hohenlohe verließen das Schlachtfeld mit einem Verlust von 500 Toten und Verwundeten. Der folgende Tag brachte noch einen kurzen Zusammenstoß bei Friedberg. Zu gleicher Zeit mußte bei Homburg eine Abteilung des Kaiserlichen Korps weichen und sich hinter die Nidda zurückziehen, wo sie bei Bonames und Vilbel die Brücken abbrach.

Da es jedoch schien, als ob die Franzosen einen Vorstoß nach Aschaffenburg und Würzburg beabsichtigten, ging Wartensleben bei Frankfurt auf einer oberhalb des Allerheiligentores geschlagenen Brücke bei Offenbach über den Main, wobei Frankfurt

besetzt wurde, um den Rückzug und das in Offenbach befindliche Hauptquartier zu decken. Jourdan aber war es darum zu tun, Frankfurt in seine Gewalt zu bekommen. Er erließ deshalb am 10. Juli im „Frankfurter Journal" eine hochtönende Proklamation, die den Bürgern Schonung des Eigentums versprach. „Ihr werdet Eure Häuser nicht in Flammen aufgehen sehen", hieß es darin, und drei Tage später brannte Frankfurt. Man hatte vier Jahre vorher von Custine gelernt, was man von solchen Erlassen zu halten hatte.

Am 12. Juli wurden um 9 Uhr morgens die Tore gesperrt. Auf den Wällen wurde schweres Geschütz armiert und alles deutete auf einen entschlossenen Widerstand Wartenslebens, der den Obersten Monfroi zum Stadtkommandanten ernannt hatte. Gegen 5 Uhr nachmittags zeigte sich bei Bornheim und der Friedberger Warte die Avantgarde der Division Kleber. Die angreifende kaiserliche Kavallerie wurde geworfen und suchte ihr Heil unter den schützenden Wällen der Stadt. Sofort entspann sich eine Kanonade zwischen französischer reitender Artillerie und dem kaiserlichen Geschütz auf dem Neuen und Allerheiligen-Wall. Einige Kugeln fielen in der Friedbergergasse und auf der Zeil nieder, ohne Schaden anzurichten; gegen 7 Uhr brachte das schwere kaiserliche Geschütz die französische Batterie zum Schweigen. Kurz darauf ertönten am Friedberger Tor Trompetensignale. Ein französischer Offizier mit einem Trompeter verlangten Einlaß, um mit dem Stadtkommandanten zwecks einer Uebergabe zu verhandeln. Monfroi schlug dieselbe glatt ab. Dasselbe

selbe Schicksal hatte die Forderung eines zweiten Unterhändlers am Bockenheimer Tor. Mittlerweile hatte Kleber am Eschenheimer und Friedberger Tor zwei maskierte Batterien errichtet, die in der Nacht gegen $^1/_2$2 Uhr ein wohlgezieltes Feuer eröffneten. Einige kleine Brände wurden bald gelöscht, aber auch zwei Menschenleben fielen dem Bombardement zum Opfer. Eine Granate flog in die Wohnung des am Neuen Tore im Dielhof wohnenden Schreinermeisters Johann Friedrich Bucher und zerschmetterte dem 65jährigen Greise den Schenkel. Als man dem tödlich Verletzten Beistand leisten wollte, schlug eine zweite Granate ein und krepierte, ohne Schaden anzurichten. Das zweite Opfer war ein wegen Weinpantscherei verhafteter Perückenmacher Georg Friedrich Seitz, der mit seinem Sohne auf der Konstablerwache saß. Beide hofften bei dem Dröhnen der Geschütze, daß die Neufranken bald als ihre Befreier kämen, als eine Granate durchs Gitter sauste und dem Vater beide Beine abschlug, der Sohn blieb unverletzt. Erst gegen 3 Uhr wurde das von den Wällen lebhaft erwiderte Feuer eingestellt. Der glühende Kugelregen hatte nicht verhindern können, daß Deputationen aus dem Rat und der Bürgerschaft zu den beiden Befehlshabern eilten, um eine Schonung der Stadt zu bewirken. Montfroi verweigerte hartnäckig die Uebergabe, Kleber erklärte sich bereit, das Feuer bis zum 13. Juli abends 10 Uhr einzustellen. Sollte die Stadt bis dahin nicht kapituliert haben, so würde die Beschießung auf das nachdrücklichste eröffnet werden. Eine nochmalige Aufforderung zur Uebergabe wurde standhaft abgelehnt. Schöffe vom Hum-

bracht, Senator Luther und Syndikus Seeger eilten darauf hin nach Offenbach zu Wartensleben, um ihn zu bewegen, die nutzlose Verteidigung, die nur zum Schaden der Stadt geschehe, aufzugeben. Auch diese Bitten waren ohne Erfolg. Wartensleben erklärte, aus strategischen Gründen den Platz bis zum äußersten halten zu müssen und schien es auf einen Sturm ankommen zu lassen. Die Artillerie wurde von den Wällen nach Sachsenhausen gebracht, an den beiden Oeffnungen der alten Brücke die Balken abgehoben, die Zugänge mit spanischen Reitern gesperrt, hinter denen Geschütze postiert wurden. Zur wirksameren Verteidigung wurden die Regimenter Kaiser 1, Stuart 18 nebst den Grenadierbataillonen Murray, Württemberg, Würzburg nach Sachsenhausen beordert, und zum Schutze der Brücke wurde vor dem Deutschherrnhaus ein Regiment ungarische Infanterie aufgestellt. Angesichts dieser Vorbereitungen verließen Tausende unbemittelter Einwohner die Stadt, um sich im Hessischen in Sicherheit zu bringen. Vermögende eilten auf mit Hunderten bezahlten Fuhrwerken nach dem neutralen Hanau, alle ahnten das furchtbare Los ihrer Vaterstadt. Auf den Straßen wurde das Pflaster aufgerissen und nasses Stroh gestreut, auf den Speichern Gefäße mit Wasser aufgestellt, die Gewölbe und Keller dienten den Zurückgebliebenen zur Wohnung und bombensicheren Zuflucht.

Mittlerweile brach die furchtbare Nacht heran, die sich unvergeßlich in den Annalen Frankfurts einschrieb. Friedlich verkündeten die Turmuhren die zehnte Stunde. Nichts schien sich zu regen, und in banger Erwartung harrte man der kommenden

Dinge. Da, um $^3/_4$11 Uhr zuckten plötzlich von den drei schweren Batterien, die Kleber auf der Bornheimer Heide, am Neuhof und Glauburger Brünnchen errichtet hatte, aus 18 Haubitzen helle Pulverblitze auf und grollender Donner folgte. Am nächtlichen Himmel kam es wie feurige Kometen her und mit betäubenden Schlägen krepierten die 24-pfündigen Granaten in den Häusern und auf den Straßen. Dazwischen rief der grelle Knall der kaiserlichen Lärmkanonen die Garnison zu den Waffen; Trommeln wirbelten und mit gedämpften Tritten marschierten die Abteilungen über das nasse Stroh den Werken zu, die von schwerem Geschütz entblößt, jeden artilleristischen Widerstand undenkbar machten. Bald wimmerten die Sturmglocken von den Türmen und der grelle Ruf: „Feuer! Feuer!“ hallte durch die Gassen. Auf der Großen Eschenheimergasse loderten die Flammen aus dem Hause des Bäckers Gwinner und ergriffen die Nebengebäude. Die Spritzen rasselten heran, und verzweifelte Menschen eilten aus ihren Verstecken, um Hilfe zu leisten, aber vergeblich.

Nach dem Bericht von Augenzeugen sprangen die Granaten wie feurige Bälle auf und verhinderten jedes Näherkommen. Mittlerweile hatten die Geschosse im „Gasthaus zum gelben Hirsch“ und der benachbarten Rechenbergischen Liegenschaft gezündet. Hier hatten viele geflüchtete Bürger ihre Habe untergebracht, weil von Rechenberg preußischer Hauptmann war und sein Besitztum als neutral galt. Das Feuer fand willkommene Nahrung und hohe Flammengarben stiegen wie riesige Fackeln in die Luft. 28 Magazine brannten nieder mit den Warennieder-

lagen der Kaufleute Graf, Runkel, Wild und des Buchhändlers Zeßler, welche einen Schaden von mehreren tausend Talern erlitten. Rechenberg rettete nur das nackte Leben. Der Pfarrer Konsistorialrat J. L. Deeken zog mutig mit vier Bürgern die Spritze des dritten Quartiers zur Brandstelle heran, die furchtbare Glut vereitelte jede Hilfeleistung, sie mußten die Spritze stehen lassen. Jetzt kam das Schrecklichste. Aus der engen, größtenteils aus Holz gebauten Judengasse schlug die feurige Lohe haushoch zum Himmel und schoß mit unheimlicher Schnelligkeit von Giebel zu Giebel. Balken krachten, Mauern barsten und die Häuser stürzten zu rauchenden Trümmerhaufen über die Gasse. 140 Gebäude gingen in Flammen auf. Gegen 1 Uhr verstummte das Feuer der feindlichen Batterien. Eine Deputation, die unter Lebensgefahr bei dem Granatenhagel zu Kleber geeilt war, kehrte mit der freudigen Botschaft zurück, daß ein 48stündiger Waffenstillstand abgeschlossen sei.

Jetzt eilte alles zur Rettung der bedrohten Viertel herbei, um die Stadt nicht in Flammen aufgehen zu lassen. Die Brände auf der Eschenheimergasse und Friedbergergasse waren bald abgelöscht, die größte Gefahr bot jetzt die Judengasse, wo das Feuer die abschließenden Mauern ereilt hatte und übergesprungen war. Hier waren es Oberst Williams brave Czaikisten, die von dessen Kanonenbootsflotille auf dem Main als Retter in der Not erschienen. Mit eigener Lebensgefahr kletterten die tapferen Blaujacken auf Dächer und Mauern, um das verheerende Element einzudämmen. Auch Kleber schien jetzt auf die Rettung der Stadt bedacht zu sein, in die er einziehen wollte, und schickte

drei Landspritzen mit je 4 französischen Artilleriepferden bespannt und 120 unbewaffnete Soldaten nach dem Neuen Tor zuhilfe. Die Spritzen wurden eingelassen, die Mannschaften dankend abgelehnt. Teilweise hatten schon die Flammen die Fahrgasse ergriffen, die Anstrengungen der Bürger gingen in das unmenschlichste, als nachmittags ein heftiger Regen einsetzte und das Rettungswerk, dem fünf Menschenleben zum Opfer fielen, erleichtern half.

Nach den aktenmäßigen Darstellungen spielte bei der Beschießung allerdings auch ein unglücklicher Zufall mit. Eine Deputation hatte sich sich am Abend noch einmal nach Offenbach zu Wartensleben begeben, um in letzter Stunde diesen zum Abzug zu bewegen. Wartensleben sagte zu und schickte gegen 9 Uhr den Obersten Brady als Unterhändler mit Vollmachten zu Montfroi, um diesen zuvor von einer Kapitulation zu unterrichten und dann diese mit Kleber abzuschließen. Lange Zeit mußte der Oberst am Affentor unterhandeln, bis ihn der wachthabende Offizier einließ. Im Quartier des Kommandanten im „Römischen Kaiser" wurde er nicht angenommen, da Montfroi den Befehl gegeben, niemand vorzulassen und sich erschöpft zur Ruhe gelegt hatte. Der Wirt öffnete auf eigene Faust das Zimmer und ließ Brady ein, der nach 10 Uhr das Tor passieren konnte. Mit der Gegend völlig unbekannt, verirrte sich dieser und schlug den Weg nach Hanau ein, er kam somit zwei Stunden zu spät, als das Unglück schon geschehen war. Zu Bornheim im „Gasthaus zum Adler", dem Hauptquartier Klebers, wurden um 7 Uhr morgens die Kapitulationsakten von Kleber,

Brady und Pajol unterzeichnet. Ein 48stündiger Waffenstillstand trat in Kraft, vor dessen Ablauf die Stadt von den kaiserlichen Truppen geräumt wurde, die Bürger verließen sich auf den Großmut Jourdans, der durch Räubereien hinlänglich bekannt war.

Der Wortlaut der Kapitulation, die dem blühenden Gemeinwesen namenloses Unglück bringen sollte, war folgender:

Kapitulation der Stadt Frankfurt, so dermalen durch die kaiserlichen Truppen besetzt ist, zwischen dem Baron von Brady, Obrist in kaiserlichen Diensten, bevollmächtigt durch Herrn Grafen Wartensleben, General der Artillerie, Commandanten der österreichischen Armee am Niederrhein und dem Divisionsgeneral Kleber, Commandanten des linken Flügels der französischen Sambre- und Maas-Armee, hinlänglich bevollmächtigt durch den General en chef Jourdan; entworfen zu Bornheim, den 26. Messidors des 4ten Jahres der Republik (14. Juli) 1796 unter nachfolgenden Bestimmungen:

1. Artikel. Von dem Augenblick der Unterzeichnung der hier enthaltenen Bedingungen ist ein Waffenstillstand zwischen den beiden kaiserlichen und französischen Armeen von 48 Stunden an den beiden Ufern der Kinz, welche ihnen als Demarkationslinie dient, und von da bis zum Ausfluß des Mains in den Rhein.

Antwort: Zugestanden.

2. Artikel. Nach Verfluß der 48 Stunden wird der General der Artillerie, Graf von Wartens-

leben, die kaiserlichen Truppen aus der Stadt auf das linke Ufer des Mains ziehen.

Antwort: Nach Verlauf der 48 Stunden werden die Völker der Republik sogleich die Tore der Stadt in Besitz nehmen, mit Ausnahme der Sachsenhäuser Tore, welche ihnen nicht eher übergeben werden, bis der Nachzug der kaiserlichen Colonne gänzlich die Stadt verlassen haben wird.

3. Artikel. Die Garnison, so sie sich dermalen in Frankfurt befindet, nimmt ihre Artillerie und Munition mit sich und zieht mit ihren Waffen und Bagage aus.

Antwort: Zugestanden.

4. Artikel. Das Eigentum der Einwohner wird respektiert und versichert. Keine Strafe darf auferlegt werden. Kein Vorwurf darf den Einwohnern wegen ihrer vorigen Aufführung gemacht werden.

Antwort: Die Einwohner sollen in dieser Rücksicht sich auf die französische Großmuth verlassen, wovon sie die Gesinnungen in der Proklamation des Generals en chef Jourdan an die Einwohner des Landes am rechten Rheinufer finden werden. Ein Exemplar dieser Proklamation wird ihnen der Herr Obrist von Brady zustellen wollen.

Diese Kapitulation ist des Morgens um 7 Uhr an dem oben angezeigten Tage von beyden Teilen unterzeichnet worden.

Unterzeichnet:

Kleber, Commandant des linken Flügels der Armee, Baron v. Brady, Obrist des Regiments von Murray.

Diese Copie ist dem Original gleichlautend. Aide de Camp, Obristlieutenant des Divisionsgenerals Kleber. Pajol.

Damit nahte der armen Stadt die zweite schreckliche Prüfung. Am 15. zog die kaiserliche Besatzung von den Toren und Wällen ab, nachts um 2 Uhr wurden die letzten Vorposten eingezogen, und die Frankfurter Stadtsoldaten bezogen die Wachen. An dem verhängnisvollen 16., morgens um 7 Uhr, zogen die Franzosen durch das Neue Tor in die Stadt und besetzten die Wälle. Der Divisionsgeneral erließ eine mit „Gruß und Verbrüderung" unterschriebene, versöhnliche Proklamation, und der neue Stadtkommandant Darnaud bemühte sich, die Ordnung, so gut es ging, aufrecht zu erhalten. Was von diesen „Brüdern" zu erwarten war, zeigte der nächste Tag. Der französische General der Maas- und Sambre-Armee forderte eine Kriegskontribution von 6 Millionen Livres in klingender Münze, 2 Millionen in Naturallieferungen und zwar mit der Bestimmung, daß das erste Drittel binnen drei Tagen, das zweite Drittel am 27. des laufenden Monats und der Rest am 26. August zu entrichten sei „bei Vermeidung noch weiterer Erhöhung, ja selbst auch persönlicher Verantwortlichkeit."

Auch der französische Großmut begann sich zu zeigen. Die gefüllten Zeughäuser, für deren Inhalt Friedrich Wilhelm II. vor drei Jahren vergeblich 1 Million Gulden geboten hatte, wurden vollständig ausgeplündert, alle Waffen wurden eingezogen, sogar die Honoratioren mußten ihre Galanteriedegen abliefern. Letztere erhielten die französischen Regi-

mentskapellen, welche, obwohl der Name ihrer einstigen Besitzer auf der weiß lackierten Scheibe stand, öffentlich damit prunkten, denn die Leute waren das Stehlen gewöhnt. Nur den Musikern des Bürgermilitärs und den Stadtsoldaten wurden die Instrumente gelassen. Aus Dank brachten diese dem Kommandanten Darnaud ein Ständchen. Nach Beendigung der Musik dankte der General und bat, die Instrumente abzuliefern, den Tambourmajor rief er zurück mit dem Ersuchen, seinen silberbeschlagenen Stock nebst Wehrgehänge dazu legen zu wollen. Um eine Erfahrung reicher, schlichen die Musiker betrübt nach Haus. Um die schwere Kontributionssumme aufbringen zu können, bat der Rat die Bürgerschaft gegen vierprozentige Interimsobligationen das Mögliche beizutragen, aber es war unmöglich, schon den ersten Termin einzuhalten. Um die Bürger gefügiger zu machen, ließ Darnaud die auf den Wällen und der Pfingstweide lagernden Truppen in Bürgerquartiere legen. In der Nacht des 27. Juli wurden acht Magistratspersonen aus den Betten geholt und vor Darnaud geführt. Dieser erklärte sie zu Geiseln für die Leistung der geforderten Summen und ließ sie unter Bedeckung über Wiesbaden nach Charlemont an der Maas, später nach Birremont bei Givet bringen. Es waren die Schöffen: v. Humbracht, v. Barkhaus, v. Holzhausen und Schlosser, die Senatoren: Helpler, Andreae, Moors und Gg. Seitz. Am 5. Aug. trat ein Wechsel im Kommando ein; Darnaud ging zur Armee, und an seine Stelle trat General Duvignot, ein rücksichtsloser, brutaler Mensch. Dieser ließ am 7. wiederum 17 Geiseln festnehmen. Die Leute wur-

den um 2 Uhr in das Schultzsche Haus auf dem Roßmarkt gebracht und mußten im Hausflur bis 7 Uhr morgens warten, wo sie unter Dragonereskorte ihre Reise antraten. Es waren die Schöffen v. Lersner, v. Uffenbach, v. Ohlenschlager, v. Loen, v. Günderrode und Bonn, die Senatoren Mühl und Scherbius, von der Bürgerschaft: Rat v. Wiesenhütten, Wilhelm Manskopf, Dan. Brevillier, J. B. Schweitzer, de Neufville der Aeltere, Johannot der Aelteste, Thurneisen der Aeltere, Hartmann, Gwinner der Jüngere für Bankier Heiter und Kling für Bankier Gontard.

Nun stieg die Not aufs äußerste. Die Kriegsdeputation machte bekannt, daß statt baren Geldes goldene und silberne Gefäße, auch Löffel angenommen würden. Die Bürgerkapitäne gingen von Haus zu Haus, um freiwillige Gaben zu sammeln. Am Sonntag, den 14. August wurden in den Kirchen zum letztenmale die goldenen und silbernen Abendmahlsgeräte gebraucht, um dann in die Münze zu wandern. Man schlug daraus Dukaten und Taler, sogenannte Kontributionsmünzen. Erstere zeigen das Bild der Stadt mit Sachsenhausen von Westen. Auf dem Revers steht in einem Lorbeerkranze: „Aus den Gefäßen der Kirchen und Bürger der Stadt Frankfurt 1796.“ Der Taler zeigt dieselbe Inschrift am Rande und auf dem Revers den Frankfurter Adler, ein ewiges Mahnzeichen in Frankfurts Geschichte. Das kostbare Altargemälde in der Deutschherrnkirche wurde abgenommen und nach Paris weggebracht, die Glocken der Barfüßerkirche, die im Zeughaus standen, teilten dasselbe Los. Duvignot hatte es eilig, alles schien auf ernste kriege-

rische Ereignisse zum Nachteil der Franzosen hinzudeuten. Erzherzog Karl war den Franzosen in Süddeutschland zuvorgekommen, Jourdan mußte zurück und wurde bei Langfeld und Würzburg aufs Haupt geschlagen. Ueberall standen die geschundenen Bauern in Massen auf, namentlich im Spessart und Odenwald leisteten sie unter ihrem Führer Philipp Witt dem flüchtigen, neufränkischen Raubgesindel erfolgreichen Widerstand. Pardon wurde nicht gegeben. Mit Spießen, Sensen und Mistgabeln wurden die Marodeure zusammengeschlagen, der Haß und die Erbitterung kannten keine Grenzen mehr. Täglich wurden deshalb gefangene Bauern nach Frankfurt gebracht und füsiliert, dabei zeigten sich schon die Trümmer der zersprengten Armee, die nach dem Lahntal zu marschierte, da Mainz sich tapfer hielt. Am 7. September kam das Gros an, zerlumpte Gestalten, teilweise ohne Waffen und ohne jede Disziplin. Im Karmeliterkloster plünderten sie ihr eigenes Depot und verkauften ihre Schuhe zu fünf Batzen, Chasseurs überwältigten am Bockenheimer Tor ihre eigene Wache, welche das Tor verschlossen hielt, um in wilder Flucht weiter zu eilen. Die prahlerischen neufränkischen Maulhelden hatten vor Furcht den Kopf verloren, von Mainz aus hörte man den Donner der Geschütze und im nahen Hanau zeigten sich schon kaiserliche Kavalleriepikets. Nun nahm auch der Kommandant Duvignot seinen Abschied. Er ließ nachts zwei Uhr den Bürgermeister rufen, der mit seiner Ordonnanz erschien. Duvignot forderte 600 Karolinen, die er natürlich nicht bekam. Darauf stürzte er sich mit seinem Platzmajor auf den Bürger-

meister, untersuchte seine Taschen und nahm ihm das Geld ab, das er gerade bei sich hatte. Die Ordonnanz, welche zu Hilfe eilen wollte, bekam eine Tracht Prügel. Das war der Abschied des Kommandanten. Die Brücke am Affentor wurde von den abziehenden, letzten Franzosen vollständig zerstört, die anderen Tore schlossen sie ab und warfen die Schlüssel in die Stadtgräben. Ihnen auf dem Fuß folgten die kaiserlichen Barko- und Rohan-Husaren, Latour- und Koburg-Dragoner, Reglevich-Ulanen, Szekler und ungarische Grenzschützen. Am nächsten Tage traf, von den Bürgern umjubelt, Erzherzog Karl, der kühne Feldherr selbst mit seinem Hauptquartier ein. Frankfurt war befreit. Betrachten wir nun, wieviel der 53tägige Besuch die Stadt kostete: Schaden des Bombardements 4,000,000 Livres, an Jourdan bar 4,000,000 Livres, an Militäreffekten 2,000,000 Livres, 100 Pferde 80,000 Livres, Requisition 442,119 Livres, Magazine 450,000 Livres. Hierzu kam der Rest der von Jourdan an das französische Direktorium zu zahlenden Kontribution in bar mit 2,600,000 Livres und eine alte Forderung aus dem siebenjährigen Kriege mit 431,608 Livres, zusammen 14,003,727 Livres. Dazu kommen noch für Wegnahme des Zeughauses 246,012 Gulden, die Verpflegung und die durch Ausschreitungen der Truppen entstandenen Schäden sind nicht mitinbegriffen, repräsentieren aber eine ziemliche Summe. Dafür wurde die Stadt von dem Präsidenten des Direktoriums, dem berüchtigten Barras, in einem Schreiben vom 12. Frimaire (2. Dezember) belobt und für neutral erklärt. Am 11. Dezember mittags

trafen vier der Geiseln der ersten Aushebung ein, am Abend folgten weitere sieben, der Rest kam am 22. Dezember, aber es waren trotzdem trübe Weihnachten, die man da feierte. Handel und Gewerbe, namentlich die Messe hatte sehr gelitten, die Anhänglichkeit und Liebe der Bürger zu ihrer Vaterstadt hatte sich in Not und Gefahr in glänzendstem Lichte gezeigt. Der kleine Freistaat durfte in einem Schreiben vom 9. September auf diese Bürger stolz sein.

Furchtbar hatten die Franzosen in Bornheim gehaust. Lebensmittel waren keine mehr aufzutreiben. Während sich der Himmel von dem Brande Frankfurts rötete, ließ Kleber die Regimentsmusiken zum Tanze aufspielen. Der Bornheimer Pfarrer Göntschen wurde im Orte herumgeschickt, um für den Tisch und das Bett des Generals de Lacroix feines Linnen zu betteln. Die Männer wurden verprügelt, die Weiber vergewaltigt, das Vieh wurde fortgetrieben, alle Bande der Ordnung schienen gelöst. Ein Wirt Namens Mattern hatte noch Wein; General Championet schickte ihn fort, Kaffee und Zucker zu holen, sonst erhalte er eine Tracht Prügel. Der Mann ging, mit Lebensgefahr das Verlangte zu beschaffen, mittlerweile wurde der Wein laufen gelassen und das Haus ausgeraubt. Er bekam später von dem Kriegs-Zeugamt 70 Taler vergütet.

Die Danksagung des Rats an die Bürgerschaft hat folgenden Wortlaut:

> Die nahe Gefahr, in welcher hiesige Stadt in den vergangenen Tagen sich befunden hat, ist vorübergegangen. Durch die patriotischen Anstrengungen der Bürger sind auf die angesetzte Kontri-

bution vier Millionen Livres baar bezahlt, über die vier anderen Millionen Livres sind Verbriefungen angenommen worden, und gestern haben die französischen Truppen unsere Stadt verlassen. Das Vaterland ist von dieser Gefahr durch die Opfer der Bürger gerettet! Nicht aber allein diese Opfer — sondern die Wirkungen des Gemeinsinnes, der sie belebte, der Einigkeit, der willigen Folgsamkeit, des wechselseitigen Vertrauens, der festen Anhänglichkeit an Ordnung und Gesetze, der Geduld und Ergebung sind es, wodurch das Verderben dieser Stadt hat abgewendet werden können. Mit einem Gemeingeist und Bürgersinne dieser Art wird auch in Zukunft jedes Loos, das uns noch beschieden seyn kann, so hart es seyn mag, ertragen werden können.

Jetzt, nach abermals entfernter naher Gefahr, ist der erste Augenblick dem warmen Dankgefühl gewidmet, wovon besonders diejenigen gegen ihre Mitbürger durchdrungen sind, deren Händen die Besorgung des gemeinen Wohls in diesen kritischen Tagen vorzüglich anvertraut war. Mit Rührung haben wir bei jeder Katastrophe den patriotischen Gemeingeist, den Biedersinn, den Anstand und das Vertrauen beobachtet, womit ihre Mitbürger sie in ihren Bemühungen unterstützt haben. Sie haben ihre Beruhigung, ihren Stolz und ihre Belohnung darin gefunden, einem solchen gemeinen Wesen ihre letzten Kräfte zu widmen. Mit gleicher Rührung bezeugt ein Hochedler Rath der gesammten Löblichen Bürgerschaft hier-

über die vollkommenste Zufriedenheit und den unvergeßlichsten Dank.

Gegenwärtiger Aufsatz hat die Bestimmung, diese Zufriedenheit und diesen Dank Einer Löblichen Bürgerschaft sowohl im Ganzen, als auch jedem Einzelnen insbesondere, auszudrücken. Sollte er jemanden zugestellt werden, der eine unrühmliche Ausnahme gemacht zu haben sich getroffen finden könnte, so wird er — Ein Hochedler Rath ist nur allzu geneigt, zu glauben — rege Nacheiferung erwecken, dem rühmlichen Beispiele der Mitbürger zu folgen, und die Ehre zu verdienen, ein Frankfurter Bürger zu seyn.

Frankfurt, den 9. September 1796.

Stadt-Canzley.

Die Errettung Frankfurts am 22. April 1797.

Das Kriegsjahr 1797 hatte für die deutschen Waffen nicht glückverheißend angefangen. Moreau war in Süd-Deutschland eingefallen, Bonaparte stand noch vierzig Wegstunden vor Wien, auch Hoche war vom Glück begünstigt. Er hatte mit der Maas- und Sambre-Armee bei Neuwied den Rhein überschritten und den kaiserlichen General Werneck zum Rückzug genötigt. Bei Limburg kam es noch einmal zum Gefecht, in dem Hoche Sieger blieb. Der eigentliche Plan Wernecks, sich nach dem Fuldaischen zurückzuziehen, war fehlgeschlagen, er wurde durch eine Umgehung seines rechten Flügels genötigt, nach dem

Main zu abzuschwenken. Ihm auf dem Fuße folgten die Neufranken. Vom Taunus her rückte die Division Lefebvre als Avantgarde vor und war am 21. April in Falkenstein und Königstein eingetroffen. (Die Bergveste war ein Jahr zuvor im August von den Neufranken gesprengt und zu einer Ruine verwandelt worden.) Ein Angriff auf Wernecks linken Flügel schien bevorzustehen und Lefebvre plante eine Besatzung Frankfurts, das taktisch als Schlüsselpunkt seiner Stellung gelten konnte. Die alte, freie Reichsstadt war allerdings im Juli 1796 von Kleber beschossen worden und hatte eine Kontribution von 6,000,000 Livres zahlen müssen, wozu aus den Gefäßen der Kirchen und Bürger Notgeld geschlagen wurde. Jetzt mußte eine weitere Eroberung noch schrecklicher scheinen, denn den Truppen der Hocheschen Armeen ging der schlechteste Ruf voraus; sie bestanden aus dem verworfensten Gesindel der Republik; Raub, Mord und Plünderung bezeichneten ihren Weg durch das unglückliche Nassau. Hoche selbst war als Verehrer der Vendee berüchtigt, Wortbruch und Erpressung hatten ihn hochgebracht. Während sich so die Armeen gegenüberstanden, waren am 18. April auf Schloß Eckenwald bei Leoben nach mehrtägigen Verhandlungen die Friedenspräliminarien unterzeichnet worden, die einen sechsmonatlichen Waffenstillstand bis zum 18. Oktober vorsahen. In dieser Nacht wurde der Friede zu Campo-Formio unterzeichnet, aber vom 17. datiert. Zur Erläuterung möge bemerkt sein, daß ein Kurier als Friedensbote immerhin fünf Tage brauchte, um von Steiermark in die hiesige Gegend zu gelangen, wo man von dem

Waffenstillstand noch nichts wissen konnte. Am 22. April entwickelte sich die Lefebvresche Division nach der Nidda zu, wo man alle Brücken abgebrochen hatte. Hier standen kaiserliche Kavalleriepatrouillen, die sich am Morgen nach kurzem Geplänkel vor der französischen Uebermacht zurückzogen. Französische Husarenpatrouillen rückten nach und zwangen die Bewohner Hausen's mit Prügeln, die Brücken wieder herzustellen, Infanterie und Artillerie folgten, um ihren Weg nach Frankfurt zu nehmen. Gegen ein Uhr mittag konnte man von den Wällen aus die Spitzen der Vorhut an der Bockenheimer Warte beobachten. Von der Stadt leuchteten im Felde die weißen Uniformen der kaiserlichen Küraſſiere, die zwischen der Bockenheimer und Mainzer Landstraße die Gegend abpatrouillierten, ohne daß es zu Feindseligkeiten kam. In der Stadt hatten die Bürger Werkstätten und Läden geschlossen, denn es war anzunehmen, daß sich Frankfurt nicht lange halten konnte und beim Eindringen der Neufranken eine Plünderung aushalten mußte. Custine und Kleber standen noch in frischer Erinnerung. Da geschah das Unerwartete. Auf schweißbedecktem Pferde traf um halb zwei ein französischer Schild-Kurier, Josef Bellin von Leoben ein und stieg bei dem kaiserlichen Stadtkommandanten Mylius ab. Er war der Besteller zweier Depeschen, einer an General Werneck, der anderen an General Hoche, den man der Adresse nach schon in dem geraubten Frankfurt wähnte. Beide enthielten die Bekanntmachung der Leobener Abmachung und eine Aufforderung, die Feindseligkeiten einzustellen. Wie ein Lauffeuer ging die Friedensbotschaft durch

die Stadt, man dankte dem Himmel über die Rettung aus Gefahr in letzter Stunde. Aber diese Hoffnung sollte bald enttäuscht werden. An der Warte hatte das erste und zweite Chasseur-Regiment Aufstellung genommen, um sich mit dem anrückenden zweiten Husaren-Regiment zu vereinigen. Plötzlich dröhnte ein Kanonenschuß, das Signal zum Angriff. In vollem Laufe stürzte sich die neufränkische Reiterei gegen die vereinzelten kaiserlichen Abteilungen, die ihr Heil in wilder Flucht durch das Bockenheimer Tor suchten, verfolgt von den bis an die Mauern vordringenden Franzosen. Alle waren passiert, bis auf eine Abteilung von 20 Küraſſieren, die mit Chasseurs ins Handgemenge geraten waren und gegen das Tor zu gejagt wurden. Noch eine Minute und die braven Kaiserlichen waren gerettet, aber auch die Chasseure in dem Werk. Der kaiserliche Oberleutnant Brzezinsky vom Infanterie-Regiment „Manfredini", der die Wache am Bockenheimer Tor befehligte, begriff klar die Sachlage. Der Schlagbaum sauste nieder, das Gatter wurde gezogen und ein wohlgezieltes Schnellfeuer begrüßte die ansprengenden Franzosen. Diese ließen von der Verfolgung der kaiserlichen Küraſſiere ab, die nach dem Main zu sprengten und bei der Windmühle übersetzten und versuchten gegen das Tor vorzugehen. Da sprengte unter dem beiderseitigen Feuer der Stadtkommandant Mylius mit dem Kurier durch das Tor und forderte die Führer auf, die Feindseligkeiten einzustellen. Er ließ einen Offizier als Geisel zurück und begab sich zu Lefebvre, der anfangs den Nachrichten nicht glauben wollte, später aber einen Waffenstillstand

von 24 Stunden annahm, um sich von Hoche Instruktionen zu holen. Lefebvre kam am Mittag mit Gefolge in die Stadt, um im „Römischen Kaiser" die beiderseitigen Geiseln auszuwechseln. Gegen fünf marschierten seine Regimenter um die Stadt nach der Friedberger Warte zu, wo sie lagerten. Lefebvre nahm sein Hauptquartier in Bornheim, das bei dieser Gelegenheit gründlich ausgeplündert wurde; das Vieh wurde weggetrieben, Obstbäume gefällt, teilweise die Häuser zerstört und Männer wie Weiber mißhandelt. Und das alles unter den Augen des Generals. Während dieses Angriffs spielte sich auf der Bockenheimer Landstraße ein kleiner Zwischenfall ab. Bürgermeister Schweitzer und Syndikus Seeger wollten als Deputierte des Magistrats sich zu Lefebvre begeben, um ihn unter Hinweis auf den von dem Direktorium am 2. Dezember 1796 ausgestellten Schonungsbrief zu einer angemessenen Behandlung der Stadt zu bewegen. Mittlerweile erhielten sie Kenntnis von den Friedenspräliminarien und beschlossen, Lefebvre zu beglückwünschen. Da geschah der schon geschilderte Angriff. Der Kutscher des Vierspänners wurde verwundet, die Deputierten zogen sich in eine Gärtnerei zurück, wurden aber herausgeholt und ihrer Uhren beraubt, dann durften sie zu Lefebvre gehen, der natürlich weder von Neutralität noch von Frieden etwas wissen wollte, bis Mylius mit dem Kurier bei ihm eintraf. Die Wut der Franzosen, die Frankfurt plündern wollten, kannte keine Grenzen. Lefebvre selbst soll bei dem Angriff gesagt haben: „Allons, courage mes enfants, si vous venez à Francfort, tout vous appar-

tiendra!" Man wünschte dem schnellen Kurier, dessen frühe Ankunft den schwarzen Anschlag verhindert hatte, alles Böse, auch dem heldenmütigen Verteidiger des Bockenheimer Tores wand man keine Lorbeeren. Jedenfalls aber darf Brzezinsky als Retter der Stadt angesehen werden. Seiner Besonnenheit ist es zu verdanken, daß die durch Kontributionen ruinierte Stadt nicht den Mordbrennern Hoches in die Hände fiel. Am 24. April wurde dann die Nidda als Demarkationslinie erklärt. Hoche residierte in Friedberg, Lefebvre in Höchst. Wenn auch Frankfurt von den Neufranken verschont blieb, so hausten diese trotz des Anschlages „Territoire de Francfort, pays neutre" desto zügelloser auf den Frankfurter Ortschaften. In Sulzbach nahmen französische Fourageure die Aussaatfrüchte von den Speichern weg, Bonames sollte 200 Rationen Hafer liefern, Hausen eine Brandschatzung von 50 Karolinen zahlen, widrigenfalls man die Mühle niederbrennen und wohlhabendere Einwohner als Geiseln wegführe. Schließlich war der Offizier aber auch mit 21 Karolinen zufrieden. Endlich fand es Hoche auf mehrfache Vorstellungen der Stadt hin für besser, bei dergleichen Klagen energisch einzuschreiten. Er sollte den Friedensabschluß nicht mehr erleben. Am 19. September starb der große „Erpresser" an den Folgen eines Geschwüres in der Luftröhre. In dem Südbau des Rathauses vor dem Uebergang zur Bethmannstraße befindet sich ein großes Oelgemälde, das den Angriff der Franzosen auf das Bockenheimer Tor darstellt, auch existiert darüber ein ziemlich verbreiteter Kupferstich, der teils in schwarz, teils koloriert hergestellt wurde.

Die Einverleibung Frankfurts in den Primatial-Staat 1806.

Das Jahr 1806 durfte mit Recht für die freie Reichsstadt Frankfurt als ein Unglücksjahr genannt werden, denn neben einer bedeutenden Kontribution, welche den seit sechzehn Jahren ausgesogenen Wohlstand völlig erschöpfte, folgte als letzter Gewaltakt gegen die Stadt ihre Einverleibung in den Primatialstaat, als Geschenk des Korsen an Dalberg. Die Erniedrigung Deutschlands und die Willkür Napoleons war soweit gediehen, daß man deutsche Staaten nach Belieben verschenken und verleihen konnte, ohne daß man im Reich Einspruch erhoben hätte. Oesterreich war 1805 niedergeworfen worden und Preußen stand dieses Los bevor.

Folgen wir nun in kurzen Erwähnungen dem Gang der Ereignisse: Mitten im Frieden (für Mitteldeutschland wenigstens) rückte am 28. Januar 1806 des 16. leichte Infanterie-Regiment in Frankfurt ein, zwei Tage später folgten die Regimenter 44 und 105, die bei den Bürgern einquartiert wurden. Man fing an ängstlich zu werden, eine Abordnung der Stadt war seiner Zeit in Mainz sehr ungnädig von dem Kaiser empfangen worden und man fürchtete jetzt mit Recht seinen Zorn. Die Soldaten erhielten laut Bestimmung des Chef de l'Etat Major Rouget eindreiviertel Pfund Brot, Suppe, einhalb Pfund Fleisch, Gemüse und ein Maß Bier.

Der vierte Februar brachte Aufklärung, nachdem man dem Rat ein Schreiben Augereaus folgenden Inhalts übergeben hatte:

Meine Herren!

Es ist mir durch meinen Souverain, den Kaiser der Franzosen und König von Italien befohlen, an die Stadt Frankfurt eine Contribution von vier Millionen Francs zu fordern. Da ich keineswegs zweifle, meine Herren, daß Sie allen guten Willen bezeugen werden, um die Absicht Ihrer Majestät zu erfüllen, so fordere ich Sie auf, so bald als möglich jene Summe in die Hände des Herrn General-Kassierers der großen Armee zu liefern. Herr Garau, Revuen-Inspektor, welcher Ihnen das gegenwärtige Schreiben zuhändigen wird, ist beauftragt, meine Herren, mein Organ bey dem Rath zu seyn und sich mit Ihnen über den Gegenstand der Mißion, die ihm anvertraut ist, zu vereinigen.

Ich habe die Ehre mit Hochachtung zu seyn

Der Reichsmarschall

Commandeur en chef des 7n Corps der großen Armee

Augereau.

Darmstadt, den 4. Februar 1806.

Der Rat appellierte in einem Aufruf vom 5. Februar an den oft bewährten Patriotismus der Bürgerschaft, als tags darauf eine dringende Aufforderung zur Zahlung erfolgte mit der Drohung, im Weigerungsfalle 10,000 Mann in die Stadt zu legen und Lazarette aufzuführen. Durch eine Aufnahme von zwei Prozent Vermögenssteuer brachte man endlich soviel zusammen, um die eine Hälfte der Brandschatzung bezahlen zu können, die anderen zwei Millionen sollten durch Anlehens-Beiträge beschafft werden.

Der nach Paris gesandte Max von Günderrode konnte den Gang der Ereignisse nicht hemmen, das einzige, was er in Erfahrung brachte, war, daß die Selbstherrlichkeit der Reichsstadt ihrem Ende zugehe. Man wollte die unglückliche Stadt noch einmal ordentlich auspressen, ehe man sie ihren neuen Herren übergab, denn damals schon war die Abtretung der Stadt eine beschlossene Tatsache. Auch die Gründung des rheinischen Bundes war kein Novum, denn Napoleon äußerte sich bereits 1803 zu Dalberg, „daß in Deutschland eine dritte Macht unter französischem Schutze notwendig sei, die je nach Umständen gegen Preußen oder Oesterreich gebraucht werden können," selbstverständlich hatte er hierzu seinen Liebling, den Kurerzkanzler, ausersehen, dem auch später die traurige Rolle zufiel, Vollstrecker napoleonischer Wünsche und Rechtsverletzungen zu werden.

In dem am 9. Februar 1801 zu Luneville abgeschlossenen Frieden wurde auf Grund der zu Rastatt angenommenen Bedingung das linke Rheinufer an Frankreich von Basel bis zur Batavischen Republik abgetreten, wobei allerdings nach Artikel 7 den geschädigten Fürsten im Reiche eine angemessene Entschädigung zuzuweisen wäre. Die Folge bestand aus den Verhandlungen der Reichsdeputation von 1802 und 1803, die zu dem denkwürdigen Rezeß vom 25. Februar 1803 führten, nach welchem die weltlichen Fürsten auf Kosten geistlichen Besitzes entschädigt wurden. Diese Verhandlungen glichen einem wüsten Kuhhandel, in dem die Herren „von Gottes Gnaden" wie die Krämer feilschten, um ihre armseligen Krönlein in Sicherheit zu bringen. Der einzige geistliche

Souverain, der aus dem Debacle durch Napoleons Gnade mit Glanz hervorging, war der Kurerzkämmerer des rettungslos verlorenen deutschen Reiches Carl von Dalberg. Der Stuhl von Mainz wurde auf die Kathedral-Kirche zu Regensburg übertragen, wobei die Würde des Kurfürsten-Erzkanzlers und Primas in Germanien für ewige Zeiten vereinigt bleiben sollen. Seine Metropolitan-Gerichtsbarkeit erstreckt sich auf die rechtsrheinischen Ueberreste der ehemaligen Kirchenprovinzen Mainz, Köln und Trier. Als Dotation erhält der Kurerzkanzler das kurmainzische Fürstentum Aschaffenburg und das Fürstentum Regensburg, also die Stadt nebst Gebiet sowie sämtliche Einkünfte der dortigen geistlichen Güter. Ferner fielen die kaiserliche Stadt Wetzlar, der Kompostell-Hof zu Frankfurt und sämtliche übrigen Revenuen des Mainzer Domkapitels dem neuen Staate des Erzkanzlers zu (§ 25.)

Jetzt konnten in Paris endlich Unterhandlungen zwecks Konstituierung dieses neuen deutschen Staatswesens gepflogen werden. Die Erfahrungen hatten gezeigt, daß die deutschen Fürsten den Wünschen des Kaisers gefügig waren und die Verwirklichung der unter französischem Schutz stehenden Vasallenvereinigung genannt „Der rheinische Bund" ging ihrem Ziel entgegen. Der Gesandte des Kurerzkanzlers Graf Beust konnte von Paris am 23. Mai seinem Souverain die erfreuliche Mitteilung machen, „daß es so gut wie ausgemacht dasteht, Ew. Kurf. Gnaden die Stadt Frankfurt nebst Territorium zu übergeben im Tausch gegen Regensburg, welches an Bayern fallen soll." Dalberg, welcher jedoch Regensburg nicht

verlieren wollte, berief sich auf einen Geheimvertrag vom 6. Mai, wonach ihm Napoleon bei Anerkennung seines Onkels, des Kardinals Fesch als Coadjutor, für seine Staaten garantierte. Beust konnte den Fürsten bald über die Abtretung Regensburgs beruhigen und bemerken, daß Frankfurt für ihn als Dotation vorgesehen sei. Dalberg antwortete unter anderem: „Wenn die Stadt Frankfurt auf konstitutionelle Art dem Kurfürstentum einverleibt wird, so würde es Pflicht sein, ihre Lasten zu verringern, ihre Schulden zu bezahlen und sie so nach und nach aus dem Abgrund herausziehen, in den das Elend des Krieges sie gestürzt hat. Um einen solchen Zweck zu erreichen muß man für lange Zeit auf jeden pekuniären Vorteil Verzicht leisten, wie ich es mit Erfolg in Regensburg und Wetzlar getan habe."

Mittlerweile war das Projekt der „neuen dritten Macht" ausgearbeitet worden. In der Nacht des 12. Juli 1806 unterzeichneten bei Talleyrand die bevollmächtigten Gesandten von sechzehn deutschen Staaten die Bundesakten. Der Rheinbund war geschlossen. Jeder der verbündeten Fürsten hatte nach Artikel 3 auf diejenigen Titel, welche eine Beziehung zum deutschen Reiche ausdrückten, zu verzichten und spätestens bis 7. August dem Reichstag seine Ausscheidung aus dem Reichsverband anzuzeigen, indem der Kaiser von Frankreich als Protektor des Bundes keine deutsche Reichsverfassung und keinen deutschen Reichskörper, sondern nur einzelne deutsche Souveräne anerkenne. Damit war das heilige römische Reich deutscher Nation nach tausendjähriger ruhmvoller Vergangenheit zu Grabe getragen. Am 5. Aug.

legte Franz II. die Kaiserkrone nieder, es bestand kein Reich mehr. Dalberg bekam als Fürst-Primas des „Rheinischen Bundes“ den Titel „Durchlauchtigste oder hochwürdigste Hoheit“ (Altesse Eminentissime) und führte als solche den Vorsitz in dem Kollegium der Könige und (noch zu ernennenden) Großherzöge, das Kollegium der Fürsten hatte den Herzog von Nassau zum Vorsitzenden. Unter seine Souveränitätsrechte kamen die fürstlich und gräflich Loewenstein-Wertheimischen Besitzungen auf der rechten Mainseite, die Grafschaft Rieneck, welche Dalberg kaufte, erbachsche Amt Wildenstein, das Ingelheimische Patrimonialamt Ober-Erlenbach, der Solms-Rödelheimische Anteil von Niederursel und sämtliche im Gebiet gelegene Reichsritterschaften. Nach § 22 der Bundesakte folgte:

> Sr. E. H. der Fürst Primas wird die Stadt Frankfurt nebst deren Gebiet mit seinen Staaten vereinigen und mit vollen Eigentums- und Landeshoheitsrechten besitzen.

Somit war die alte Krönungsstadt mit dem alten Reiche gefallen. Am 9. September wurde die Stadt durch den Kommissär Lambert im Kaisersaale dem primatischen Minister Freiherrn von Albini übergeben. In der Frühe verkündeten die Domglocken und der Kanonendonner einer am Maine aufgestellten Batterie die große Feier der Besitzergreifung an.

Französische und frankfurtische Truppen besetzten den Römerberg und bildeten Spalier. Im Römersaale hatten sich der Magistrat und die bürgerlichen Kollegien eingefunden, um Zeugen des traurigen Ereignisses zu sein. Gegen 10 Uhr endlich roll-

ten zwei Wagen vor. Die Truppen rührten das Spiel und, von den Magistratspersonen empfangen, langten die beiden primatischen Kommissare, der geheime Legationsrat von Roth und der Direktorialrat von Izstein, nebst dem französischen Kommissär Lambert und dem Gesandten Bacher an. Augerau selbst war verhindert, dem Akte beizuwohnen, dagegen traf kurz vor der Eröffnung der Sitzung sein Generalstab nebst den frankfurtischen Offizieren ein, um den Akte ein glänzendes Bild zu geben. Der französische Spezialkommissar Lambert eröffnete die Verhandlung mit einer wohlgefaßten Rede, in der er den Stifter des Bundes, Napoleon, überschwenglich feierte und auf die Wohltaten hinwies, die Frankfurt von seinem neuen Herrn zu erwarten habe. Dann las er erst französisch, dann deutsch das Besitzergreifungsprotokoll vor, das in sechs Anfertigungen unterzeichnet wurde. Die primatische Kommission bedankte sich hierauf im Namen ihres höchsten Souveräns, des Protektors des Bundes, Napoleon, und sprach auch ihren Dank gegen den Fürsten von Neufchâtel aus, der seinerzeit als bevollmächtigter Minister des Kaisers die Auswechselung der Ratifikationen am 12. Juli geleitet hatte. Dann legte man die Protokolle den Bürgermeistern und dem Rat vor und die beiden ersteren, Anton Ulrich Karl von Holzhausen und J. Isaak Hofmann, sowie der Senior der bürgerlichen Kollegien, Joh. Peter von Leonhardi, und der Vorsteher des Rechnungswesens, Jakob Friedr. Guiollett, leisteten den Handschlag an Eidesstatt. Syndikus Seeger erklärte dann in wohlgesetzter Rede namens des Magistrats die unbegrenzte Unterwerfung unter den Willen Sr.

Majestät des Kaisers der Franzosen Napoleon und drückte die allgemeine Freude über das hohe Glück aus. Sofort holte nun der primatische Kommissar Izstein, den primatischen Minister Albini, der im Kompostellhof wohnte. Deputierte des Magistrats empfingen ihn, die Vollmachten und das Protokoll wurden noch einmal verlesen und alles brach in den Ruf „Es lebe der Kaiser Napoleon! Es lebe der Fürst-Primas!" aus. Am Mittag bereits prangten überall die neuen Hoheitsabzeichen, das Mainzer Rad an den Grenzpflöcken mit der Umschrift „Souveränes Gebiet des Fürst-Primas.

Am 25. September besuchte bereits der neue Landesvater die Stadt und teilte dem Senat den durch ihn erwirkten Erlaß der rückständigen zwei Millionen Kriegs-Kontribution mit. Frankfurt war unter teilweiser Respektierung seiner alten Rechte als Fürst-Primatische Stadt dem Primatialstaat einverleibt worden, um vier Jahre später zur Hauptstadt des 1810 geschaffenen Großherzogtums „Frankfurt" aufzurücken. Die freie Reichsstadt hatte geendet.

Betrachten wir uns flüchtig dieses letztere neue Staatswesen. Durch einen Vertrag vom 16. Februar 1810 wurde der seitherige, los gefügte Primatialstaat zu einem einzigen Staatswesen, dem Großherzogtum Frankfurt umgewandelt, Fürst-Primas Carl von Dalberg erhielt den Titel Großherzog, mit königlichen Würden und Ehren, nebst der Anrede „Königliche Hoheit". Als Nachfolger bestimmte Napoleon seinen Stiefsohn, den Prinzen Eugen Beauharnais, welcher dem Titel eines Vicekönigs von Italien noch den, eines Erbgroßherzogs von Frank-

furt beilegte. Regensburg wurde an Bayern abgetreten, die Fürstentümer Hanau und Fulda dagegen als neue Provinzen einverleibt, mit Ausnahme einiger kleinen Orte, die an Hessen fielen. Diese einzelnen Teile behielten noch kurze Zeit ihre Verfassung, Rechte und Einrichtungen, bis am 16. Aug. der Staat eine einförmige Organisation erhielt, welche am 1. Januar 1811 in Kraft trat. Bei einem Flächenraum von $96^1/_2$ Quadrat-Meilen, erstreckte sich das Großherzogtum Frankfurt vom Geisaer Wald im Norden bis zu Miltenberg am Main dem südlichsten Punkte, von Frankfurt bis Hammelburg. Die Einwohnerzahl gibt der Staatskalender 1812 mit 302,000 Seelen an, darunter die Hauptstadt Frankfurt mit 3475 Gebäuden mit 40,485 Einwohner. Bei dem Herannahen der Deutschen 1813 löste sich das „Großherzogtum Frankfurt" auf, nachdem sich sein Fürst vorher nach Konstanz geflüchtet hatte. Es war eines jener Staatengebilde, welche die Willkür eines Napoleon entstehen, die Erhebung des deutschen Volkes wieder vergehen ließ.

Die Huldigung Frankfurts vor Dalberg.

Der große Tag brach an; die dumpfen Schläge der großen Domglocke, die früher die deutschen Kaiser zur Krönung geleiteten und die Bürger zu dem üblichen Huldigungseid auf dem Römerberg einten „vor

des Reiches Majestät," riefen diese Bürger wieder zu einer Eidesleistung, die diesmal dem neuen Herrscher von Napoleons Gnaden galt, nämlich Carl dem Ersten, Fürst-Primas des Rheinischen Bundes und Erzbischof von Regensburg, souverainer Fürst von Aschaffenburg, Regensburg, Frankfurt, Wetzlar usw.

Gegen acht Uhr versammelten sich Bürger und Beisassen auf den Quartiersammelplätzen und wurden kompagnieweise von ihren Kapitänen und Offizieren nach dem Römerberg geführt, auf dem primatische Grenadiere den Dienst verrichteten. Die Aufstellung geschah in einem Halbkreis vor dem Römer. Der rechte Flügel, die Konstabler und das Scharfschützenkorps stand vor dem Haus Frauenstein, dann folgten die vierzehn Quartierkompagnieen und als linker Flügel die drei Kompagnieen bürgerlicher Kavallerie vor dem Haus Limpurg.

Kurz nach neun Uhr traf der Fürst in seiner sechsspännigen Staatskarosse, eskortiert von seinen Husaren, am Römer ein, das Gefolge in Zweispännern, und begab sich in den Kaisersaal, wo er zuerst die Huldigung des Rates und der Gerichte entgegennahm. Der Rat begab sich dann hinunter in den offenen, inneren Kreis vor dem Römer, wo sich die gesamte Geistlichkeit, die Lehrer der höheren Schulen, die Mitglieder der Ganerbschaften Limpurg und Frauenstein, sowie die graduierten Personen versammelt hatten; die bürgerlichen Kollegien, das Einundfünfziger- und Neuner-Kolleg, folgten und stellten sich auf Seite des Rates auf. Frankfurts neuer Herrscher trat dann auf einen eigens errichteten

Balkon mit rotem Baldachin, um sich gleich den Kaisern dem Volke zu zeigen und sich huldigen zu lassen. Der fürstprimatische Staatsminister Graf Beust hielt an die Bürgerschaft eine kurze Anrede. Der fürstliche Geheimrat Karl Friedrich Seeger las den Huldigungseid vor, den die Versammelten nachsprachen und beschworen. Zwischen dem Fahrtor und der alten Brücke donnerten die an der Mainseite aufgestellten acht Geschütze ihren Gruß und ein tausendstimmiges „Vivat Carl" erschallte. Das große Ereignis war geschehen. Die Bürger der ehemals freien Stadt hatten ihrem aufgedrungenen Herrn, ihrem „nunmehr ersten Fürsten, edelsten besten Fürsten Frankfurts, unserem weisen Carl Treue, Liebe und Verehrung" beschworen. Der bekanntlich sehr leicht gerührte Primas von Germanien legte während des Eides die rechte Hand aufs Herz und begrüßte dann mit einer gewissen Begeisterung seine neuen Untertanen, die wiederholt in lauten Jubel ausbrachen. Der Fürst kehrte in den Saal zurück und fuhr dann nach seinem Palast in der Eschenheimergasse, wo ihm um elf Uhr die Judenschaft im Schloßhofe zu huldigen hatte. Die Quartieroffiziere standen bei der Abfahrt vom Römer bis zur Neuen Kräme Spalier vor ihrem neuen Kriegsherrn.

Am Nachmittag folgte eine militärische Feier. Mittags gegen ein Uhr traten in den Quartieren die Bürger mit Ober- und Untergewehr, Fahnen und Musik an, um nach dem Sammelplatz, dem Roßmarkt, abzumarschieren. Gegen drei Uhr setzte sich der imposante Zug in Bewegung. Voran ritten die drei Kompagnieen bürgerlicher Kavallerie mit Paukern

und ihrem Trompeterkorps. Dann folgten die Konstabler und Scharfschützen mit ihren Kapellen. Der Reihe nach schlossen sich dann die vierzehn Quartierkompagnien mit ihrer Musik und fliegenden Fahnen an. Das siebente Quartier hatte sich sogar das Musikkorps der Mainzer Nationalgarde engagiert. Der Marsch ging über die Zeil, hinter der Schlimmen Mauer über die Eschenheimergasse zum Schloß. Der Fürst stand mit Gefolge im Schloßhof und ließ den Zug vorbei defilieren, wobei er die Offiziere und Mannschaften freundlich grüßte. Das elfte Quartier ließ sogar im Vorbeimarsch durch seinen Fähnrich ein sauber gebundenes Gedicht überreichen:

Glückwünsche des Herzens. Seiner Hoheit Ihrem Durchlauchtigsten Souverain, dargebracht von dem Offizier-Korps des löblichen XI. Quartiers am Huldigungstage.

Das neun schwülstige Verse zählende Carmen beginnt folgendermaßen:

Mit dem lautesten Gefühl der Freude
Huldigen die Bürger Frankfurts heute
Dir Erhabner, würdiger Regent.
Nimm' bei diesem feierlichen Bunde
Auch die Wünsche, die die große Stunde
Unsrem tiefgerührten Herzen nennt.

Der Fürst drückte tiefgerührt über diese Ergebenheit seinen neuen Untertanen, den Offizieren die Hand. Die Kompagnieen marschierten dann zu ihren Sammelplätzen und lösten sich auf. Um sechs Uhr begann eine allgemeine prächtige Illumination. Der neue Landesherr ging, begleitet von Bürgeroffizieren,

zu Fuß in der Stadt herum, um sich diese Beleuchtung anzusehen. Aufgezogen in dem sentimentalen Geist seiner Zeit fing der Fürst an zu weinen und pries dann mit überschwenglichen Worten diesen Tag als den glücklichsten und schönsten seines Lebens.

4 - ac 20/XI 07